Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Verschollen!

Roman

von

Ewald August König.

Hamburg.
Verlag der Roman- und Novellen-Mappe.
1869.

1. Kapitel.

„Ich sage Euch, Nachbar, es ist ein unheimliches Haus, Gespenster gehen zur Nachtzeit darin um.“

„Bah, — seid kein Narr! Unheimlich mag das Haus allerdings sein; aber was Ihr für Gespenster haltet, ist zweifelsohne nur das böse Gewissen, welches den alten Wucherer nicht ruhen läßt.“

„Habt Ihr je gehört, daß ein böses Gewissen nachtwandeln kann?“

„Gewiß. Oder glaubt Ihr etwa, der alte Mann drüben in dem unheimlichen Hause —“

„Ich bitte Euch, geht nicht näher darauf ein, ich bitte Euch darum, mir graut, wenn ich über die Geschichte nachdenke. Seit drei Tagen ist kein Fenster, keine Thüre geöffnet worden, und gerade vor drei Tagen war es, als ich in der Nacht drüben Licht bemerkte und unheimliche Gestalten die Räume durchwandeln sah.“ —

Die Beiden, welche am Vormittage eines drückend heißen Augusttages dieses interessante Zwiegespräch führten,

waren ihres Zeichens ein Schneider und ein Schuster. Die unverkennbaren Merkmale ihres Handwerkes, welche nicht allein an der Kleidung und der ganzen äußeren Erscheinung, sondern auch in den Physiognomien sich kundgaben, ließen darüber keinen Zweifel.

Sie standen vor der Hausthür des Flickschneiders und blickten unverwandt das große düstere Haus an, welches ihnen gegenüber lag.

Der Schneider hatte Recht, wenn er behauptete, es sei ein unheimliches Haus, und seine Gespensterfurcht, insofern sie sich auf dieses Haus bezog, war auch nicht ohne tiefere Bedeutung.

Jedermann wußte, daß Franz Grimm, der Eigenthümer dieses Hauses, ein hartherziger Wucherer war, der schon manche Familie in's Elend gestürzt, ja manchen Selbstmord auf dem Gewissen hatte.

Jedermann wich ihm aus; außer seinen Schuldnern und Denen, welche Noth oder Verzweiflung zu ihm hintrieb, überschritt Niemand seine Schwelle.

Er war verachtet und gleich einem Paria ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft.

Ihn kümmerte das nicht; die Verachtung und feindselige Geringschätzung, die überall ihm begegneten, waren ihm gleichgültig, unbeirrt ging er seinen eigenen Weg, Achtung und Freundschaft waren für ihn leere Begriffe, auf die er nicht den geringsten Werth legte. —

„Also das seht Ihr?“ fragte der Schuster nachdenklich, während er die Arme verschränkte und den Blick

forschend auf das hagere, spitze Gesicht des Schneiders richtete. „Wißt Ihr auch, daß diese Entdeckung dem Criminalgericht Anlaß zu ernsten Nachforschungen geben kann?“

Der Schneider blickte bestürzt auf, er bemerkte nicht, daß der Nachbar Kupferschmied längst seine geräuschvolle Arbeit eingestellt und sich ihnen genähert hatte.

„Ihr scherzt,“ erwiderte er verwirrt, „weshalb sollte das Criminalgericht sich um die Vorfälle in jenem Hause bekümmern?“

„He, was ist denn eigentlich in dem Hause vorgefallen?“ fragte der Kupferschmied.

Der Schneider fuhr erschreckt zusammen, während der Schuster gleichmüthig die Achseln zuckte.

„Seit drei Tagen ist drüben kein Fenster geöffnet worden und auch die Hausthür verschlossen geblieben,“ erwiderte der Letztere. „Ich habe das nicht bemerkt, weil ich nie diesem Hause und seinem Bewohner Beachtung schenkte, unser Nachbar aber will die auffallende Entdeckung gemacht haben, und mehr als dies, er hat vor drei Tagen zur Nachtzeit unheimliche Gestalten in den Räumen des Hauses gesehen.“

Der Schneider nickte zustimmend.

„So ist es,“ sagte er, „und dieser Mann will nicht glauben, daß jene Gestalten Gespenster gewesen sein können —“

„Seid vernünftig!“ unterbrach der Kupferschmied ihn rauh. „Wenn das Haus seit drei Tagen verschlossen

gewesen ist, so kann man annehmen, daß der alte Schuft entweder eine Reise angetreten hat, oder daß ihm ein Unglück begegnet ist. — Aber da kommt die alte Martha, seine Aufwärterin, die wird's uns sagen können."

„Na, jetzt weiß ich schon, was wir davon zu halten haben," sagte der Schuster, „die beiden Herren, welche sie begleiten, kenne ich."

„Wer sind sie?" fragte der Schneider, den weniger diese Erklärung, als der Ton, in welchem sie gesprochen worden war, beunruhigte. „Es wäre entsetzlich, wenn das Criminalgericht —"

„Warum entsetzlich?" fiel der Schuster ihm in's Wort. „Der kleine Herr ist unser Polizei-Inspector, der andere der Friedensrichter, habt Ihr vielleicht kein reines Gewissen — he?"

„Ich!" erwiderte der Schneider bestürzt. „Seid so gut und macht keinen schlechten Spaß, für mich könnte es übel ablaufen. Ich habe nicht gern mit dem Gericht zu schaffen, die Fälle sind schon dagewesen, daß ein Zeuge sich um den Hals geredet hat."

Die alte Frau und die beiden Herren waren jetzt vor dem Hause angekommen; die drei Nachbarn traten zu ihnen, um ihre Neugierde zu befriedigen.

„Ihr sagt also, seit drei Tagen habe Herr Grimm die Thüre nicht geöffnet?" fragte der Inspector die Magd.

„So ist es," erwiderte Marthe, „ich habe jeden Tag Morgens, Mittags und Abends verschiedene Male geläutet und keine Antwort erhalten."

„Ihr wißt sicher, daß der alte Mann nicht vorhatte, eine Reise zu machen?"

„Wenn er es vorgehabt hätte, würde er es mir gesagt haben."

„Der Entschluß kann plötzlich gefaßt worden sein."

„Erlauben Sie, Herr Inspector, dieser Mann kann Ihnen vielleicht Aufschlüsse geben," nahm der Schuster das Wort, auf den entsetzt zusammenfahrenden Schneider zeigend, „er wohnt drüben in dem kleinen Häuschen und sein Arbeitstisch steht dicht am Fenster. Er hat mir gesagt, daß er Beobachtungen angestellt und sehr interessante Entdeckungen gemacht habe."

„Na, so redet und faßt Euch kurz," sagte der Inspector. „Ihr werdet am Ende auch weiter nichts wissen, als daß das Haus verschlossen geblieben ist."

„Er hat vor drei Tagen in der Nacht Gespenster in dem Hause gesehen," spottete der Kupferschmied, ohne die wachsende Bestürzung seines Nachbars zu beachten.

„Erzählt, was Ihr bemerkt habt," befahl der Inspector kurz angebunden.

„Ich litt in jener Nacht an Zahnweh," erwiderte der Schneider zögernd und verwirrt, „da ich nicht schlafen konnte, setzte ich mich auf meinen Tisch, um zu arbeiten."

„Der Tisch steht am Fenster?"

„Ja."

„Oben oder im Erdgeschoß?"

„Oben."

„Weiter."

„Zufällig fiel mein Blick auf das Haus; ich bemerkte im oberen Stock Licht."

„Wann war das?"

„Um ein Uhr. Mir fiel das umsomehr auf, weil ich nie vorher in jenen Räumen Licht gesehen habe. Die Jalousieen sind stets dicht geschlossen geblieben, Herr Grimm bewohnte die Zimmer nicht."

„Das ist wahr," sagte die alte Magd, „so lange ich seine Aufwärterin gewesen bin, sind seine Zimmer nicht geöffnet worden. Ich habe ihn oft gefragt, weshalb sie nicht gelüftet und gereinigt werden sollten, aber nie eine Antwort darauf bekommen."

„Hm, dann mag's schön aussehen in den Räumen," bemerkte der Schuster, „Ihr seid ja schon seit zwanzig Jahren seine Aufwärterin."

Martha nickte. „Seit dem Tode seiner Frau, die im Wochenbette starb," sagte sie.

„Fahrt fort," befahl der Inspector dem Schneider, der mit dem Rockärmel einige Mal über die nasse Stirn fuhr, ohne in seiner Verwirrung zu bedenken, daß dieser Aermel mit einem Dutzend Nadeln gespickt war. „Ihr saht also Licht in den oberen Räumen?"

„Ja. Dieses Licht wanderte aus einem Zimmer in das andere, ich sah zu verschiedenen Malen einen Schatten auf das eine oder andere Fenster fallen, einen schwarzen unheimlichen Schatten, darauf verschwand das Licht plötzlich."

„Das Alles bemerktet Ihr, trotzdem die Jalousieen geschlossen waren?"

„Ja."

„Ihr selbst branntet kein Licht?"

„Nein."

„Nun? Und das war Alles?"

„Nein, nein! Bald darauf erschien das Licht im zweiten Stock und auch hier durchwanderte es alle Räume."

„Dort sind die Schlafzimmer," warf Marthe ein.

„Nun? Und weiter?"

„Ich bemerkte ganz deutlich, daß ein Fenster langsam, geräuschlos geöffnet wurde und eine Gestalt sich hinausbeugte."

„He, davon habt Ihr mir ja noch nichts gesagt!" rief der Schuster überrascht. „Eine Gestalt? Die hieltet Ihr wohl für ein Gespenst, he?"

„Schweigt!" herrschte der Inspector ihn an. „Redet, wenn Ihr gefragt werdet und macht diesen Mann nicht confus. Erkanntet Ihr in dem, der sich herausbeugte, den alten Herrn Grimm?"

„Nein," erwiderte der Schneider, sich scheu umblickend, „den alten Mann würde ich augenblicklich erkannt haben."

„Er war es also nicht."

„Nein."

„Werdet Ihr ihn wiedererkennen, wenn er Euch vielleicht später gegenübergestellt wird?"

„Um Gotteswillen!" rief der Schneider entsetzt. „Ich versichere Sie, es war kein Lebender, sondern einer der

bösen Geister, mit denen der Wucherer einen Bund geschlossen hat."

Ueber die harten Züge des Inspectors glitt ein mitleidiges Lächeln.

„Ihr seid eine furchtsame, abergläubische Natur," sagte er, „wie könnt Ihr glauben, daß —"

„Und doch hat er recht," fiel Marthe ihm rasch in's Wort. „Herr Grimm, Gott verzeihe mir's, wenn ich ihm Unrecht thue, hat immer Heimlichkeiten gehabt, in seiner Nähe war es jedem guten Christen unheimlich, nur Einer, der Makler Theodor Schlick, der fast täglich in's Haus kam, machte sich nichts daraus. Ich glaube gerne, daß der alte Mann dem Bösen seine Seele verkauft hatte, in die Kirche ging er nie und an Gott glaubte er nicht."

Der Schneider nickte bedeutsam. „Das ist ja, was ich behaupte," sagte er, „in jener Nacht hat der Böse ihn geholt; höchstwahrscheinlich ist er durch jenes Fenster mit der armen Seele davon geflogen."

„Habt Ihr etwas Derartiges gemerkt?" fragte der Inspektor sarkastisch.

„Gott soll mich bewahren, daß ich mich in solche Dinge einmenge," erwiderte der Schneider erschreckt. „Als ich sah, daß der Böse das Fenster öffnete, zog ich mich von meinem Tisch zurück und merkwürdiger Weise schlief ich gleich darauf ein, die Zahnschmerzen waren verschwunden."

„Was soll man nun mit diesen Mittheilungen begin-

nen?“ flüsterte der Inspector dem Richter zu. „Der Dummkopf ist im Stande, seine Aussagen später wieder zurückzunehmen, unter dem Vorwande, er erinnere sich jetzt, daß das Alles nur ein Traum gewesen sei.“

„Und fast möchte ich vermuthen, daß es nichts Anderes war,“ antwortete der Richter.

„Ah, so lebhaft träumt man nicht. Ich hege die Ueberzeugung, daß in jener Nacht in diesem Hause ein Verbrechen verübt worden ist. Hätte ein vernünftiger, beherzter Mann diese Entdeckung gemacht, so wären die Verbrecher bei der That ertappt worden, jetzt können wir lange suchen, ehe wir sie gefunden haben.“

Der Inspector hatte bei dem letzten Worte die Glocke gezogen. Dumpf verhallte der schrille Ton in dem großen Hause, aber Niemand kam, um zu öffnen.

So verstrich eine Viertelstunde; nachdem die Glocke zum zehnten Male ohne Erfolg gezogen war, befahl der Inspector einem Umstehenden, einen Schlosser zu holen. Es zeigte sich, daß die Thür nur einfach geschlossen und der schwere eiserne Querbalken an der inneren Seite nicht vorgelegt war, das begünstigte die Arbeit des Schlossers, der nach wenigen Minuten die Thür geöffnet hatte.

Marthe und der Schneider, welche der Thür zunächst standen, wichen scheu und mit sichtbaren Zeichen der Angst und des Entsetzens zurück, der Inspector dagegen trat rasch in das Haus, begleitet von dem Richter.

Der Kupferschmied und der Schuster folgten den Beiden ohne Zögern und jetzt faßten auch Marthe und der

Schneider sich ein Herz, sie mußten ja ihre Neugierde befriedigen und sich die Gewißheit verschaffen, daß der Böse seinen Verbündeten geholt hatte.

Die innere Einrichtung des Hauses stand mit dem Eindruck, den das Aeußere desselben machte, ganz im Einklang.

Die Zimmer waren hoch und geräumig, aber es herrschte eine feuchte, dumpfe Luft in ihnen, das Licht konnte durch die schmutzigen, theilweise erblindeten Scheiben ja nur sehr spärlich eindringen. Wohin der Blick sich wandte, fiel er auf ein Spinngewebe, vergilbte, halb verfaulte Tapeten, auf Moder und Unrath. Die Ausstattung der Zimmer selbst mußte vor Zeiten sehr solid und gediegen gewesen sein, die einzelnen schweren, oft mit Schnitzwerk reich verzierten Möbel ließen das kaum bezweifeln, ja, man fand hie und da noch einen schwachen Rest von Freundlichkeit und Gemüthlichkeit, der offenbar aus den Jahren herrührte, in denen eine Hausfrau in diesen Räumen gewaltet hatte.

Jetzt war die Ausstattung dieser Räume ärmlich, sie machte einen unangenehmen Eindruck durch die Unsauberkeit und Unordnung, die überall sich zeigten.

Im Erdgeschoß lagen das Schreibzimmer, die Wohnstube und die Küche, in allen fand man nur die unentbehrlichsten Möbel, nicht eine Spur von den werthlosen Kleinigkeiten, mit welchen sogar der ärmste Tagelöhner seine Wohnung zu schmücken liebt. Da sah man keine Gardinen, keine Blumen und Teppiche, keinen Schmuck

an den Wänden und keine Nippsachen, nur die Schränke, Tische und hochlehnigen Stühle standen in den nackten, kahlen Räumen.

„Comfortable ist die Wohnung nicht," sagte der Inspector, „ich möchte wahrlich in diesen Räumen nicht wohnen."

„Und doch muß Herr Grimm in ihnen sich sehr wohl gefühlt haben," erwiderte der Richter, „er verließ das Zimmer nur selten."

„Das hatte seinen guten Grund," versetzte der Schuster, „der alte Mann wußte sehr genau, daß er draußen nur Zurückhaltung und Verachtung fand."

„Er war ein sonderbarer Mensch," nahm Marthe kopfschüttelnd das Wort, „verschlossen, närrisch, geizig und grob. In den Zimmern des ersten Stockwerks ist die Einrichtung noch gerade so, wie sie damals beim Tode seiner Frau war; es sind schöne, elegante Zimmer, aber der alte Mann ging nie hinein. Es kam mir vor, als ob er eine geheime Angst vor diesen Räumen habe, und ich vermuthe, worauf diese Angst sich gründete."

Die kleine Gesellschaft hatte inzwischen die breite, sehr bequeme Treppe erstiegen, deren geschmackvolle Bauart ebenfalls verrieth, daß das Haus ehedem für einen reichen Patrizier gebaut worden war.

Der Schlosser öffnete die Thüren, sie waren sämmtlich geschlossen und die Schlüssel in der Eile nicht zu finden. Marthe hatte nicht zu viel behauptet. Es waren

schöne, sehr elegant eingerichtete Zimmer, aber eine Moderluft wehte in ihnen.

Der Schuster beeilte sich, die Fenster zu öffnen, Staubwolken wirbelten empor, als Licht und Luft eindrangen.

Staubschichten lagen über das Ganze gebreitet, in kostbaren Teppichen hausten zahllose Motten, die Spiegelgläser waren erblindet und an einzelnen Stellen deckte Schimmel die schönen Tapeten.

Das war in allen Räumen dieses Stockwerks der Fall, die frühere Pracht und Eleganz war unter der Moderdecke zu Grunde gegangen.

„Weshalb mag Herr Grimm diese Zimmer nie benutzt haben?“ fragte der Richter kopfschüttelnd. „Mir scheint das unbegreiflich.“

„Und doch finde ich es erklärlich,“ meinte der Inspector. „Ohne Zweifel fürchtete er, es werde ihm zu viel kosten, wenn er diese Räume in Stand halten müsse; er war, wie man hört, sehr geizig.“

„Nein, nein, der Geiz war es nicht, was ihn dazu bewog,“ erwiderte die alte Magd rasch. „Er konnte ja das Alles allmählich verfallen lassen, wie es unten im Laufe der Jahre geschehen ist. Ich glaube, er fürchtete die Erinnerung, die an diese Zimmer sich für ihn knüpfte. Hier wohnte seine Frau, während er unten sein Geschäft betrieb, und man sagt, die Ehe sei sehr unglücklich gewesen. Man hat ja damals, als die arme Frau so plötz-

lich starb, Manches gehört, worüber man öffentlich nicht reden durfte — "

„Und man hat ihm nach meiner Ueberzeugung unrecht gethan," fiel der Schuster ihr ernst ins Wort. „Ich wohne diesem Hause seit dreißig Jahren gegenüber und glaube besser wie jeder Andere über die Sache urtheilen zu können. Damals, als die Frau noch lebte, war Herr Grimm noch ein einfacher Börsenmakler, er hatte ein gutes Geschäft und, wie ich nicht besser weiß, lebte er mit seiner Frau sehr glücklich. Ich habe nie ein lautes Wort gehört, die Beiden gingen immer gemeinschaftlich, und es schien nicht allein, auch die Mägde sagten, daß es eine glückliche Ehe sei. Die Frau starb plötzlich, wenn ich nicht irre, im Wochenbett, und das Kind folgte ihr bald darauf. Ich erinnere mich dessen noch sehr genau. Grimm war damals auf der Reise, als er zurückkehrte, fand er sein Kind im Sarge. Am Begräbnißtage wurden die Jalousieen geschlossen, sie sind seitdem nicht mehr geöffnet worden. Und seitdem ist auch der gute Geist aus dem Hause gewichen. Grimm verkehrte mit keinem Menschen mehr, ausgenommen der Makler Theodor Schlick, der ihn täglich besuchte. Er wurde von diesem Zeitpunkte an hartherzig, habsüchtig und geizig, früher war er es nicht."

Schweigend hatten die Anwesenden zugehört. Als der Schuster schwieg, wollte Marthe gegen seine Behauptungen protestiren, aber der Richter ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Wir vergessen ja ganz, was uns hierher geführt hat,"

sagte er, „unsere Pflicht ist es, zu erforschen, was dem alten Manne zugestoßen ist.“

Die kleine Gesellschaft stieg jetzt die zweite Treppe hinauf, und als Marthe, auf eine Thür zeigend, erklärte, dies sei das Schlafgemach Grimms, richteten sich die Blicke Aller mit gespannter Erwartung auf diese Thüre, die ebenfalls geschlossen war.

Jeder der Anwesenden hegte die Ueberzeugung, daß nun das Räthsel sich lösen müsse. Jeder erwartete, in dem Schlafgemach die Leiche des alten Mannes zu finden.

Nur eine Frage beschäftigte jetzt noch die Seele eines Jeden, die, ob der Wucherer eines natürlichen Todes gestorben, oder gemordet worden sei.

Und als nun der Schlosser die Thür langsam öffnete, konnte man in dem Blick eines Jeden die verschiedensten Empfindungen lesen.

Aber Jeder sah sich in seinen Vermuthungen und Erwartungen getäuscht; das Zimmer befand sich noch in derselben Ordnung, in der Marthe es vor drei Tagen verlassen hatte.

Das ärmliche Lager war unberührt, jeder Stuhl stand an seiner gewohnten Stelle.

Der Richter schüttelte den Kopf, auch der Inspector schien im ersten Augenblick verdutzt zu sein.

„Na, da haben wir's ja,“ brach der Schuster das peinliche Schweigen, „ich sagte es ja meinem Nachbar sofort, Grimm werde eine Reise angetreten haben.“

„Das hättet Ihr mir gesagt?“ fragte der Schneider.

„Wenn ich's Euch nicht sagte, so dachte ich's mir, Ihr seht, ich habe das Richtige getroffen."

„So wird es sein," versetzte der Richter.

„Dennoch kann ich es nicht glauben," erwiderte die alte Frau, deren Blick unverwandt auf einem dunklen Fleck ruhte, der sich auf dem Fußboden deutlich zeigte. „Der alte Mann hatte keinen Grund, so plötzlich abzureisen, er würde es mir gesagt haben, ich weiß —"

„Bah, was wißt Ihr!" unterbrach der Schuster sie. „Euch hat der Wucherer in seine Geschäfte gewiß nicht eingeweiht. Weshalb ist es unmöglich, daß er plötzlich eine Nachricht erhielt, die ihn nöthigte, augenblicklich abzureisen. Mußte er Euch zuvor um Erlaubniß fragen?"

Die alte Frau schüttelte mit einer Miene ernster Mißbilligung das Haupt.

„Seht Ihr diesen Fleck?" erwiderte sie. „Ich weiß sehr genau, daß er nicht da war, als ich vor drei Tagen das Zimmer verließ, es ist Blut, sein Blut. Bedenkt, was dieser Mann in jener Nacht entdeckt hat und geht nicht so ruhig über das räthselhafte Verschwinden des alten Mannes hinweg."

„In der That, es ist Blut," sagte der Inspector, der sich gebückt und den Flecken scharf betrachtet hatte. „Die Frau hat Recht, wir müssen eine Untersuchung einleiten."

„Wozu das?" fragte eine helle, scharfe Stimme. „Des albernen Fleckens wegen? Hier ist der Beweis,

daß Herr Franz Grimm sich nach Amerika eingeschifft hat und wahrscheinlich nie zurückkehren wird."

Die Anwesenden blickten bestürzt sich um, auf der Schwelle stand ein kleiner, hagerer Mann in einem keineswegs eleganten, vielmehr sehr ärmlichen Anzuge.

Die Erscheinung dieses Mannes mußte einen sehr unangenehmen Eindruck machen, auch wenn man nicht wußte, daß er der vertraute Freund und Rathgeber des verhaßten und verachteten Wucherers war. In seinem scharf markirten Gesicht, in den unter grauen, buschigen Brauen hervorlauernden grünen Augen spiegelte sich eine solche Fülle von Bosheit, Tücke und Herzlosigkeit, daß man sich unwillkürlich zurückgestoßen fühlen mußte.

„Sie kennen mich wohl nicht, meine Herren?" fuhr der kleine Herr fort, während er mit seinem buntkarrirten, baumwollenen Taschentuche den kahlen Schädel abrieb. „Makler Theodor Schlick, habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen."

Der Inspector warf dem Richter einen bedeutsamen Blick zu.

„Sie sprachen vorhin von einem Beweise," sagte er.

„Hier ist er," fiel Schlick ihm gelassen in's Wort, indem er ihm einen Brief überreichte. „Ein Brief direct aus Havre, mein Freund theilt mir darin mit, daß er glücklich dort angekommen sei und im Begriffe stehe, sich einzuschiffen."

„Sie wußten also, daß Herr Grimm eine Reise angetreten hatte?" fragte der Richter.

„Natürlich wußte ich das."

„Kennen Sie den Grund dieser Reise?"

„Nein."

„Aber Sie waren doch der einzige Freund —"

„In manchen Dingen, aber nicht sein Vertrauter."

„Wann sagte er Ihnen, daß er verreisen müsse," te der Inspector, während er dem Schneider verstohlen n Seitenblick zuwarf.

Der Makler gab sich den Anschein, als ob er diesen lick nicht bemerkt habe, aber das rasche, jähe Aufleuchten n seinen tückischen Augen bewies, daß er ihm nicht entangen war.

„Wann?" erwiderte er. „Heute ist Montag, richtig, am Donnerstag Abend in der vorigen Woche."

„Am Donnerstag Abend," wiederholte der Inspector anscheinend gleichgültig, in Wirklichkeit aber lauernd. „Erinnern Sie sich vielleicht noch, was an jenem Abend in diesem Hause geschah?"

Schlick blickte befremdet den Fragenden an, dann schweifte sein Blick hinüber zu dem Flickschneider, der seine wachsende Unruhe nicht verhehlen konnte.

„Was soll an jenem Abend geschehen sein?" fragte er.

„Je nun, Herr Grimm mußte doch seine Koffer packen und seine Vorkehrungen treffen."

„Die Koffer waren bereits verpackt, als ich kam —"

„Wann war das?"

„Um neun Uhr?"

„Und wie lange blieben Sie bei ihm?"

Der Makler antwortete nicht sogleich, er schien zu überlegen.

„Weshalb wünschen Sie dies Alles so genau zu wissen?" erwiderte er nach einer kurzen Pause. „Lesen Sie den Brief, den ich Ihnen übergeben habe, Sie werden finden, daß mein Freund in demselben mir sein Haus, sein Vermögen, Alles, was er sein nennt, bis zu seiner Rückkehr anvertraut, und daß dies Alles mein Eigenthum sein soll, wenn er innerhalb zehn Jahren, vom Tage seiner Abreise an gerechnet, nicht zurückgekehrt ist."

Der Inspector entfaltete den Brief und las flüchtig den Inhalt desselben, darauf übergab er ihn dem Richter, der ihn einer sehr genauen Prüfung unterzog.

„Nichtsdestoweniger muß ich Sie bitten, meine Fragen kurz und bündig und der Wahrheit gemäß zu beantworten." sagte der Inspector. „Sie kamen um neun Uhr? Weshalb so spät?"

„Weil mein Freund mich erst nach acht Uhr bat, zu ihm zu kommen."

„Und da sagte er Ihnen, er müsse verreisen?"

„Ja."

„Den Grund nannte er nicht?"

„Nein."

„Aber Sie haben doch ohne Zweifel danach gefragt."

„Allerdings. Er wich mir aus. Sehr wichtige Nachrichten, sagte er, vielleicht kehre er bald zurück, vielleicht gar nicht, er könne darüber jetzt nichts bestimmen,

es sei möglich, daß er mir von Havre aus schreibe, ich möge indeß nicht darauf rechnen.“

„Das war Alles?“

„Ja.“

„Und wie lange blieben Sie bei ihm?“

„Bis ein Uhr.“

„Wann reiste er ab?“

„Am Freitag Morgen.“

„Früh?“

„Mit dem ersten Zuge.“

„Und was thaten Sie so lange bei ihm?“

Wieder traf bei dieser Frage ein bedeutsamer Blick aus den Augen des Inspectors den Schneider, der sich inzwischen in die äußerste Ecke des Gemachs zurückgezogen hatte, und *abermals* hatte der Makler diesen Blick *bemerkt*.

„Ich weiß in der That nicht, welches Gewicht Sie auf meine Antworten legen,“ sagte Schlick gleichmüthig. „Was soll dieses Verhör? Ich gebe zu, daß das gewaltsame Oeffnen der Thüren dieses Hauses insofern begründet war, als das plötzliche Verschwinden Grimms zu mancherlei Vermuthungen Anlaß geben konnte, berechtigt waren Sie aber nicht dazu. Und jetzt, nachdem ich Ihnen den Beweis vorgelegt habe, daß Grimm eine Reise angetreten und mir die Verwaltung seines Vermögens übertragen hat, muß ich es wirklich unbegreiflich finden, daß Sie mich gewissermaßen wie einen Mann behandeln, auf dem der Verdacht eines Verbrechens ruht. Haben Sie

die Güte, den Brief genau zu prüfen, Sie werden am Schlusse desselben die Beglaubigung der Unterschrift Grimm's durch die französische Behörde und unsern Consul in Havre finden; diesen Beweisen gegenüber hat Niemand die Berechtigung, irgend einen Zweifel zu hegen."

Das feste, verschlossene, fast trotzige Auftreten des Maklers, welches allerdings auf triftige Gründe sich stützte, verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht.

Der Inspector warf nochmals einen Blick in den Brief und gab ihn darauf dem Makler zurück.

„Ich erkenne dies Alles an," sagte er in bedeutend höflicherem Tone, „aber Sie können mir nicht übel nehmen, wenn ich die Pflicht meines Amtes erfülle und über einige räthselhafte Punkte Aufklärung zu erhalten wünsche, die Sie ohne Zweifel besser wie jeder Andere mir geben können."

„Dazu werden Sie mich gern bereit finden."

„Wohlan, in jener Nacht hat man nicht allein in diesen Räumen, sondern auch in den Zimmern des ersten Stockwerks Licht bemerkt; nach der Aussage glaubwürdiger Personen aber soll Grimm jene Zimmer seit dem Tode seiner Frau nicht mehr betreten haben."

Der Makler zuckte mit einer Miene der Geringschätzung die Achseln, sein Blick streifte den Flickschneider und die alte Aufwärterin und es lag in diesem Blick etwas, was Beiden verrathen mußte, daß ihre Aussagen

ihm hätten gefährlich werden können, wenn sie klüger und vorsichtiger gewesen wären.

„Das hat seine Richtigkeit," erwiderte er ruhig, „mein Freund betrat jene Zimmer nie, weil er die Erinnerungen, die an sie sich knüpften, fürchtete. Ich weiß nicht, worin diese Furcht ihre Begründung hatte, er sprach nicht gern darüber und ich machte es mir zum Princip, niemals über ihm unangenehme Dinge mit ihm zu reden. In jener Nacht forderte er mich selbst auf, ihn in jene Räume zu begleiten, er wollte, wie es mir schien, Abschied von ihnen nehmen."

„Er durchwanderte sie alle?"

„Ja."

„Und darauf?"

„Darauf ging er hinauf."

„Hierher?"

„Ja."

„Was that er hier?"

„Ich weiß es nicht. Er sah sich in jedem Zimmer um, es schien mir, als ob er von allen Räumen seines Hauses Abschied nehmen wolle."

„Er öffnete ja ein Fenster, oder thaten Sie das?"

„Ich that es."

„Zu welchem Zweck?"

„Grimm wünschte zu wissen, ob er zur Abreise gutes Wetter haben werde."

„Und darauf verließen Sie ihn?"

„Ja."

Das Verhör war beendet, ein Grund, dasselbe fortzusetzen, lag nicht vor.

Der Richter wechselte mit dem Inspector leise einige Worte, während der Makler sich langsam dem Flickschneider näherte.

„Ihr waret wohl Derjenige, der das Licht bemerkt und seine Vermuthungen darüber geäußert hat?“ fragte Schlick den zusammenfahrenden Schneider. „Kümmert Euch in Zukunft um Eure eignen Angelegenheiten, guter Freund, es ist manchmal gefährlich, seine Nase überall zu haben.“

„Sie werden also von diesem Hause Besitz nehmen?“ fragte der Richter.

„Ja, mein Freund wünscht es, ich werde diesen Wunsch erfüllen.“

„Dann bitte ich Sie, mir den Brief einige Tage zu überlassen, damit ich für die Ausfertigung der nöthigen Acten Sorge tragen kann.“

Ueber das Gesicht des Maklers glitt flüchtig ein dunkler Schatten; es schien, als ob er nicht geneigt sei, diese Bitte zu erfüllen, aber nach kurzem Nachdenken heiterten sich seine Züge wieder auf.

„Wenn es sein muß!“ sagte er.

„Es liegt in Ihrem eigenen Interesse.“

„Dann bitte ich Sie, den betreffenden Act ausfertigen und mir mit der Kostenrechnung zuschicken zu lassen, ich werde Ihre freundliche Aufmerksamkeit nicht vergessen.“

Die beiden Beamten entfernten sich nach einigen

Worten des Abschieds, die der Makler höflich, aber kühl erwiderte. Die alte Marthe zögerte, der Flickschneider stand im Begriff, hinauszugehen.

„Wenn Sie vielleicht wünschen, mich zu engagiren," sagte die Aufwärterin, „Sie wissen, daß ich —"

„Ich wünsche das ganz und gar nicht," unterbrach Schlick sie rauh, „für den Fall, daß Sie an Grimm noch eine Forderung haben, werde ich sie tilgen, weiter mag ich mit Ihnen und Ihren guten Freunden nichts zu schaffen haben."

Die alte Frau schüttelte den Kopf, sie verließ langsam das Zimmer; der Ton, den der Makler so plötzlich ihr gegenüber angeschlagen, befremdete und verletzte sie um so mehr, als sie keinen Grund fand, der ihn dazu berechtigte.

---

2 Capitel.

An demselben Tage, an welchem der Makler Theodor Schlick von dem Hause und dem Vermögen seines Freundes Besitz nahm, traf in der Erziehungsanstalt der Damen Schneider und Haug ein Brief ein, dessen Inhalt eine der jungen Pensionairinnen lebhaft erfreute und zugleich auch betrübte.

Erfreute, weil sie nun in die bürgerliche Gesellschaft eingetreten war und nach so langen trüben, einsamen Jahren ihren Antheil an den Freuden des Lebens endlich

erhalten sollte; betrübt, weil sie ungern von den Lehrerinnen und Freundinnen Abschied nahm.

Allein die Freude überwog den Kummer; Veronika Schlick, die Tochter des Maklers, zählte nun schon zwanzig Jahre, ihr Herz sehnte sich längst aus dieser klösterlichen Abgeschiedenheit hinaus.

Vor ihr lag der heitere Sonnenschein des Lebens, den keine Wolke verdunkelte, kein Schatten trübte; sie wollte sich dieses Sonnenscheins freuen, sie vertraute darauf, für alle ihre Hoffnungen und Wünsche Erfüllung zu finden, ihre unerfahrene Seele ahnte nicht die Täuschungen, die ihrer harrten.

Den Makler kannte sie kaum. Seit der frühesten Kindheit war sie von fremden Leuten erzogen worden, die Liebe einer Mutter hatte ihre Schritte nicht geleitet, an ihrem Bettchen nicht gewacht.

Liebe kannte sie nicht, aber ihre Seele ahnte, daß es ein höheres Gefühl, als das der Freundschaft, geben müsse.

Dann und wann hatte der Vater sie besucht, stets war er freundlich und aufmerksam gewesen, aber seine Freundlichkeit war immer kalt, ohne Herzlichkeit geblieben.

Sie hatte darüber nachgedacht, sie glaubte, das müsse so sein, von einer aufopfernden Elternliebe wußte sie ja nichts.

Als sie ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte, brachte der Vater sie in die Erziehungsanstalt, die eine Tagereise

von der Stadt entfernt lag, und jetzt wurden seine Besuche seltener.

Auch wenn er schrieb, waren die Briefe in der Regel an die Vorsteherin der Anstalt, selten an sie gerichtet; es schien fast, als wolle Schlick absichtlich das Verhältniß sich nicht vertraulicher gestalten lassen.

Zwischen ihm und seiner Tochter blieb stets etwas Fremdes; eine Schranke, welche Veronika nicht beseitigen konnte. Wohl fühlte sie dieses Fremde und in den späteren Jahren kamen oft Stunden, in denen die Kälte und Zurückhaltung des Vaters sie tief betrübte, aber wie wollte sie es ändern?

Sie mußte sich geduldig hineinfinden und dem späteren Beisammenleben die Ueberbrückung der Kluft überlassen. Jetzt war die Nachricht gekommen, daß der Vater sie schon am nächsten Tage erwarte, daß sie fortan an seiner Seite und unter seinem Schutz in die Kreise der bürgerlichen Gesellschaft eintreten solle.

Er schrieb ihr, daß er gern selbst gekommen sein würde, um sie abzuholen, aber eine Erbschaft, deren Ordnung ihn vollauf beschäftige, hindere ihn daran. Veronika möge deshalb allein die kleine Reise machen, auf dem Posthofe werde sie den Vater finden.

Es war natürlich, daß Veronika ihren Freundinnen dieses wichtige Ereigniß mittheilte, und es war ebenso natürlich, daß diese Freundinnen sie beneideten.

„Nun wirst Du bald eine schöne reiche Dame sein,“ sagte die Eine.

„Ach wie sehr beneide ich Dich um alle die Vergnügungen, die Dich erwarten!“ seufzte die Andere.

Und nach diesen alltäglichen Stoßseufzern begannen die jungen Damen ein bitteres Klaglied zu singen über das einförmige, klösterliche Leben in der Anstalt; sie Alle sehnten sich hinaus in die schöne glänzende Welt mit ihren tausend süßen Freuden.

Wie Manche mochte unter ihnen sich befinden, die später mit schmerzlicher Wehmuth der schönen Kindheit gedachte, die nimmer diesen Wunsch gehegt haben würde, wenn sie gewußt hätte, was draußen ihrer harrte.

Veronika konnte sich so recht innig nicht freuen. Der erste Freudenrausch war rasch verflogen, nun dachte sie ruhiger, ernster über die Zukunft nach und da fiel mancher bittre Tropfen in den Freudenkelch.

Sie wußte, daß sie im Hause ihres Vaters keine Liebe fand, daß sie fortan allein stand mit ihren Hoffnungen und Wünschen, daß an ihren kleinen Leiden und Freuden kein Herz Theil nahm.

Der Vater war, so oft sie ihn gesehen hatte, stets kalt und wortkarg gewesen, sie konnte nicht glauben, daß sich das inzwischen geändert haben sollte.

Hätte eine Mutter sie im elterlichen Hause erwartet, so würde sie mit ganz anderen, freudigeren Gefühlen aus der Anstalt geschieden sein; sie wußte dann ja, daß sie daheim eine liebevolle Freundin fand, der sie Alles anvertrauen durfte, was auch ihre Seele bewegen mochte.

Sie las diesen Brief noch einmal, kein Wort der

Liebe oder väterlichen Theilnahme war zwischen den Zeilen zu finden. Es war der kalte, nüchterne Geschäftsstyl und diese Kälte ließ sie ahnen, was daheim sie erwartete. Es flossen natürlich einige Thränen aus allen den dunklen und hellen Augen der Freundinnen, als Veronika am nächsten Morgen Abschied nahm; sogar die Vorsteherin der Anstalt ließ es an diesem Beweis ihrer Rührung nicht fehlen.

Veronika versprach zu schreiben, recht oft zu schreiben, ein Versprechen, welches unter hundert Fällen achtzig mal schon am nächsten Tag auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben und dann vergessen wird; darauf reichte sie Allen noch einmal ihre kleine weiche Hand und einige Minuten später rollte der große, schwere Postwagen mit ihr von dannen.

Erst als Veronika eingestiegen war und Platz genommen hatte, bemerkte sie, daß ein junger Herr ihr gegenüber Platz genommen hatte, dessen elegante Kleidung ihr augenblicklich verrieth, daß er zu den besseren Ständen zählte. Es war ein hübsches, intelligentes Gesicht, in dem sich ebensowohl Weichherzigkeit neben einer unbeugsamen Charakterstärke, als auch Milde und Güte neben trotzigem Mannesmuth ausdrückten.

Sein Blick ruhte mit sichtbarem Wohlgefallen auf dem frischen, blühenden Antlitz des Mädchens, welches erröthend die Wimpern senkte und dann, um jenem Blick auszuweichen, in die lachende Sommerlandschaft hinausschaute.

Der junge Herr wäre entweder ein Misanthrop oder schüchterner Thor gewesen, wenn er die Gelegenheit, mit einem frischen jungen Mädchen einige Stunden zu plaudern, nicht wahrgenommen hätte.

Er war keines von beiden und Veronika fand durchaus keinen Grund, seinen Fragen auszuweichen.

Schon nach einer Viertelstunde wußte sie, daß der junge Herr Ernst Harkort hieß und Baumeister war; daß in derselben Stadt wohne, die fortan ihre Heimath sein sollte, und daß der Justizrath Friedrich Harkort sein Vater war. Und auch er erfuhr das Reiseziel und den Namen seiner Begleiterin und es schien Veronika in dem Augenblick, in welchem sie den Namen ihres Vaters nannte, als ob eine trübe Wolke seine Stirn umdüstere.

Das befremdete sie, und als sie hinsah, um sich zu überzeugen, ob sie sich nicht geirrt habe, war diese Wolke schon wieder verschwunden.

„Sie kennen meinen Vater?“ fragte sie.

„Persönlich nicht, aber dem Namen nach,“ erwiderte Harkort, und der Ton, in welchem er das sagte, verrieth dem Mädchen, daß er auf diesen Punkt nicht näher einzugehen wünschte.

Aber Veronika wollte wissen, weshalb der Name ihres Vaters jene düstere Wolke, die sie befremdete und beunruhigte, heraufbeschworen hatte.

„Sie kennen ihn näher, weshalb wollen Sie es mir verhehlen?“ sagte sie.

Der junge Mann legte die Hand auf's Herz und

blickte mit seinen großen dunkeln Augen das Mädchen treuherzig an.

„Auf mein Wort, ich bin niemals mit ihm in Berührung gekommen,“ versetzte er.

Veronika schüttelte mißbilligend das Köpfchen, ein Blick des Vorwurfs traf aus ihren blauen Augen den jungen Mann.

„Ich kann und will nicht untersuchen, weshalb Sie nicht mit der Sprache heraus wollen,“ sagte sie leise, „die Ueberzeugung, daß Sie meinen Vater kennen, lasse ich mir nicht nehmen.“

Harkort blickte eine geraume Weile schweigend hinaus; er dachte offenbar darüber nach, welche Antwort er auf diese Worte geben durfte.

„Und was verschafft Ihnen diese Ueberzeugung?“ fragte er nach einer Weile.

„Als ich den Namen meines Vaters nannte, bemerkte ich deutlich, daß derselbe Ihnen nicht unbekannt war; ich las in Ihrem Blick, in Ihren Mienen, daß —“

„Fräulein Schlick, man glaubt oft —“

„Nein, nein, mein Herr, mit dieser Ausrede beseitigen Sie meine Vermuthungen und Besorgnisse nicht.“

„Besorgnisse?“ fragte Ernst gedehnt.

„Allerdings. Ich wünsche zu wissen, weshalb der Name meines Vaters Sie so unangenehm berührte.“

„Nein, nein, sagen Sie mir es ohne Hehl. Wenn ich Ihnen erkläre, daß ich meinen Vater nicht kenne, daß ich seit meiner frühesten Kindheit fremden Leuten anver=

traut war, daß ich erst jetzt auf ihn allein angewiesen bin, so werden Sie es begreiflich finden, daß ich wünsche, ihn kennen zu lernen, nicht aus eigener Anschauung, sondern durch das Urtheil Anderer —"

„Und dieses Urtheil trügt in den meisten Fällen —"

„Zugegeben; um so entschiedener kann ich später diesem Urtheil entgegentreten."

„Vorausgesetzt, daß dieses Urtheil ihre eigenen Anschauungen nicht beeinflußt."

„Daß dies in der Möglichkeit liegt, gebe ich zu, aber ich versichere Sie, daß weder Ihr Urtheil, noch das eines Andern irgend welchen Einfluß auf meine Gefühle haben wird," erwiderte Veronika ruhig. „Ich wiederhole Ihnen, daß ich meinen Vater nicht kenne, daß er mir fremd geblieben ist, um so mehr muß es mich interessiren" —

„Durchaus nicht —"

„Sagen Sie das nicht. Wenn Sie auch auf mein Urtheil keinen Werth legen, etwas bleibt doch haften. Es ist ja möglich, daß ich mich getäuscht habe, welches Recht also habe ich, Ihnen meine individuelle Ansicht aufdrängen zu wollen!"

Veronika blickte lange schweigend hinaus, sie konnte sich nicht verhehlen, daß die Ansichten des jungen Mannes mit ihrem eigenen Urtheil in gewisser Beziehung übereinstimmten.

Sie wußte jetzt, daß ihr Vater weder beliebt noch geachtet war und daß sie befürchten mußte, Entdeckungen

zu machen, die auch ihr die Achtung vor ihm rauben mußten.

Es widerstrebte ihrem kindlichen Gefühl, näher auf dieses Thema einzugehen, und auch Ernst schien es vermeiden zu wollen, und das erhöhte ihre Unruhe und ihre Besorgnisse.

Aber im Laufe des ganzen Tages kamen die Beiden nicht mehr auf das Thema zurück, sie redeten über alle möglichen Dinge, nur nicht über den Vater Veronika's.

Und als die Stunde des Scheidens näher und näher rückte, als die Schatten des Abends sich über die Fluren breiteten und die Pferde zum letzten Mal gewechselt waren, als auf der *letzten Station* der Postillon ihnen sagte, daß sie nun binnen einer Stunde am Ziel ihrer Reise sein würden, da bedauerten sie Beide, daß der Abschied so nahe war, da fühlten sie Beide, daß sie einen der schönsten Tage ihres Lebens verbracht hatten, dessen Scheiden sie tief betrübte. Sie fühlten Beide, daß sie an diesem Tage an einem Wendepunkt angekommen waren, daß es nun nur noch von ihnen abhing, ob sie den rauhen, dornenvollen Pfad des Glückes einschlagen wollten.

Gewiß ein rauher, dornenvoller Pfad, dessen Ziel wohl verlockend winkt, den aber nur der Muthige, Unerschrockene betreten darf, wenn das Ziel nach vielen *und schweren* Kämpfen erreicht werden soll.

Sie hatten einander kennen gelernt, einander in die innersten Tiefen der Seele hineingeschaut und Jedes von

ihnen das Bild des Andern dem eigenen Herzen eingeprägt.

Das war so gekommen, ohne daß sie es wußten und ahnten und jetzt war es ihnen schon klar, daß sie einander liebten, daß ihr Lebensglück nur noch in ihrer Vereinigung für das ganze Leben sich stützte.

Das Menschenherz ist ein unerforschbares Räthsel und nicht minder unerforschlich ist die Liebe.

Sie ist eine wunderbare Blume, deren ganzen süßen Zauber kennen zu lernen nur Wenigen vergönnt ist, deren narkotischer Duft betäubt, deren reiner Kelch befleckt wird, wenn die Sünde hineinblickt.

Und diese Blume war Beiden aufgeblüht, wenn sie es auch jetzt noch nicht wußten, und es war eine wunderbar schöne, süß duftende Blume, deren ganzen Reiz sie erst später kennen lernen sollten.

Wer ihnen gesagt hätte in diesem Augenblick, daß sie einander liebten, daß das Band, welches sie umschlungen hielt, nicht mehr gelöst werden könne, daß sie sich schon jetzt einander angehörten für das ganze Leben und über das Grab hinaus, dem würden sie erwidert haben, er sei ein Thor und schon in den nächsten Tagen werde er erfahren, daß er sich getäuscht habe.

Und dennoch sollen sie Beide nicht leugnen können, daß es sie schmerzte, von einander scheiden zu müssen, daß sie schon jetzt darüber nachdachten, ob und auf welchem Wege ein Wiedersehen zu ermöglichen sei.

Das ging schon aus dem freudigen Aufleuchten in den

Augen Veronika's hervor, als Ernst sie fragte, ob und wann und wo er sie wiedersehen werde.

„Ich weiß das nicht," erwiderte sie rasch, „ich denke wir überlassen es dem Zufall."

Der junge Mann schüttelte mit einer Miene ernster Mißbilligung das Haupt.

„Wenn Sie das sagen, so muß ich fürchten, es sei Ihnen gleichgültig, ob Sie mir je wieder begegnen," sagte er. „Weshalb wollen wir dem Zufall überlassen, was wir selbst herbeiführen können?"

Veronika blickte fragend zu ihm auf, er mußte in ihren Blicken lesen, daß auch sie wünschte, ihm wieder zu begegnen, daß auch sie ohne Bedenken bereit war, dem Zufall vorzugreifen, wenn nur die Möglichkeit sich ihr dazu bot.

„Ich will und muß das Ihnen überlassen," sagte sie leise, „ich weiß ja nicht, welche Verhältnisse mich von nun an umgeben werden. Aber ich versichere Ihnen, daß es mich recht sehr freuen wird, Sie wiederzusehen und daß ich Ihnen das ohne Hehl und schüchterne Zurückhaltung sage, mag Ihnen beweisen, wie angenehm mir Ihre Begleitung an diesem Tage war. Beurtheilen Sie mich deshalb nicht falsch, mir liegt viel daran, Ihre Achtung mir zu erhalten, denken Sie, ich rede wie ich denke und bin noch unbekannt mit der Kunst, die Gedanken durch die Sprache zu verbergen."

Das sagte Veronika ihm in dem Augenblicke, in welchem der Wagen in die Stadt einfuhr, und als er ihr mit

einem Blicke des Dankes die Hand reichte, legte sie ihre kleine Hand lächelnd hinein.

Sie wich jetzt seinen Blicken nicht mehr aus, sie schauten einander tief in die Augen und ihre Blicke redeten eine deutlichere Sprache, als es die Lippen vermochten.

Auf dem Posthofe erwartete der Makler seine Tochter, Ernst ging grüßend an ihm vorbei und Theodor Schlick ließ ihn gehen, ohne ihm zu danken, trotzdem Veronika ihm bereits mitgetheilt hatte, daß der junge Herr Harkort sich sehr aufmerksam und liebenswürdig gezeigt habe.

„Das war seine Pflicht," sagte er grollend, während er dem Baumeister einen boshaften, stechenden Blick nachsandte, „wer kann wissen, welche eigennützigen Absichten ihn bewogen haben, freundlicher und zuvorkommender gegen Dich zu sein, als er es jeder anderen Dame gegenüber gewesen wäre."

„Eigennützige Absichten?" fragte Veronika, befremdet über den kühlen Empfang und die ungerechtfertigte Unhöflichkeit ihres Vaters.

„Du verstehst das nicht," fuhr Schlick fort, „später wirst Du selbst ein Urtheil darüber fällen können."

Der rauhe, kurz angebundene Ton, den der Makler anschlug, verletzte und kränkte das feinfühlende Mädchen.

Veronika hatte einen liebevollen Empfang keineswegs erwartet, aber doch zum mindesten auf einige freundliche Worte gerechnet, um so tiefer mußte dieses Benehmen sie kränken.

Der Makler schien davon durchaus keine Ahnung zu haben, er ließ sich die Koffer seiner Tochter aushändigen, übergab sie einem Postbeamten zur Weiterbeförderung und forderte darauf das Mädchen auf, ihn zu begleiten.

In diesen wenigen Minuten war es Veronika klar geworden, daß ihr Vater sie nicht liebte, daß ihre Wünsche und Hoffnungen, ihre Anschauungen und Erwartungen, kurz Alles, was ihre Seele bewegte, ihm gleichgültig war, daß er von ihr nur Gehorsam, blinde Unterwerfung forderte, daß er nur dann geneigt war, ihre Wünsche zu erfüllen. wenn sie mit seinen eigenen Wünschen und Plänen nicht im Widerspruch standen.

Sie wußte schon jetzt, daß ihr Leben an der Seite dieses Mannes ein freudloses war, daß sie auf den Sonnenschein ihres Lebensfrühlings Verzicht leisten mußte. Sie richtete keine Frage an ihn, sie konnte es nicht, es war ihr, als ob eine eisig kalte Hand plötzlich das warme Herz berührt und das Blut in den Adern zum Stocken gebracht habe.

Und auch er redete kein Wort mit ihr, schweigend und finster vor sich hinblickend, schritt er an ihrer Seite einher, es schien fast, als ob die Entdeckung, daß der Sohn des Justizraths Harkort seine Tochter begleitet hatte, ihn verstimmt habe.

---

3. Kapitel.

Ernst Harkort wäre blind gewesen, wenn er den Blick nicht bemerkt hätte, den der Vater Veronika's ihm zugeworfen, als er an ihm vorüberschritt.

Er hatte in diesem Blick nicht allein Abneigung, sondern auch den erwachenden Haß gefunden und es war begreiflich, daß diese Entdeckung seine vor dem noch so heitere Stimmung trüben mußte.

Welchen Grund hatte Schlick, ihn zu hassen? Wenn auch der Makler weder beliebt noch geachtet war, berechtigte das ihn, einen Menschen zu hassen, der niemals ihm zu nahe getreten war, dem er im Gegentheil Dank schuldete?

Und gesetzt, dieser Haß stützte sich auf die Vermuthung, daß der junge Mann während der Reise gewagt habe, sich vertraulich dem Mädchen zu nähern, war deshalb der Haß berechtigt?

Der Justizrath Harkort galt allgemein als ein vermögender Mann und Ernst war sein einziger Sohn, er und seine Schwester theilten einst das väterliche Erbe und man durfte erwarten, daß der alte Herr ein namhaftes Erbe hinterließ.

Der Justizrath war allgemein beliebt und geachtet, Ernst konnte schon jetzt von seinem Einkommen eine Familie ernähren und seine Schwester war die Braut eines Advocaten.

Also konnte der Makler sich im Grunde nur Glück

wünschen, wenn diese Familie ihn der Verschwägerung würdigte.

Ernst fühlte, daß er das Mädchen liebte und er verhehlte sich nicht, daß er schweren Kämpfen entgegenging, wenn er den Lohn dieser Liebe ernten wollte.

Es war spät am Abend, als Ernst heimkehrte, — seine Familie erwartete ihn und der Empfang, der ihm nach mehrmonatlicher Abwesenheit bereitet wurde, ließ im ersten Augenblick ihn vergessen, was kurz vorher seine Seele so sehr beschäftigt hatte.

Eine Bemerkung des Vaters rief ihm die Reisegefährtin in's Gedächtniß zurück.

„Du wirst den Wucherer Franz Grimm gewiß gekannt haben,“ sagte der Justizrath, als im Laufe der Unterhaltung die Stadtneuigkeiten zur Sprache kamen, „der alte Mann ist vor vier Tagen nach Amerika abgereist, aus welchem Grunde er sein Haus, seine Heimath und sein Vermögen so plötzlich verlassen hat, begreift Niemand. Die Lösung dieses Räthsels wird erschwert durch den Umstand, daß er seinen Freund, den Makler Schlick, gewissermaßen zum Universalerben eingesetzt hat.“

„Das ist in der That ein Räthsel,“ erwiderte Ernst überrascht, „Grimm war, so viel ich weiß, einer jener Menschen, die von Allem, nur nicht von ihrem Golde scheiden können.“

Der kleine corpulente Herr Justizrath nickte sehr bedeutsam, während er die Asche in seiner Pfeife niederstieß.

„Ich kann nur denken, daß sein Gewissen ihn fort-

getrieben hat," sagte der Advocat Gustav Schwarz, der Verlobte Emma's, „man findet das oft, die Leute glauben —"

„Aber dann würde er doch sein Vermögen mitgenommen haben!" warf die Mutter ein.

„Der Makler Schlick soll der einzige Freund und steter Rathgeber des Wucherers gewesen sein," nahm Emma das Wort, „ich bezweifle, ob er durch diese Erbschaft in der Achtung der öffentlichen Meinung steigen wird."

„Gewiß nicht," erwiderte der Advocat, „er ist ebenso sehr gehaßt und verachtet, wie sein Freund es war."

„Hm, wer weiß, was geschieht," sagte die Hausfrau, und es drückte eine Geringschätzung in ihrem Gesicht wie in dem Tone ihrer Stimme sich aus. „Er wird vielleicht eine junge, schöne Frau heimführen und ein großes Haus machen."

„Das glaube ich nicht," erwiderte Ernst kopfschüttelnd, „seine Tochter kann die Hausfrau ersetzen."

„Seine Tochter?" fragte der Justizrath erstaunt.

„Du verwechselst ihn mit einem Andern," meinte die Mutter. „Der Makler hat kein Kind, er ist, so viel ich weiß, nie verheirathet gewesen."

„Das war er doch," versetzte der Justizrath nachdenklich, „allerdings war es eine sehr kurze Ehe, seine Frau starb im ersten oder zweiten Jahre nach der Hochzeit und man hat es nie gehört, daß sie ein Kind hinterlassen habe."

„Ich aber kann nur wiederholen, daß der Makler eine sehr schöne Tochter besitzt, die heute aus der Pension

zu ihrem Vater zurückgekehrt ist. Ich hatte das Glück, sie begleiten zu dürfen, Fräulein Schlick ist eine sehr liebenswürdige und gebildete junge Dame."

Aus den kleinen grauen Augen des Justizraths fiel rasch ein forschender Blick auf das Gesicht des Jünglings, dem alten Herrn schien die Wärme, mit der Ernst das Lob der jungen Dame gesungen hatte, nicht zu gefallen.

„Du scheinst ja sehr nahe mit ihr bekannt geworden zu sein," sagte die Mutter.

„Das ist leicht zu begreifen," versetzte der Advocat, „eine Reise im Postwagen ist an und für sich eine langweilige Geschichte, aber sie kann außerordentlich interessant werden, wenn eine junge, schöne Reisegefährtin —"

„Spotte Du nur," unterbrach Ernst ihn gekränkt, „an meiner Stelle würdest Du gewiß auch die Gelegenheit wahrgenommen haben."

„Und Du weißt sicher, daß das Fräulein die Tochter des Maklers Schlick war?" fragte der Justizrath.

„Natürlich. Erstens sagte sie selbst es mir und zweitens sah ich mit eigenen Augen, daß der Makler sie auf dem Posthofe in Empfang nahm, bei welcher Gelegenheit er mir einen Blick zuwarf, der mich erkennen ließ, daß er keine freundschaftlichen Gesinnungen für mich hegt."

„Und das schmerzte Dich wohl."

„Ich kann es nicht leugnen."

Der alte Herr schüttelte mit einer sehr ernsten und mißbilligenden Miene das Haupt.

„Von einer ehelichen Verbindung mit der Tochter dieses Mannes kann natürlich keine Rede sein," nahm Schwarz das Wort, „also sehe ich nicht ein, weshalb man auf diese Bekanntschaft ein so großes Gewicht legt."

Der Blick des Justizraths ruhte forschend auf den Zügen seines Sohnes, offenbar wollte er erforschen, welchen Eindruck diese Worte machten.

Der Advocat aber würde sie nicht gesprochen haben, wenn er ihre Folgen vorausgesehen hätte.

„Das ist eine alberne Bemerkung," fuhr Ernst gereizt auf, ohne den bittenden Blick seiner Schwester zu beachten, „weshalb soll ich das Mädchen nicht heirathen dürfen, wenn ich sie liebe? Was kümmert mich ihr Vater —"

„Lieber Junge, ereifere Dich nicht," unterbrach der Justizrath ihn rasch, „Gustav hat es so ernst nicht gemeint."

Emma und die Mutter suchten auch zu vermitteln, aber Ernst fühlte sich zu tief gekränkt und der Advokat reizte ihn nur noch mehr dadurch, daß er seine Ansicht zu begründen und zu vertheidigen suchte.

Die natürliche Folge war, daß sich eine Mißstimmung einschlich, die nur durch ruhiges Nachdenken, nicht aber durch einen Wortwechsel beseitigt werden konnte.

Der Advocat entfernte sich darauf und die beiden Damen zogen sich verstimmt in ihre Zimmer zurück.

Der Justizrath aber stopfte wieder seine Pfeife und forderte Ernst auf, ihn in sein Arbeitszimmer zu begleiten, wo er ihm einige vertrauliche Mittheilungen machen wolle.

In der kleinen gemüthlichen Stube fühlte Ernst sich wieder wohl, er hatte in seiner Kindheit manche Stunde in diesem Raume verbracht, er hatte in späteren Jahren hier manchen tiefen Blick in die Seele seines Vaters geworfen und den rechtschaffenen edlen Menschen in ihm kennen und lieben gelernt.

Er war immer gern in diesem Zimmer gewesen, weit ieber als oben in den hellen, eleganten Räumen, hier hatte er sich gemüthlich gefühlt, hier hatte er für seinen Geist und sein Herz reiche Nahrung gefunden.

Emma war stets der Liebling der Mutter, er der seines Vaters gewesen, und wenn diese Bevorzugung auch, Dank der vortrefflichen Erziehung, die mehr durch Beispiele als durch Lehren geleitet wurde, nicht den leisesten Zwiespalt in der Familie hervorrief, so war es doch natürlich, daß jedes Kind sich enger und inniger dem Herzen anschloß, welches für sein Seelenleben das bessere Verständniß hatte.

Ernst hatte der Vater stets als seinen Freund angesehen und es war keine Falte in seinem Herzen, welche der Justizrath nicht kannte.

Sollte das sich nun plötzlich ändern? Es war

wahrlich kein Grund dazu vorhanden, wenngleich auch die Bemerkung des Advocaten einen Scheingrund dazu schon gelegt hatte.

Beide, Vater und Sohn fühlten, daß dem bisherigen friedlichen Glücke eine ernste Klippe drohte, an der es scheitern konnte, wenn nicht eine sorgsame Hand das Steuer führte.

Der Justizrath hatte die Kerze auf den Schreibtisch gestellt und den Sohn durch einen Wink aufgefordert, Platz zu nehmen, er selbst schritt eine geraume Weile schweigend und in Nachdenken versunken, auf und ab.

„Was ich Dir zu sagen habe, Ernst, betrifft ein Geheimniß, welches Du in Deine Brust verschließen mußt, bis der Augenblick der Veröffentlichung gekommen ist," begann er nach einer Pause, während er sich in seinen Sessel niederließ. „Ich schicke voraus, daß in der Hauptsache Deine Begegnung mit Fräulein Schlick und die Besorgniß vor den möglichen Folgen dieser Begegnung mich bewegen, Dir dieses Geheimniß anzuvertrauen. Sieh mich nicht so finster an, lieber Junge, Du weißt, daß Dein Lebensglück meinem Herzen näher steht, als das Urtheil der Menge. Sage auch nicht, jene Begegnung werde voraussichtlich nicht die Folge haben, die ich befürchte, Du kannst das nicht voraussehen, das Herz ist ein räthselhaftes und eigenwilliges Ding, es läuft gar zu gerne mit dem Verstande davon und nachher läßt es sich keine Gesetze mehr vorschreiben. Sieh — mir ist es schon recht, wenn Du das Mädchen liebst und Deine Liebe erwidert wird,

aber lieber wäre es mir doch, wenn Du eine andere Schwiegertochter mir brächtest. —"

„Aber, lieber Vater, ist denn davon schon die Rede gewesen?" unterbrach Ernst mit wachsendem Erstaunen den alten Mann, der sorgsam die Gläser seiner Brille reinigte und auf dieses Geschäft mehr Zeit verwendete, als nöthig war. „Ich leugne nicht, daß Veronika Eindruck auf mich gemacht hat, sowohl durch ihre äußere Erscheinung, als durch ihr bescheidenes Auftreten, ihre gründliche Bildung und die edlen Seiten ihres Charakters. Jedoch das ist Alles. —"

„Und es genügt vollständig, ihr Bild in Deiner Seele zu befestigen," fuhr der Justizrath ruhig fort. „Du magst darüber mit Dir selbst jetzt noch nicht im Klaren sein, ich aber habe vorhin in Deine Seele hineingeschaut und weiß, was die nächsten Tage bringen werden. Warten wir's ab, unser Herrgott da oben wird's wohl zu einem guten Ende führen. Aber Eins versprich mir, Ernst, was auch Deine Seele bewegen mag, thue nichts, ohne mich vorher zu Rathe gezogen zu haben, laß mich auch ferner Dein Freund sein, wie ich's bisher gewesen bin."

Das hatte der alte Herr mit einer so treuherzigen Wärme und solcher Rührung gesprochen, daß Ernst sich tief ergriffen fühlte. Er reichte dem Vater die Hand und blickte ihm mit ehrlicher Offenheit in's Auge.

„Ich verspreche es Dir," sagte er, „und ich danke Dir für diesen Beweis Deiner Liebe und Deines Wohl-

wollens, die mich abermals erkennen lassen, wie glücklich ich mich schätzen darf, einen solchen Vater zu besitzen."

Der Justizrath nickte gedankenvoll.

„Ja, halten wir fest zusammen," erwiderte er, „ich fürchte, es werden schwere Tage für uns kommen. Nicht für mich, sondern für Dich, Du wirst von diesem Kummer wohl am schwersten heimgesucht werden. — Du weißt, Franz Grimm war verhaßt und verachtet, man wich ihm aus, man mied ihn, wie einen Aussätzigen. Und doch gab es eine Zeit, in der dieser Mann beliebt und angesehen, in der er glücklich war. Ja, dieser hartherzige Wucherer, dieser habsüchtige Geizhals besaß ein weiches, unveränderliches Gemüth. Du glaubst das nicht? Wohl ich will Dir diesen Widerspruch erklären, Du wirst kaum ein psychologisches Räthsel darin entdecken. Vor zwanzig und einigen Jahren war Franz Grimm ein glücklicher Mensch. Er besaß ein gutes Geschäft, eine Frau, die er liebte und Freunde, denen er vertrauen durfte. Aber wie es so Manchem ergeht, er ließ sich bethören durch die glatten Worte eines Mannes, der sein böser Dämon war. Dieser Mensch entfremdete ihn seinen Freunden, er suchte auch an seinem häuslichen Frieden zu rütteln. Die Mittel, die er dazu wählte, waren so alltäglich und doch auch wieder so schlau berechnet, daß ich nicht begreife —".

„Ich errathe, wer dieser Mann war, man hat ja so oft gesagt, der Makler Schlick sei die rechte Hand des Wucherers."

„Er war es in des Wortes vollster Bedeutung — das heißt, nicht in allen Angelegenheiten. Also, damals tauchten Gerüchte auf, Grimm lebe mit seiner Frau sehr unglücklich, sie werde von ihm mißhandelt und zwar aus guten Gründen, denn sie sehe andere Männer lieber, als ihren Gatten. War dieses Gerücht zum Schweigen gebracht, so tauchte ein neues auf und erst mehrere Jahre später erfuhr Grimm, daß sein guter Freund, der Makler, diese Gerüchte erfunden und verbreitet hatte. Damals ahnte er es nicht, in seiner gereizten Stimmung machte er seiner Gattin Vorwürfe, er glaubte, sie gebe selbst zu diesen Gerüchten Veranlassung, sei es durch unbedachte Worte oder ein etwas leichtfertiges Benehmen. An ihrer Treue zweifelte er nicht, aber es schmerzte ihn tief, daß die bösen Zungen ihre Ehre antasteten. Die junge Frau härmte und grämte sich und es ist möglich, daß der wachsende Gram, der fast täglich neue Nahrung erhielt, ihr das Herz gebrochen hat. — Ich sage, es ist möglich, damals würde ich es geglaubt haben, heute bezweifle ich es. Die junge Frau war mit einem Mädchen niedergekommen, Grimm mußte in einer sehr dringenden Angelegenheit eine kleine Reise antreten, die ihn wenigstens acht Tage von Hause fern hielt. Am Tage nach seiner Abreise starb die Wöchnerin, am Tage ihrer Beerdigung das Kind. Der Tod Beider war plötzlich erfolgt, als Grimm zurückkehrte, fand er das Haus leer. Der Sarg mit dem Kinde stand noch oben im Wohnzimmer, er war schon zugenagelt. Seit jenem Tage zog Grimm sich

ganz von dem Verkehr mit der Außenwelt zurück, hinter den geschlossenen Jalousien hat er oft Nächte lang gesessen und kein Schlaf ist in seine Augen gekommen. Er haderte mit der Vorsehung Gottes, ein glühender Haß gegen die Menschheit erwachte in seiner Seele und Schlick hat diesen Haß redlich genährt. Er überredete ihn zu den Wuchergeschäften, er rieth ihm, die Wittwen und Waisen zu betrügen, Alle in's Unglück, in das bitterste Elend zu stürzen, die sich an ihn in der Noth um Hülfe wandten. Grimm selbst hat mir gestanden, es habe ihm eine freudige Genugthuung bereitet, dieses Elend zu sehen, er sei unglücklich gewesen, wenn ein Opfer ihm entschlüpft sei. Der alte Mann hat vor wenigen Wochen eine halbe Nacht hier bei mir gesessen und seine Mittheilungen haben mich erschüttert. Er erinnerte mich an unsere frühere Freundschaft, er schilderte mir sein einsames, armseliges Leben und bat mich, den letzten Wunsch, den er noch hegte, zu erfüllen. In meinem Schranke dort liegen zwei Documente, das eine enthält die Mittheilungen, die er mir machte, das andere sein Testament, ich habe ihm versprochen, beide zu hüten wie meinen Augapfel, und für ihre Veröffentlichung im geeigneten Augenblick Sorge zu tragen. Grimm hat und zwar erst in den letzten Jahren seinen Freund durchschaut, einige unbedachte Aeußerungen, die dem Makler in der Trunkenheit entschlüpften, weckten in der Seele des Wucherers Ahnungen und Vermuthungen, die an Wahrscheinlichkeit gewannen, je länger er über sie nachdachte. Wenn diese Vermuthungen sich

bestätigen, so wird der Makler im Zuchthause oder auf dem Schaffot enden."

Ernst hatte entsetzt sich erhoben, der erschütternde Ernst, mit welchem der Vater die letzten Worte sprach, ließ ihn erkennen, daß der alte Herr seiner Sache gewiß war.

„Entsetzlich!" sagte er mit bebender Stimme. „Arme Veronika!" Der Justizrath klopfte auf den Deckel seiner Schnupftabaksdose und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern," versetzte er leise „— indeß, wenn Veronika — —, hm, warten wir's ab."

„Aber welches Verbrechen soll Schlick begangen haben?" fragte Ernst erregt. „Es müssen doch Beweise vorliegen". —

„Wenn sie vorlägen, würde ich keinen Augenblick zögern, den Verbrecher dem Gericht zu überliefern. Die Vermuthungen betrafen den Tod seiner Frau und seines Kindes. Schlick ging damals als Hausfreund ein und aus, die Wärterin, welche das Kind gepflegt hatte, nahm am Tage der Beerdigung ihren Abschied und ist seitdem verschollen. Man sagt, sie sei gleich darauf nach Amerika ausgewandert. Also können nur diese beiden Personen wissen, was in jenen Tagen im Hause Grimms vorgefallen ist und es läßt sich nicht leugnen, daß die Auswanderung der Wärterin befremden muß, da kein triftiger Grund zu derselben vorlag."

„Und was vermuthete Grimm?"

„Daß seine Frau eines gewaltsamen Todes gestorben ist und daß sein Kind noch lebt."

„Aber mein Gott, das begreife ich nicht."

Der Justizrath nahm geräuschvoll eine Prise und klappte dann in einem Anfall von Aerger und Ungeduld die Dose zu.

„Und doch ist es sehr begreiflich," sagte er. „Der Makler hat die Sache systematisch betrieben. Es war seine Absicht, den Freund zu isoliren und sich ihm so unentbehrlich zu machen, daß er seinen Zweck erreichen mußte."

„Und dieser Zweck war die Beerbung des Wucherers?"

„Allerdings. Er versuchte zuerst den Freund mit seiner Gattin zu entzweien, das Zerwürfniß sollte zur Ehescheidung führen. Als ihm das nicht gelang, wählte er den kürzeren Weg — Grimm stand allein."

„Aber worauf stützt sich die Vermuthung, daß das Kind noch lebt?"

„Auf einige unbedachte Worte des Maklers. Du wirst Dich doch erinnern, daß der Sarg schon geschlossen war, als Grimm heimkehrte, er selbst hat die Leiche des Kindes nicht gesehen. Er verlangte, daß der Sarg geöffnet werde, Schlick rieth davon ab und beschleunigte die Beerdigung. Ist es nicht sehr wohl möglich, daß die Leiche eines anderen Kindes in dem Sarge gelegen hat?"

„Die Möglichkeit bestreite ich nicht, aber Beweise dafür zu schaffen, wird unmöglich sein."

„Unmöglich ist nichts," sagte der Justizrath ruhig.

„Ausdauer und ein eiserner Wille können Alles ermöglichen. Ich sehe ganz davon ab, seine Vermuthungen zu erforschen, die Aufgabe ist zu schwierig, aber ich werde dennoch, sobald ich es für rathsam oder nöthig halte, Schritte thun, die ihrer Lösung mich vielleicht näher führen. Eine andere Frage beschäftigt mich einstweilen, die, wo Grimm geblieben ist. Schlick sagt, er sei ausgewandert, er hat einen Brief seines Freundes, aus Havre datirt, beim Gericht deponirt. In diesem Briefe überträgt Grimm dem Makler die Verwaltung seines Vermögens für die Dauer von zehn Jahren, nach dieser Zeit soll das Vermögen sein Eigenthum sein, wenn bis dahin der Wucherer nicht zurückgekehrt ist. — Nun aber habe ich das Testament Grimm's aus den Händen des alten Mannes selbst erhalten, der Inhalt desselben, den ich kenne, der aber einstweilen mein Geheimniß bleiben muß, widerspricht in allen Paragraphen jener Schenkung und dieses Testament ist erst vor wenigen Wochen niedergeschrieben worden. Schon dies muß Argwohn erregen, wenn ich nun auch hinzufüge, daß Grimm selbst fürchtete, sein guter Freund könne ihn früher oder später einmal beseitigen, wenn ich Dir ferner sage, daß die Handschrift in jenem Briefe mir — freilich sehr täuschend — gefälscht zu sein scheint, so wirst Du zugeben, daß mein Argwohn der Begründung keineswegs entbehrt. Offen auftreten und meine Verdachtgründe nennen, wäre sehr unklug gehandelt; das Gericht würde vielleicht Nachforsuchngen anstellen, aber man weiß ja, wie es damit geht,

der Makler hat Zeit genug, sich vorzusehen und alle Nachforschungen zu vereiteln. Was hier geschehen soll, muß in der Stille geschehen, Niemand darf eine Ahnung davon haben, dann gelingt es vielleicht, den Verbrecher zu überführen.

Ernst schüttelte nachdenklich das Haupt.

„Ich kann mich mit Deinen Vermuthungen nicht befreunden," sagte er, „mag das Testament auch mit der späteren Schenkung in Widerspruch stehen, es ist ja oft vorgekommen, daß ein Testament schon am Tage darauf widerrufen wurde. Man weiß, was den Wucherer zu diesem Schritt bewogen hat, durch welche Mittel es dem Makler gelungen ist, ihn dazu zu veranlassen."

„Und wenn dies der Fall wäre, würde Grimm mich von seinem Entschlusse in Kenntniß gesetzt haben?" sagte der Justizrath mit scharfer Betonung. „Er hat mich gebeten, für den Fall, daß er eines plötzlichen Todes sterben sollte, seine Leiche öffnen zu lassen, für den Fall, er verschwinde, nicht zu ruhen, bis ich die Leiche gefunden habe. Wenn sein Tod constatirt sei, so solle ich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu erforschen suchen, ob sein Kind in der That noch lebe und für den Fall ich es entdecke, ihm die Erbschaft aushändigen. Dann könne ich das Testament eröffnen, habe ich aber nach Ablauf des fünften Jahres, von seinem Todestage an gerechnet, das Kind nicht gefunden oder inzwischen die Gewißheit vom Ableben desselben desselben erhalten, so möge ich das Testament dem Gericht übergeben und darüber wachen, daß

sein letzter Wille in allen Stücken erfüllt werde. Damit ich in den Besitz seiner Hinterlassenschaft gesetzt werde, liegt in jenem Testament ein Dokument bei, welches mich bevollmächtigt, diese Hinterlassenschaft zu verwalten."

„Auf Grund dieses Dokumentes" —

„Lieber Junge, es hat keinen Werth, wenn ich nicht beweisen kann, daß der aus Havre datirte Brief, der die späteren Verfügungen enthält, die früheren also aufhebt, gefälscht ist. Ein übereilter Schritt kann Alles verderben."

„Und was willst Du nun beginnen?"

„Ich habe schon an unsern Consul in Newyork geschrieben, er soll mir Nachricht geben, ob und wann Grimm dort angekommen ist. Einige Zeilen für Grimm legte ich bei, sie enthalten die Aufforderung, mir mitzutheilen, wie ich mich dem Makler gegenüber zu verhalten habe. — Ich rechne auf Deine Verschwiegenheit, Ernst, Du mußt nun selbst wissen, was Du thun und lassen darfst, Vorschriften kann und mag ich Dir nicht machen. Daß Veronika an den Sünden ihres Vaters keine Schuld trägt, weiß ich so gut, wie jeder vernünftige Mensch, und dennoch würde es mich unangenehm berühren, wenn ich sie meine Schwiegertochter nennen müßte."

Ernst begriff, daß der Augenblick nicht geeignet war, auf dieses Thema zurückzukommen, der alte Mann war gegen den Makler erbittert. Zudem konnte ja auch Ernst selbst sich noch keine Rechenschaft darüber ablegen, ob er wirklich Veronika so sehr liebte, daß es ihm nicht mehr

möglich war, dieser Liebe zu entsagen, darüber mußte die nächste Zeit entscheiden, und dann war es immer noch früh genug, um mit dem Vater ein vernünftiges Wort zu reden.

Auch hoffte er, daß inzwischen sich die Grundlosigkeit des Argwohns seines Vaters herausstellen werde, er konnte nicht glauben, daß der Vater Veronika's ein Verbrechen verübt haben solle.

Mitternacht war längst verstrichen, als die Beiden die Schreibstube verließen, um sich zur Ruhe zu begeben.

Aber lange fand Ernst weder Ruhe noch Schlaf. Den Anstrengungen der Reise waren heftige Gemüthserregungen gefolgt, die den erschöpften Körper gewaltsam aufgerüttelt hatten.

Unablässig tauchte vor dem geistigen Auge des jungen Mannes das Bild Veronika's in seiner ganzen Frische und Schönheit empor und er machte nur dann einen Versuch, es zu verscheuchen, wenn hinter dem Nebelschleier andere Gestalten aufstiegen, Gestalten, die ihn erschreckten und entsetzten.

Wenn jener Verdacht begründet und der Vater Veronika's ein Mörder war, — — o, es war entsetzlich, nur an die Möglichkeit zu glauben und doch ließ dieser Gedanke sich nicht mehr zurückdrängen, nachdem die ernsten Worte des Vaters ihn geweckt hatten.

Veronika die Tochter eines Mörders!

Und wenn sie es war, sollte das unschuldige Mädchen deshalb auch ein vernichtendes Urtheil treffen?

Nein, nein, Ernst war entschlossen, dann für sie einzutreten, sie zu schützen vor der Rohheit derer, die den Spruch, der Apfel falle nie weit vom Stamme, in allen Fällen so gerne energisch vertheidigen, die mit kaltem Gleichmuth den Stab über Jeden brechen, auf dessen Namen ein Makel ruht; er war entschlossen, diesem Urtheil der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten und er hegte die Ueberzeugung, daß sein Vater diesen Entschluß, wenn auch mit schwerem Herzen, billigen werde.

---

4. Kapitel.

Vier Wochen waren seit dem Tage verstrichen, an welchem die Polizei sich erlaubt hatte, das Innere des Grimm'schen Hauses ohne die Erlaubniß des Eigenthümers in Augenschein zu nehmen.

Es schien, als ob der Makler Schlick in der That ein großes Haus machen und sich entschädigen wolle für die Entbehrungen der früheren Jahre.

Die Maurer, Zimmerleute, Maler und Tapezierer waren mehrere Wochen hindurch vom Morgen bis in die Nacht hinein in dem alten Hause beschäftigt gewesen, welches jetzt im Aeußeren wie im Inneren ein ganz anderes Ansehen erhalten hatte.

Die Nachbarn schüttelten dazu das Haupt, sie begriffen nicht, daß der Makler mit dem ihm anvertrauten Eigenthum seines Freundes so flott wirthschaften durfte,

aber es freute sie doch, daß das Haus sein unheimliches düsteres Ansehen verlor.

Die Jalousieen waren nicht mehr geschlossen, die Fenster in der Regel geöffnet und gar oft ging der Schneider hinauf in sein Dachstübchen, um einen neugierigen Blick in die eleganten, luxuriös eingerichteten Räume zu werfen, in denen noch vor wenigen Wochen die Gespenster gehaust hatten.

Da sah er denn glänzende Möbel, helle Tapeten, Spiegel und vergoldete Rahmen, kostbare Teppiche und zierliche Nippsachen, hohe Vasen und Gypskästen, ja sogar ein Blumentisch stand an einem der mit kostbaren Gardinen behangenen Fenster und der Schneider hatte nie zuvor solche herrliche Gewächse und Blumen gesehen.. Es war ihm wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht und oft ertappte er sich bei dem Gedanken, wie glücklich der sein müsse, der mit solcher Pracht, solchem Glanze sich umgeben könne!

Glücklich! — Als ob ein Mantel von strahlendem Golde auch nach innen seinen Schimmer werfen könnte!

Theodor Schlick sah wahrlich nicht aus wie ein zufriedener glücklicher Mensch.

Die Bemerkung des Schusters, der Makler komme ihm vor, wie das personificirte böse Gewissen, hatte etwas Wahres, wenn man auch zugeben mußte, daß diese Ansicht gar zu scharf aufgefaßt war.

Allerdings konnte es einem erfahrenen Beobachter nicht entgehen, daß der Ausdruck seines Gesichtes immer

finsterer wurde, daß selten ein Lächeln diese finsteren Wolken verscheuchte und daß selbst dieses Lächeln etwas Starres, Unheimliches hatte, welches an das Lächeln eines Automaten erinnerte. Aber man sah doch auch, daß Schlick oft mit seiner schönen Tochter ausging, daß er sich alsdann stets und wie es schien in heiterer Weise mit ihr unterhielt.

Und dennoch wollte der Schuster behaupten, das Alles sei gemachtes Werk, nur eine Maske, durch welche Schlick die Leute täuschen und in ihrem Urtheil beirren wolle. Es war an einem Sonntag Morgen, als der Schuster für diese Behauptung Gründe erhalten sollte, die selbst den ungläubigen Kupferschmied überzeugen mußten.

Der Kupferschmied hatte bisher stets die Ansichten und Vermuthungen seines Nachbars mit Entrüstung und einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch duldete, zurückgewiesen; er war ja schon oft in dem Hause gewesen, um Küchengeschirre abzuliefern, oder das Geld für seine Rechnungen zu holen, und da mußte er doch wissen, in welchem Verhältniß Vater und Tochter mit einander standen. Da war nie ein hartes, unfreundliches Wort zwischen den Beiden gefallen und Beide hatten ihn stets höflich und freundlich behandelt.

Auch das hielt der Schuster für eine berechnete Maske, trotzdem der Kupferschmied sehr energisch dagegen protestirte.

An jenem Sonntag Morgen nun hörten die Nachbarn plötzlich in dem Hause des Maklers und zwar in den

oberen Räumen sehr laute, unfreundliche Worte, sie vernahmen deutlich, daß Schlick seiner Tochter Vorwürfe machte, in einer Weise, die das Zartgefühl des Mädchens tief verletzen mußte.

Gleich darauf wurden die Fenster geschlossen und die lauschenden Nachbarn mußten darauf verzichten, die Ursache dieses Auftrittes zu erforschen.

Ein Brief, den der Postbote kurz zuvor gebracht hatte, war die Ursache.

Diesen Brief, der den Poststempel der Stadt trug, in der die Pensionsanstalt lag, hatte der Makler geöffnet.

Als er den Inhalt desselben las, zog seine Stirn sich finster zusammen, ein unheimliches, verzehrendes Feuer loderte in seinen Augen.

Und als er nun diesen Brief zusammenfaltete und langsam hinaufstieg, um ihn seiner Tochter zu übergeben, deren Adresse er trug, lag in seinen harten strengen Zügen ein so finsterer und drohender Ausdruck, daß die Magd, welche ihm auf der Treppe begegnete, scheu ihm auswich.

Mit festem Schritt trat der Makler in das kleine, freundliche Zimmer, welches Veronika ihr „Boudoir" nannte.

Er schloß hinter sich die Thüre mit einer Ruhe, die etwas Unheimliches hatte, dann trat er dem Mädchen gegenüber. Die Hand, welche den Brief hielt, zitterte, es mußte eine gewaltige Erregung sein, die sich der Seele dieses kalten, ernsten Mannes bemächtigt hatte.

Veronika blickte bestürzt den Vater an, sie ahnte, daß ein Gewitter drohte, daß der erste Blitzstrahl sie vernichtend treffen sollte, wenn es ihr auch unbegreiflich war, welches Ereigniß dieses Gewitter heraufbeschworen hatte.

„Madame Schneider schreibt in diesem Briefe an Dich über einen gewissen Baumeister Ernst Harkort," begann er und der dumpfe Ton seiner Stimme verrieth die gewaltige innere Aufregung, die hinter der Maske der äußeren Ruhe sich barg. „Der Herr scheint sich für Dich zu interessiren, aus dem Briefe geht hervor, daß Du ihm das Recht eingeräumt hast, sich Dir zu nähern."

„Ich lernte diesen Herrn während der Reise hierher kennen," erwiderte Veronika, die noch immer nicht begriff, weshalb ihr Vater diesen rauhen, verletzenden Ton anschlug.

„Ich weiß es," fuhr der Makler, finster die Stirne runzelnd, fort. „Er hat an Madame Schneider geschrieben und sie gebeten, zwischen Dir und ihm zu vermitteln. Du hast ihm damals Hoffnung auf ein Wiedersehen unter vier Augen gemacht, Du" —

„Das ist ein Irrthum, Vater," unterbrach Veronika ihn rasch und jetzt blitzte auch in ihren Augen der Unwillen auf. „Als wir von einander schieden, hat er freilich mich gefragt, ob dies die erste und letzte Begegnung gewesen sein solle und ich leugne nicht, daß ich ihm geantwortet habe, es werde mich freuen, ihn wiederzusehen, aber

von einem Rendezvous ist in Deinem Sinne ist keine Rede gewesen."

Der Blick des Maklers ruhte noch immer forschend auf den Zügen des Mädchens, er schien in die Seele Veronika's eindringen zu wollen.

„Und wenn das Alles ist, was Du ihm gesagt hast, so war es schon zu viel gesagt," erwiderte er barsch, „ich hätte erwartet, die Damen Schneider und Haug würden ihren Zöglingen ein tieferes Verständniß für weiblichen Anstand und Würde einflößen.

„Der Baumeister scheint ganz untröstlich zu sein, daß es ihm bisher noch nicht gelungen ist, in diese gut bewachte Burg einzudringen," fuhr er mit verletzendem Hohne fort, „aber er wird sich trösten müssen, denn er überschreitet meine Schwelle nur auf die Gefahr hin, daß ich ihm mit einigen passenden Worten die Thüre zeige. Der Sohn des Justizraths Harkort wird nie die Ehre haben, meine Tochter seine Braut nennen zu dürfen, das sage ich Dir schon jetzt, damit Du weißt, wie Du Dich ihm gegenüber zu benehmen hast, für den Fall der Zufall Dich mit ihm an einen andern Orte zusammenführt."

Nicht in diesen Worten allein, auch in dem Tone, in welchem sie gesprochen wurden, wie in dem Blick, der sie begleitete, bekundete sich eine solche Fülle des Hasses, daß Veronika erschrak.

Sie begriff diesen Haß nicht, und doch mußte er sich auf triftige Gründe stützen, das fühlte sie.

„Ich weiß nicht, weshalb Du mir das sagst und

was Dich berechtigt, in dieser Weise mir gegenüber aufzutreten," erwiderte sie, „soviel ich den jungen Herrn kenne" —

„Du hast meine Meinung gehört und damit Basta!" fiel Schlick ihr rauh in's Wort. „Ich werde selbst die Wahl für Dich treffen, wenn ich es für rathsam halte, Dir den eigenen Heerd zu gründen."

Er schloß bei den letzten Worten das Fenster und trat darauf eine kurze Wanderung durch das Zimmer an, offenbar in der Absicht seine Aufregung zu bemeistern. „Ich kenne den Baumeister Harkort nicht," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, während der Veronika in Gedanken versunken schweigend vor sich hinblickte, „aber ich weiß, daß sein Vater sich bemüht hat, mich mit meinem Freunde zu entzweien, mich um die Erbschaft zu betrügen. Ich weiß das aus guter Quelle und das genügt mir, ihn und die ganze Sippschaft zu hassen."

„Oh — das ist kein Grund, Vater." —

„Wohl ist es ein Grund, ein sehr triftiger Grund. Was kümmerte den Justizrath die Sache, wenn er nicht selbst die Hoffnung und die Absicht hegte auf diesem Schleichwege das Vermögen meines Freundes zu erwerben? Dadurch hat er weiter nichts als meine Feindschaft sich erworben und was er auch thun mag, es wird ihm nie gelingen, mich wieder mit sich zu versöhnen."

Nach diesen in sehr energischem Tone gesprochenen Worten, die durch verschiedene sehr lebhafte Bewegungen mit der Hand und dem Kopfe bekräftigt wurden, verließ

der Makler das Gemach, ohne abzuwarten ob Veronika sich vielleicht bewogen fühle, Protest einzulegen. Das Mädchen aber stützte das schöne Köpfchen auf den Arm und blickte traurig hinaus.

Was sie damals geahnt und befürchtet hatte, war eingetroffen, sie fand im Hause ihres Vaters keine Liebe, keine Herzlichkeit. Im Hause selbst redete der Vater selten und dann nur über die häuslichen Angelegenheiten wenige Worte mit ihr, draußen gab er sich allerdings den Anschein, als ob sie sein Liebling sei.

Sie fühlte, daß sie ihm gleichgültig war, ja es schien ihr oft, als hege er im Stillen den Wunsch, sie für immer scheiden zu sehen.

Und dazu kam, daß auch sie keine Liebe zu ihm fühlte, sie kannte es nicht, in seinem Blick, seinen Worten, in seinem ganzen Wesen lag etwas, was sie zurückstieß, was sie oft mit einem gewissen Gram erfüllte.

In einsamen Stunden hatte sie manchmal darüber nachgedacht und sich bemüht, die guten Eigenschaften seines Charakters zu suchen, aber stets kam sie zu dem Resultate, daß die Vergangenheit dieses Mannes einen dunklen Flecken haben müsse, der schwer auf seinem Gewissen laste.

Das Scheue, Unstäte in seinem Blick, die fieberhafte Hast, mit welcher er manchmal ganz unbedeutende und nutzlose Arbeiten verrichtete, Arbeiten, die sie vermuthen ließ, daß er nur deshalb sie verrichte, um sie zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, die Verwirrung, in die oft eine unschuldige Frage, wenn sie

unerwartet kam, ihn setzen konnte — das Alles mußte jene Vermuthung wecken und kräftigen.

Veronika hatte einmal gewagt, den Vater um Mittheilungen über die Mutter zu bitten, die ihr unbekannt geblieben war. Sie wagte das nicht wieder, die Antwort, welche sie erhalten hatte, war grob und verletzend gewesen. So schwanden ihr die Stunden und Tage in diesem Hause in freudloser Einsamkeit hin, sie sehnte sich schon jetzt zurück zu ihren Freundinnen, bei denen sie doch Liebe gefunden hatte.

Der Luxus und die Pracht, mit denen der Vater sie umgab, konnten ihrem Herzen nicht ersetzen, was jeder Tag ihrem Lebensfrühling raubte, sie sehnte sich hinaus aus diesem einst so verrufenen und eleganten Hause, freudig würde sie den Aufenthalt in einer bescheidenen Hütte diesem Leben vorgezogen haben.

Und nun der Vater ihr so schroff und barsch entgegengetreten war, nun sie wußte, daß in seiner Seele der letzte Liebesfunken erloschen war, nun regte sich auch in ihrem Herzen der Trotz, sie wollte durch ihn ihr Lebensglück nicht in den Staub treten lassen.

Und wenn der Trotz einmal geweckt ist, wenn er seine Wurzeln geschlagen hat, dann ist jedes unfreundliche Wort, jeder kalte, gleichmüthige Blick ein Sonnenstrahl, in welchem er gedeiht und üppig emporwuchert.

Sie liebte Ernst, wer konnte ihr verbieten, diese Liebe zu hegen und zu bekennen?

Hatte nicht eine höhere Macht den Funken in ihre Seele hineingelegt und ihn angefacht?

Und wenn Ernst ihre Liebe mit derselben treuen Innigkeit erwiderte, wer wollte den Bund zweier Seelen trennen, der im Himmel geschlossen war?

An das Alles dachte Veronika und je länger sie darüber nachdachte, desto fester ward ihr Entschluß, ihr Lebensglück nicht zertreten zu lassen. — —

Der Makler war unterdessen in sein Schreibzimmer zurückgekehrt. Er hatte an diesem Morgen begonnen, die Papiere seines Freundes durchzusehen, sie zu sichten und zu ordnen.

Seine Stirne war noch immer umwölkt, aber die Angelegenheit, die ihn vorhin so sehr erregt hatte, schien er bereits vergessen zu haben, denn er widmete seine ganze Aufmerksamkeit den vor ihm liegenden Papieren. Da fiel ihm plötzlich aus einem Aktenstück ein kleines unscheinbares Heft in die Hand.

Er öffnete es und blätterte eine Weile darin, bald hier bald dort einige Zeilen lesend.

Schon wollte er es bei Seite legen, als sein Blick auf der letzten Seite einige Zeilen entdeckte, deren Inhalt einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte.

Leichenblässe überzog seine Wangen, die Lippen bebten, stier mit dem Ausdruck höchster Bestürzung ruhte sein Blick auf diesen Zeilen.

Diese Zeilen enthielten nur die Worte: „Ich übergab gestern dem Justizrath Harkort mein Testament nebst

anderen Dokumenten, in denen ich meine Ansichten und Vermuthungen über die wichtigsten Ereignisse meines Lebens niederlegte."

Es war das Tagebuch des Wucherers, oder richtiger gesagt, ein Notizheft, in welchem er alle Ereignisse, die seinem Gedächtnisse nicht entschwinden sollten, genau verzeichnet hatte.

Theodor Schlick warf das Heft hin und sprang von seinem Sitze auf.

Auf seiner Stirn perlte der Schweiß in hellen Tropfen, er mußte das Fenster öffnen, um athmen zu können.

Es war ihm, als ob eine erstickende Luft ihn umgeben, und doch war es kühl in dem Raume, in den nur im Hochsommer zur Mittagszeit ein Sonnenstrahl sich verlor.

„Das schrieb er drei Wochen vor jenem Tage", murmelte er, während er langsam auf- und abwanderte, „ganz recht, es war am Tage nach jenem Abend, an welchem er mit dem Justizrath die Unterredung hatte. — Weshalb hat der alte Fuchs jenes Testament und die Documente noch nicht zum Vorschein gebracht? Bah — sind sie denn nicht ungültig, da ja eine spätere Verfügung mir die Verwaltung des Vermögens übergiebt? Und doch — der Justizrath ist ein gefährlicher Gegner und Grimm ahnte mehr als mir lieb sein konnte. Vorsicht — ich glaubte, am Ziele zu sein, und nun? Wohlan, nehmen wir den Kampf wieder auf, auch dieses Hinderniß muß beseitigt werden! Und da bietet der Brief der Madame Schneider einen

ganz vorzüglichen Anknüpfungspunkt. Sehen wir, ob das Geschäft nicht gemacht werden kann."

Noch einmal warf Schlick einen Blick auf die verhängnißvollen Zeilen, dann ging er nachdenklich hinaus.

Weshalb, wenn sein Gewissen rein war, regte diese Notiz ihn so sehr auf?

Der Schuster hatte und behielt Recht, heute sah der Makler in der That aus, wie das personifizirte böse Gewissen, als er, den finstern Blick stier vor sich hin gerichtet, die Lippen fest auf einander gepreßt und das Haupt auf die Brust gesenkt, langsam die Straße hinunterschritt.

Der Schneider befand sich in diesem Augenblicke gerade im Zimmer seines Nachbars, die beiden Biedermänner liebten es, am Sonntag Morgen freundnachbarlichst einander zu besuchen und bei einem Gläschen Magenbitter die Ereignisse der vergangenen Woche zu besprechen.

„Wenn man nur wüßte, weshalb dieser Mann vorher mit dem armen Mädchen gezankt hat!" sagte der Schneider.

„Es hat doch seine Ursache gehabt." —

„Ganz gewiß," unterbrach der Schneider ihn achselzuckend, „und ich sage Euch, wenn's früher nicht geheuer in dem Hause war, so ist es heute erst recht nicht geheuer darin. Mich dauert das junge Kind, auf Rosen ist es bei dem Murrkopf wahrlich nicht gebettet."

„Wenn ich das wüßte" —

„Herr, könntet Ihr es ändern?"

„Das nicht, aber ich würde einmal meine Alte hinüberschicken."

„So? Und was dann?“ spottete der Schuster. „Soll Eure Frau vielleicht drüben einmal horchen?“

Ueber das hagere spitze Gesicht des Schneiders glitt ein Zug des Unmuths.

„Mit Horchen und Spioniren hat meine Frau sich nie befaßt,“ erwiderte er gekränkt, während er den Rest des edlen Getränks in die beiden Gläser leerte und dabei gewissenhaft den Tropfen abmaß, „ich meine nur, meine Frau könne das junge Mädchen trösten, ihr beistehen, wenn sie eines Beistandes bedarf.“

„Als ob das Fräulein einen solchen Beistand annähme!“ warf die Frau des Schusters mit einer Geringschätzung ein, die dem Schneider deutlich beweisen mußte, wie hoch die Nachbarin in ihrer Gunst und Achtung stand.

Der Schneider aber ließ sich durch diese Geringschätzung nicht beirren.

„In den Zeiten der Noth ist Jeder willkommen,“ sagte er, sich erhebend, „und eine Schneiderfrau hat so gut ein Herz und ein Gemüth wie jedes andere Menschenkind. Wenn Ihr das nicht einseht, Nachbarin, so bedauere ich Euch. Guten Appetit.“

„Oho!“ fuhr die Frau des Schusters auf, als der Schneider sich entfernt hatte. „Der spreizt sich ja gewaltig! Er sollte doch bedenken, daß seine Frau vor ihrer Verheirathung an den Thüren Obst und Gemüse feil bot“ —

„He und Du?“ fiel der Schuster ihr in's Wort. „War Dein Metier vielleicht das einer Juwelenhändlerin?

Na, ich meine doch, Du habest keine Ursache, stolz darauf zu sein, daß Du früher in der Fabrik gespult hast. Der Mensch soll sich nicht überheben, wenn er nicht fallen will. Aber im Grunde ist es ein ganz gescheidter Einfall, meiner Seel, man könnte manches erfahren und einen richtigen Einblick in die Sache gewinnen. Ich an Deiner Stelle würde einmal hinüber gehen und das Fräulein fragen, ob ihr Herr Vater nicht einige alte Stiefeln auszubessern habe — he? Ein Wort giebt das andere, wenn man's richtig anzufangen weiß, kann man rasch erfahren, wo Barthel den Most holt."

Das schien der Frau einzuleuchten. Sie spielte eine Weile nachdenklich mit den Bändern ihrer Schürze und trat dann vor den kleinen Spiegel, der eigentlich nur durch seinen Platz zwischen den beiden Fenstern bewies, daß er früher einmal ein Spiegel gewesen war.

Jetzt war das Glas so trübe, daß es eines scharfen Auges bedurfte, wenn man sein Antlitz in ihm sehen wollte, aber er that doch noch seine Dienste und die Hausfrau nahm diese Dienste sehr oft in Anspruch.

„Der Schneider wird wüthen!" sagte sie.

„Was kümmert uns seine Wuth!" erwiderte der Schuster gleichgültig. „Die Gunst des Fräuleins drüben gleicht das wieder aus."

Das leuchtete der Schustersfrau abermals ein. Sie holte ihre Sonntagshaube aus dem Kleiderschrank, band ein citronenfarbiges, seidenes Tüchlein um und schmückte

ihre ziemlich plumpen Hände mit weißen, baumwollenen Handschuhen.

Der Schuster nickte ihr zum Abschiede freundlich ermuthigend zu und seine corpulente Ehehälfte trat den Gang an. Aber als sie die Schwelle ihres Hauses überschritt, sah sie drüben an der Thüre des Maklers ihre Nachbarin stehen und sie kam eben noch rechtzeitig genug, um zu bemerken, daß Jene in das Haus eintrat und die Thüre hinter ihr geschlossen wurde. Also blieb ihr nichts Anderes übrig, als die Sonntagshaube, die Handschuhe und das Tüchlein wieder abzulegen und ihrem Groll gegen die Schneidersfrau in beißenden Bemerkungen Luft zu machen, worin ihr Gatte ihr redlich beistand.

5. Capitel.

Theodor Schlick hatte keine Ahnung davon, daß seine Nachbarn ein Complot gegen ihn schmiedeten, er dachte nicht einmal daran, daß sie ein Interesse daran finden könnten, ihn zu beobachten und sich in Vermuthungen über seine häuslichen Verhältnisse zu ergehen.

Ganz andere wichtige Gedanken beschäftigten seine Seele, der Plan, den er nach langem, reiflichem Nachdenken gefaßt hatte, nahm sein ganzes Denken in Anspruch.

Er trat in das Haus des Justizraths und blieb auf dem Flure eine Weile stehen, um einige Male tief aufzuathmen und seinem Gesichte das Gepräge einer heiteren,

sorglosen Ruhe zu geben. Aber das Lächeln, welches seine Lippen umspielte, ließ sich so recht nicht in Einklang bringen mit seinem unstäten, verstörten Blick, der unerfahrenste Beobachter mußte entdecken, daß es gemacht und erzwungen, daß es eine Maske war, die bei dem ersten Anstoß fallen konnte.

Das sah auch der Justizrath, der mit unverkennbaren Zeichen des Befremdens sich erhob und dem Eintretenden einige Schritte entgegenging.

Er empfing den Makler kühl, ohne die Höflichkeit außer Acht zu lassen, er lud ihn durch eine Handbewegung ein, Platz zu nehmen und fragte ihn, was ihn zu ihm führe.

„Sie besitzen das Testament meines Freundes,“ sagte Schlick so unbefangen, als handle es sich um ein Geschäft von sehr geringer Bedeutung, „das Testament und einige andere Schriftstücke.“

„Sie wissen das?“ sagte Harkort einigermaßen überrascht.

„Wie Sie hören, Grimm theilte es mir vor seiner Abreise mit.“

„Zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?“

„Mußte er einen Zweck dabei haben?“

„Gewiß.“

Es lag etwas Stechendes und Lauerndes zugleich in dem Blick, den Schlick dem Justizrath zuwarf, der kalt und ruhig ihm gegenübersaß und mit keiner Miene das Interesse verrieth, welches er an dieser Unterredung nahm.

„Nun wohl, dann war es vielleicht, ja ganz gewiß seine Absicht, durch diese Mittheilung mich vorzubereiten, für den Fall Sie nach seiner Abreise gegen seine letzte Verfügung über sein Vermögen zu meinen Gunsten protestirten.“

„Es ist möglich,“ erwiderte Harkort gelassen.

„Sie werden nun selbst zugeben, daß diese letzte Verfügung alle früheren Bestimmungen aufhebt?“

„Gewiß.“

„Oh — dann wird das Arrangement, welches ich beabsichtige, nicht auf Schwierigkeiten von Ihrer Seite stoßen,“ sagte der Makler, dem eine Last von der Seele fiel.

Der Justizrath öffnete seine Dose und bot dem Gast eine Prise an.

„Echter Lotzbeck,“ sagte er, als Schlick eine ablehnende Bewegung machte.

„Ich danke, ich schnupfe nicht.“

„Und doch fürchte ich, daß Sie mir starken Tabak anbieten wollen.“

Der Makler blickte betroffen auf, das sardonische Lächeln auf den Lippen des Justizraths war nicht geeignet, ihn zu beruhigen.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte er.

„Hm — ich möchte gerne wissen, welches Arrangement Sie beabsichtigen.“

„Nur die Aushändigung des Testaments und der übrigen Schriftstücke Ihrerseits und die Zahlung der etwa darauf haftenden Kosten meinerseits.“

„Das ist in der That ein sehr einfaches Arrangement."

„Mit welchem Sie einverstanden sein werden."

„O gewiß, sobald Franz Grimm mir anzeigt, daß er dieses Arrangement genehmigt."

Es lag ein leiser Spott in dem Tone, in welchem Harkort diese Antwort gab und der Makler fühlte sehr wohl diesen Spott, der sich auch in dem Blicke des Justizrathes ausdrückte.

Und dieser Spott mußte schon jetzt ihn erkennen lassen, daß Harkort ihn durchschaute und nicht gesonnen war, sich überlisten zu lassen.

„Mein Freund hat dieses Arrangement genehmigt durch seine letzte Verfügung," sagte Schlick und es wollte ihm so recht nicht gelingen, seine gleichmüthige Ruhe zu behaupten. „Sie haben ja selbst bemerkt, das Testament sei werthlos geworden."

„Das hätte ich behauptet?"

„Allerdings."

„Zugegeben, indessen müssen Sie berücksichtigen, daß jene Dokumente ein mir anvertrautes Gut sind, welches ich nur dem Eigenthümer zurückgeben darf."

„Wenn der Eigenthümer selbst dieses Gut entwerthet hat." —

„Erlauben Sie, davon kann erst dann die Rede sein, wenn der Eigenthümer selbst mich davon in Kenntniß setzt."

„Aber, mein Gott, ich begreife nicht, weshalb Sie so

viele Umstände machen," sagte der Makler ungeduldig, während er sein kahles Haupt rieb. „Meinetwegen können Sie die sämmtlichen Dokumente einsalzen, einen Werth haben sie nicht mehr."

Der Justizrath zuckte so ruhig, so gleichmüthig und gelassen die Achseln, als ob er es darauf abgesehen habe, den Makler zur Verzweiflung zu bringen, und er war in der That auf dem besten Wege, diese Absicht zu erreichen.

„Ob diese Dokumente einen Werth haben oder nicht, darüber können Sie am Ende nicht urtheilen, weil Sie ihren Inhalt nicht kennen," versetzte er, „und was das Einsalzen betrifft, so wissen Sie wohl ebenso gut wie ich, daß durch dieses Experiment die Dokumente nichts gewinnen. Herr Grimm hat sie mir übergeben, er hat mir außerdem Verhaltungsmaßregeln in Bezug auf ihre Benutzung gegeben, und ich habe ihm versprochen, mich streng an diese Regeln zu halten. Wenn er mündlich oder schriftlich die Schriftstücke zurückfordert, so werde ich sie ihm aushändigen, Ihrer Aufforderung dagegen kann ich keine Folge leisten."

Der Makler hatte sich erhoben, die Antwort war so bündig, daß er das Nutzlose fernerer Bemühungen einsehen mußte. Aber er hatte noch einen Köder und er hoffte, der Justizrath werde diesem nicht widerstehen können.

„Ich weiß nicht, weshalb Sie so schroff mir entgegentreten," sagte er und er warf sich bei diesen Worten so stolz in die Brust, als ob er über Millionen zu verfügen

habe, „ich meine, ein freundschaftliches Hand in Hand gehen fordere unser beiderseitiges Interesse.“

„Unser beiderseitiges Interesse?“ fragte Harkort befremdet.

„Gewiß. Ihr Herr Sohn steht im Begriff, um die Hand meiner Tochter zu werben.“

„Das ist seine Sache.“

„Freilich. Aber Sie werden wissen, daß meine Veronika eine sehr bedeutende Mitgift erhalten wird, und“ —

„Mein Herr, das mögen Sie mit meinem Sohne in Ordnung bringen,“ unterbrach der Justizrath ihn ernst, „mich kümmert das weiter nicht.“

„Aber Sie würden vielleicht sich dazu verstehen, mir die Dokumente zu übergeben, wenn ich dies zur conditio sine qua non meiner Einwilligung machte?“

Der Justizrath schob die Brille in die Höhe und blickte mit seinen kleinen, grauen Augen den Makler so fest und scharf an, als ob er mit diesem Blick ihn durchbohren wolle.

„Jetzt endlich werfen Sie den Schafspelz ab,“ sagte er, das Haupt hoch emporrichtend, „ich habe erwartet, daß Sie mir irgend ein Aequivalent bieten würden für den Vertrauensbruch, den Sie von mir fordern, nur auf diesen Vorschlag war ich nicht vorbereitet.“

Der Makler mußte einsehen, daß er zu weit gegangen war, aber er gab das Spiel noch immer nicht verloren.

„Sie mißverstehen mich,“ erwiderte er. „Wir werden, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, die Dokumente

mit unsern beiderseitigen Siegeln versehen und als Packet beim Gericht deponiren. Kehrt mein Freund innerhalb zehn Jahren zurück, so händigen Sie ihm das Packet aus, im anderen Falle wird es nach dieser Frist mein Eigenthum."

„Oh, das heißt mit anderen Worten, Sie fürchten, ich könne von diesen Dokumenten Gebrauch machen?"

„Durchaus nicht."

„Sie hegen ferner die Besorgniß, die Veröffentlichung des Inhalts dieser Dokumente werde für Sie unangenehme Folgen haben?"

„Auch das nicht."

„Und Sie sind schließlich Ihrer Sache gewiß, insofern, als Sie die Ueberzeugung hegen, daß Ihr Freund niemals zurückkehren wird."

Den letzten Satz sprach der Justizrath mit gehobener Stimme und seinem scharf beobachtenden Blicke konnte der Eindruck nicht entgehen, den diese Worte auf den Makler machten.

Bestürzung, Unruhe, eine geheime Angst und Verwirrung prägten sich plötzlich in dem hageren Gesicht aus, und wenn es auch nur ein Schatten war, der flüchtig über dasselbe hinglitt, Harkort hatte diesen Schatten bemerkt; Schlick aber verlor die Geistesgegenwart so rasch nicht.

„Der Gemüthszustand meines Freundes läßt mich nicht bezweifeln, daß er sicher niemals zurückkehren wird,"

erwiderte er, „sollte dies aber sein, so werde ich ohne Zögern ihm sein ganzes Vermögen zurückgeben.“

„Inwiefern die Veröffentlichung der Dokumente für mich unangenehme Folgen haben könnte, weiß ich nicht, jedenfalls aber halte ich es für rathsam, sie unschädlich zu machen, da sie zu einem langwierigen Prozesse möglicherweise Anlaß geben können. Ihnen gegenüber will ich weiter keine Worte darüber verlieren, der kürzeste Weg ist der, daß ich meinem Freunde schreibe und ihn bitte, Sie aufzufordern, mir die Schriftstücke zu übergeben.“

Der Justizrath nickte und schnellte von den Brustfalten seines Hemdes die Tabakkörner fort.

„Das ist ganz gewiß der kürzeste Weg,“ sagte er, „bis seine Aufforderung eintrifft, werden die Papiere in meinem Besitz bleiben.“

Theodor Schlick nahm seinen Hut und näherte sich langsam der Thür.

„Ich würde bedauern, wenn Ihr Eigensinn die glänzende Rechnung Ihres Herrn Sohnes durchkreuzte,“ nahm er noch einmal das Wort, „meine Schuld wäre es nicht, der Herr Baumeister hätte deshalb von Ihnen Rechenschaft zu fordern.“

„Die ich ihm bereitwillig und in genügender Weise geben werde,“ entgegnete Harkort ruhig.

Der Makler verbeugte sich und ging hinaus, sein Plan war gescheitert, und die Wuth darüber spiegelte sich in seinem Gesicht, als er das Haus verließ.

Ueber die Lippen des Justizraths aber glitt ein Lä-

cheln der Genugthuung und dieses Lächeln verklärte noch immer seine Züge, als er in das Wohnzimmer trat, in welchem seine Familie beisammen saß.

„Ich habe Besuch gehabt," sagte er, „einen seltenen Besuch, an den ich im Traume nicht gedacht hätte. Theodor Schlick war bei mir, um meinem Herrn Sohne die Hand seiner Tochter anzubieten."

Daß diese Mittheilung Alle überraschen und befremden mußte, war natürlich und nicht minder natürlich war es, daß Ernst mit fieberhafter Spannung den Vater anblickte, welcher bedeutsam lächelnd mit seiner Tabaksdose spielte.

„Du hast um die Hand der jungen Dame geworben?" fuhr der Justizrath nach einer kurzen Pause fort. „Das ist unrecht, Du hattest mir versprochen, keinen Schritt in dieser Angelegenheit zu thun, ohne mich davon vorher zu unterrichten."

„Und ich erwidere Dir auf Ehrenwort, daß ich einen derartigen Schritt nicht gethan habe," entgegnete Ernst mit wachsendem Erstaunen.

„Hm — etwas muß doch wohl geschehen sein!"

„Vielleicht hat Veronika ihre Liebe zu Dir dem Vater gestanden," meinte Emma.

„Ach, das wäre in der That ein Zeichen inniger und aufrichtiger Liebe," sagte der Advocat, „*in diesem Falle*" —

„Ich gebe Euch die Versicherung, *daß mir das Alles* ein Räthsel ist," unterbrach Ernst ihn. „Es ist wahr, ich habe versucht, mich der jungen Dame zu nähern, aber

die Gelegenheit hat sich mir nicht geboten. Veronika besucht kein Conzert, keinen Ball, sie geht nur in Begleitung ihres Vaters aus, also". —

„Also hast Du einen anderen Weg gesucht und gefunden," sagte der Justizrath ruhig.

„Gesucht wohl, ob ich ihn gefunden habe, unterliegt noch manchem Zweifel. Ich wollte der jungen Dame schreiben, mußte aber befürchten, daß mein Brief in die Hände des Vaters fiel. Da wandte ich mich denn vor einigen Tagen an die Vorsteherin der Erziehungsanstalt."

„Großer Gott, wie romantisch!" spottete Schwarz. „An solche Umwege würde ich niemals gedacht haben."

Der Justizrath schüttelte bedächtig das Haupt.

„Jugend hat nicht Tugend," sagte er, „zu diesem Schritt würde ich Dir wahrlich nie gerathen haben. Laß ab von dem Mädchen, Ernst, wenn es Dir möglich ist, Du hast mit Hindernissen zu kämpfen, die Du nie beseitigen wirst."

„Glaubst Du denn, daß ich das Alles nicht selbst mir gesagt habe?" erwiderte Ernst erregt. „Ich kann nicht von ihr lassen, ich begreife selbst nicht, wie es möglich ist, daß ich dieses Mädchen so heiß und innig liebe, aber ich fühle, daß nur an ihrer Seite mein Lebensglück blüht, ich weiß, daß unser Bund oben im Himmel geschlossen ist. Das mag Manchem sonderbar klingen, Manchen zu ironischen Bemerkungen veranlassen," fuhr er mit einem raschen verstohlenen Seitenblick auf den Verlobten seiner Schwester fort. „ich gönne ihm das Ver-

gnügen, sich lustig darüber zu machen, so lange er nicht meine, oder die Ehre meiner Geliebten angreift."

Der Advokat hatte sich rasch dem jungen Manne genähert, er reichte ihm mit einem Blick treuherziger Theilnahme die Hand.

„Wenn die Sachen so stehen, dann wäre es eine Blasphemie, sich lustig über diese Liebe zu machen," versetzte er, „ich habe die Sachlage nicht so ernst angesehen. Der Vater hat Recht, Du wirst mit schweren Hindernissen zu kämpfen haben, aber wenn Du den Beistand eines treuen Freundes nicht zurückweisen willst, so darfst Du versichert sein" —

„Mit herzlichem Dank nehme ich ihn an," unterbrach Ernst ihn freudig. „Hören wir nun, was mein Vater dem Manne erwidert hat."

Der Justizrath nahm eine Prise und trommelte dann auf dem Deckel der Schnupftabacksdose einen lustigen Marsch.

„Es thut mir leid, Dir darauf eine unangenehme Antwort geben zu müssen", sagte er, „Schlick machte seine Zusage von einer Bedingung abhängig, die einzugehen meine Ehre mir nicht erlaubt. Mit wenigen Worten gesagt, er verlangt die Documente und das Testament seines Freundes als Preis für seine Einwilligung, und ich habe ihm darauf mit einigen passenden Worten in sehr festem, entschiedenem Tone erklärt, daß davon nie die Rede seine könne."

„Oh es ist das?" fragte der Advokat, der wenige

Tage vorher in das Geheimniß eingeweiht worden war. „Daraus geht hervor, daß der Makler kein reines Gewissen hat."

„Ich meine das auch," fuhr der Justizrath fort, „hab's ihm auch zu verstehen gegeben und es unterliegt keinem Zweifel, daß Schlick fortan mir einen glühenden Haß nachtragen wird. Mag er's thun, ich fürchte ihn nicht, er dagegen hat triftige Gründe, mich zu fürchten."

„Demnach scheint es mir, als ob Deine Vermuthungen ganz und gar unbegründet seien," sagte Ernst. „Die Nachrichten, die Du von Havre erhalten hast, lassen ja nicht im Entferntesten bezweifeln, daß Grimm nach Amerika ausgewandert ist."

„Lieber Junge, Du bist in dergleichen Dingen nicht bewandert, Du kennst die Spitzfindigkeiten nicht, mit denen ein raffinirter Verbrecher seine That zu verbergen sucht."

„Aber der Consul selbst schreibt Dir ja." —

„Du lieber Gott, ist denn ein Consul allwissend? Kann er nicht auch getäuscht werden?"

„Wir müssen die Nachrichten aus Amerika abwarten," sagte Schwarz, „vielleicht bieten sie uns einen Anhaltspunkt."

„Und wenn auch von dort die Antwort eintrifft, Grimm sei mit dem betreffenden Schiffe angekommen und habe alsdann seine Reise in's Innere fortgesetzt?" fragte Ernst.

„Warten wir's ab," entgegnete der Justizrath. „In-

zwischen habe ich schon einige Entdeckungen gemacht, die sehr wichtig sind."

„Welche?"

„Das muß einstweilen mein Geheimniß bleiben. Na, lieber Junge, was Deine Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf die Tochter des Maklers betrifft, so bitte ich Dich, laß mich dabei aus dem Spiele. Du weißt, Dein Lebensglück liegt mir sehr am Herzen und deshalb auch werde ich Deiner Wahl niemals vorgreifen, ich verlasse mich dabei auf Dein Herz und Deinen Verstand. Kannst Du von dem Mädchen nicht mehr ablassen, dann sieh in Gottes Namen zu, ob und durch welche Mittel Du ihr Herz und ihre Hand erringen kannst, von dieser Zeit aber verschone mich mit Bitten um meine Hülfe, denn ehrlich gesagt, mir wäre es lieber, wenn Du eine andere Wahl getroffen hättest."

Der alte Herr hatte sich schon entfernt. Vielleicht befürchtete er, Ernst werde, unterstützt durch die Mutter und das Brautpaar, schon jetzt ihn bestimmen mit Bitten, vielleicht auch war es ihm unangenehm, auf dieses Thema weiter einzugehen.

„Vor allen Dingen muß eine Zusammenkunft mit Veronika ermöglicht werden," nahm Schwarz das Wort; „aber wo, wie und wann?"

„Ja, wo, wie und wann!" wiederholte Ernst seufzend. „Ich bin ganz rathlos."

„So rasch darf man den Muth nicht verlieren," sagte Emma mit einer Energie und Festigkeit, welche den

Bruder beschämen mußte, „je schöner der Preis, desto schwerer ist es, ihn zu erringen."

„Sieh da," spottete der Advokat, „als ob man mit leichter Mühe nicht auch einmal einen schönen Preis erringen könnte! Ich meine doch, uns Beiden sei es nicht schwer gefallen, veni, vidi, vici!"

Emma warf dem Verlobten einen scherzhaft drohenden Blick zu und stützte dann das hübsche Köpfchen auf den Arm.

„Die Tante Therese würde gewiß gerne vermitteln," sagte sie nach einer Pause, „Tante Therese hat sich immer so liebenswürdig bewiesen." —

„Tante Therese wird das nicht thun," fiel die Mutter, die bis dahin schweigend am Fenster gesessen hatte, ihr rasch ins Wort, „sie hält nicht viel von der Ehe und hat mir oft gesagt, sie würde niemals zwei Liebende begünstigen. Du wirst Dich wohl erinnern, wie verletzend kühl sie die Nachricht von Deiner Verlobung aufnahm, hast Dich ja damals so sehr darüber geärgert."

„Und einige Tage später, als sie einsah, daß sie es nicht ändern konnte, war sie recht herzlich und theilnehmend," fuhr das Mädchen fort. „Laß mich nur mit ihr reden, Ernst, ich werde ihr das Alles schon begreiflich machen, sie muß Dir beistehen, sonst kündige ich ihr meine Freundschaft."

„Bei Leibe nicht," sagte der Advokat, „die alte Tante hat Geld, eine Erbschaft verscherzt man nicht gerne."

„Und die alte Tante hat außer uns Niemanden, dem

sie ihre Sorgen und Unannehmlichkeiten klagen kann," erwiderte Emma, „wenn sie einmal böse ist, kann sie auch rasch wieder gut werden. Es fragt sich nur, ob das Fräulein hinkommen wird und durch wen wir ihr darüber Mittheilungen machen können."

„Man müßte versuchen, die Magd zu bestechen," meinte Ernst.

„Getroffen!" erwiderte der Advokat. „Und das kann ich vielleicht übernehmen. Ich habe, wenn ich nicht sehr irre, noch einige Acten des Maklers in meinem Bureau, sie müssen die Sache einfädeln."

Die Rückkehr des Justizraths brach die Unterhaltung ab.

Emma deckte die Tafel und während des Mittagessens kam Niemand auf das Thema zurück.

Kurz nach Tisch erhielt Ernst einen Brief.

Der Makler schrieb in demselben, er werde jeden Versuch, der eine vertrauliche Annäherung an seine Tochter bezwecke, energisch zurückweisen, es sei denn, daß der Herr Justizrath sich bereit erkläre, auf den ihm gemachten Vorschlag einzugehen, oder daß Ernst sich verpflichte, gleichviel, ob mit oder ohne Wissen seines Vaters, die gestellten Bedingungen zu erfüllen.

Der Inhalt dieses in sehr kategorischem Tone abgefaßten Schreibens erbitterte und entrüstete den jungen Mann, er beantwortete es in demselben Tone, wies die ehrlosen Zumuthungen zurück und erklärte zum Schluß, daß er entschlossen sei, den Kampf mit ihm aufzunehmen.

Diese Antwort sandte er noch an demselben Tage durch einen Schreiber seines Vaters ab, ohne auf den Rath des Advokaten zu hören, der es rathsamer hielt, minder schroff dem Vater Veronika's entgegenzutreten.

---

6. Kapitel.

Als der Makler von seinem Besuche bei dem Justizrath heimkehrte, hatte die Frau des Schneiders kurz vorher das Haus verlassen.

Theodor Schlick ahnte nichts von diesem Besuch, und wenn Veronika ihn von demselben benachrichtigt hätte, so würde er wohl kaum dieser Nachricht irgend eine Beachtung geschenkt haben, er war zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt.

Und Veronika fand auch keine Gelegenheit über dieses an und für sich unbedeutende Ereigniß mit dem Vater zu reden, denn der Makler war nicht allein sehr schweigsam, sondern auch mürrisch und verstimmt, und das Mädchen wußte, daß sie in solchem Augenblicke nichts Besseres thun konnte, als ihn mit Fragen und Mittheilungen zu verschonen.

Und es war gut, daß sie auch jetzt dies that, denn unter allen Nachbarn Schlick's war der Schneider derjenige, gegen den der Makler eine ganz besondere Abneigung hegte, wohl der Mittheilungen wegen, die der Schneider damals dem Polizeiinspector über den angeblichen Gespensterspuk gemacht hatte.

Veronika aber hatte an der bescheidenen und schüchternen Frau Gefallen gefunden, sie war unbemerkt mit ihr in's Gespräch gekommen und die Nachbarin, die nur unter dem Vorwande gekommen war, ihren Mann dem Vater des Fräuleins zu empfehlen, verließ mit der Erlaubniß, ihren Besuch wiederholen zu dürfen, das Haus.

Sie würde diesen Erfolg nicht errungen haben, wenn Schlick nicht seine Tochter so streng von allem Verkehr mit der Außenwelt abgesondert hätte, oder wenn er ihr ein theilnehmender Freund gewesen wäre.

Veronika dachte schon jetzt daran, daß es vielleicht möglich sei, dem Geliebten durch Vermittelung dieser Frau Nachricht zukommen zu lassen, aber sie wollte den ersten Schritt nicht thun, trotzdem sie wußte, daß ihre Liebe Erwiderung fand. Sie hätte ihm zürnen mögen, daß er so unvorsichtig gewesen war, sein Geheimniß Anderen mitzutheilen, und doch konnte sie es nicht, sie mußte sich ja sagen, daß er diesen Schritt nicht gethan haben würde, wenn er einen anderen Weg zur Annäherung gefunden hätte.

So viel übrigens hatte Ernst durch seinen Brief an Madame Schneider errungen, daß Veronika sich jetzt mehr denn je zuvor mit dem Bilde des Geliebten beschäftigte, von Seiten des Maklers war es sehr unklug gewesen, seiner Tochter den Inhalt dieses Briefes mitzutheilen.

Er hatte ihr allerdings verboten, den Brief der Madame Schneider zu beantworten und hinzugefügt, daß er selbst dies besorgen werde, aber der Seele Veronika's war

nun ein fester Haltpunkt geboten, an welchem einst die Pläne des Vaters scheitern konnten.

Nach Tisch hatte der Makler sich in seine Schreibstube zurückgezogen; während Veronika in ihrem Boudoir die herrlichsten Luftschlösser für die Zukunft baute, schrieb ihr Vater jenen Brief, durch welchen er diese Luftschlösser zu zerstören gedachte.

Er hatte eine Antwort auf diesen Brief nicht erwartet, er sandte ihn ab und hielt die Sache damit erledigt.

Jetzt galt es, einen anderen Plan zu entwerfen, die Dokumente mußte er haben um jeden Preis.

Bis zum Abend wanderte er rastlos in seinem Zimmer auf und ab, und als der Abend dämmerte, war es ihm noch nicht gelungen, einen Weg zu finden, auf welchem er seinen Zweck erreichen zu können hoffen durfte.

Den ganzen Nachmittag hatte er gegrübelt, Pläne geschmiedet und wieder verworfen, den Haß in seiner Seele genährt und den Einflüsterungen des finsteren bösen Dämons gelauscht.

Und doch war draußen der Himmel so blau und der Sonnenschein so golden, und sein Kind sehnte sich danach, hinauszuwandern, um Geist und Gemüth in der lauen heiteren Herbstluft zu erfrischen.

Was galt diesem Manne die Schönheit der Natur, ja, was galt ihm der Sonnenschein des Lebens! Sein Frühling war längst dahin, und er hatte es nicht verstanden, ihn mit seiner ganzen Pracht in seine Seele aufzunehmen und drinnen bis zum Lebensabend ihn in der

Fülle seiner herrlichen, verjüngenden Schönheit zu bewahren!

Was galten ihm die Wünsche und die Hoffnungen, das Sehnen und Trauern seines Kindes!

Er hatte kein Verständniß für das Seelenleben Anderer, ihm war es gleichgültig, ob sein Fuß über geknickte Blüthen und gebrochene Herzen schritt.

Herzlos und selbstsüchtig, keiner edlen Regung fähig, trat er ohne Erbarmen in den Staub, was ihn auf seinem Wege hinderte; er kannte keine Rücksichten, kein Mitgefühl.

Sein eigenes Ich war der Götze, dem er huldigte, was galten ihm Andere, welche diesen Götzen nicht anerkennen wollten!

Die Vergangenheit dieses Mannes kannte Niemand, er war vor vielen Jahren eingewandert und man hatte sich nie darum gekümmert, woher er gekommen und was er vordem gewesen war.

Man wußte nur, daß er der vertraute Freund des Wucherers gewesen war und im Umgange mit diesem Manne konnte sein Herz nur härter geworden sein, als es damals vielleicht schon war.

Man wußte auch, daß er niemals mehr, als die Mittel einer bescheidenen Existenz gehabt hatte, auch das konnte sein Gemüth verhärtet haben.

Nun war er allerdings reich und er zeigte, daß er es war, indem er sich mit einer ihm bisher unbekannt gebliebenen Pracht umgeben hatte, aber auf sein Herz und

sein Gemüth wirkte dieser günstige Umschwung seiner finanziellen Verhältnisse nicht ein, er blieb der finstere, schweigsame Mann, den der Schuster, sein Nachbar, das personificirte böse Gewissen nannte.

Die Nachbarn hatten Anfangs geglaubt, die schöne, lebenslustige Tochter werde einen andern Menschen aus ihm machen, aber sie irrten sich. Schon nach wenigen Tagen war das heitere, sorglose Lächeln von den Lippen Veronika's verschwunden und das finstere Gesicht des Maklers zeigte noch immer schwarze Wolken.

Wenn die Sonne des Lebens nicht in's Herz des Menschen hineinscheint, dann kann sie sich nimmer auf seinem Antlitz wiederspiegeln, von innen heraus muß der Sonnenschein kommen, der die Wolken von der Stirne verscheuchen soll.

Theodor Schlick stand am Fenster und blickte auf den kleinen Hofraum hinaus. Da war nun freilich nichts zu sehen, als eine alte Bank, einige leere Tonnen und ein kümmerlich vegetirender Baum, der nicht einmal Schatten gab, weil die Sonne ihn nie beschien, aber der Blick des finsteren Mannes ruhte dennoch so unverwandt auf diesen werthlosen Gegenständen, als ob für ihn ein ganz besonderes Interesse an sie sich knüpfte.

Er war so sehr in seinem Sinnen und Brüten versunken, daß er das wiederholte Pochen nicht hörte und als nun hinter ihm eine Stimme seinen Namen nannte, fuhr er erschreckt zusammen.

Ein großer, hagerer Mann stand vor ihm, ein dürf-

tig gekleideter Mensch, in dessen mageres, eckiges Gesicht der erbitterte Kampf mit dem Schicksal tiefe Furchen eingegraben hatte. An ihm war das Leben mit all seinen rauhen Stürmen, seinen schweren, vernichtenden Schlägen vorbeigezogen, ihm hatte das Schicksal aus seiner Urne ein schwarzes Loos in den Schooß geworfen und jetzt rang und kämpfte er noch immer mit der hohnlachenden Sorge um seine kümmerliche Existenz.

Das Alles sah der Makler, während der Mann mit kriechender Höflichkeit um Entschuldigung bat, daß er es gewagt habe, einzutreten, ohne vorher die Erlaubniß abzuwarten.

„Ich bin Schreiber beim Justizrath Harkort,“ sagte er, „der junge Herr Baumeister beauftragte mich, Ihnen diesen Brief zu bringen, einer Antwort, meinte er, bedürfe es nicht.“

Noch immer ruhte der Blick scharf, durchdringend auf den Zügen des Schreibers, seine Seele schien sich schon wieder mit einem Plane zu beschäftigen und die Hoffnung auf das Gelingen dieses Planes mußte wohl keine Zweifel mehr zulassen, denn plötzlich leuchtete es in den Augen Schlick's auf und ein freundliches Lächeln glitt über seine Lippen.

„Nehmen Sie Platz,“ sagte er, während er das Siegel erbrach. Der Schreiber kam dieser Aufforderung nach, die in einem Tone an ihn ergangen war, der keinen Widerspruch duldete.

Er ließ sich auf den hochlehnigen Stuhl nieder und

bürstete mit dem Aermel seines Rockes den fuchsigen Cylinderhut, der einst auch bessere Tage gesehen haben mochte.

Schlick las den Brief rasch, der Inhalt desselben schien ihn weniger zu interessiren, als das Gesicht des Schreibers, auf welches er oft einen verstohlenen forschenden Blick warf.

Der Schreiber bemerkte das nicht, seine ganze Aufmerksamkeit war den schweren, alterthümlichen Möbeln gewidmet, welche der Makler bei der neuen Einrichtung des Hauses zur Möblirung der Schreibstube benutzt hatte.

Endlich legte Schlick den Brief hin.

„Je länger ich sie ansehe, desto bekannter erscheinen Sie mir," sagte er und es lag eine gewisse Herzlichkeit in dem Tone, in welchem er diese Worte sprach. „Damals, als ich Sie kennen lernte, müssen Sie in besseren Verhältnissen gewesen sein."

Der Schreiber schüttelte wehmüthig das hagere Haupt, welches noch kahler wie das des Maklers war.

„Sie verwechseln mich jedenfalls mit einer anderen Person," erwiderte er, „ich bin nie in besseren Verhältnissen gewesen, ein Spielball des Schicksals wurde ich aus einem Winkel in den andern geworfen und nirgends fand ich eine Stätte, wo ich mein müdes Haupt hätte hinlegen können."

„Ihr werther Name?"

„Heinrich Freudenreich. Es liegt eine bittere Ironie in meinem Namen. Ich habe nie eine Freude gekannt."

„Sie haben Familie?“

„Ja. Eine Frau und sechs unerzogene Kinder. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Familien der Armen stets mit einem Heißhunger gesegnet sind.“

„Und woran liegt es, daß Sie nie auf einen grünen Zweig kamen?“ fragte Schlick mit warmer Theilnahme. „Es giebt für den intelligenten Mann der Wege so viele, auf denen er bei redlichem Fleiß und festem Willen vorwärts kommen kann, daß ich nicht begreife, weshalb Ihnen das nicht geglückt ist.“

Der Schreiber nickte nachdenklich.

„Ja, ja, das haben mir Viele gesagt,“ erwiderte er, „aber die es sagten, steckten nicht in meiner Haut und vom hohen Port läßt sich's gemächlich rathen. Sehen Sie, ich selbst habe mich oft gefragt, woran es gelegen habe, an meinem Fleiß und meinem Willen lag es nicht.“

„Aber an der Energie.“

„Mag sein. Indeß, wer einmal ein Pechvogel ist, der kann beginnen, was er will, in seinen Händen verwandelt das Gold sich in Pech.“

Der Makler hat einen der großen schweren Schränke geöffnet und eine eigenthümlich geformte Flasche heraus geholt, die er jetzt langsam und bedächtig entkorkte.

„Es ist spanischer Wein,“ sagte er, während er die beiden hohen Spitzgläser füllte; „ein kostbares Gewächs, welches ich nur meinen guten Freunden anbiete. Sie sind also Schreiber bei dem Herrn Justizrath?“

Heinrich Freudenreich nahm zögernd das Glas und stieß mit dem Makler an; als er das Glas zum Munde führte, zitterte er, es war eine freudige Aufregung, hervorgerufen durch die herzliche Theilnahme des Maklers.

„Ich war in meiner Jugend in einem sehr bedeutenden Geschäftshause thätig," erwiderte er, nachdem er an dem Glase genippt hatte, „ich durfte hoffen, einen höheren Posten zu erhalten und wenn diese Hoffnung sich erfüllt hätte, so wäre ich geborgen gewesen. Da brach plötzlich eine Geldkrisis herein, das Haus fallirte und ging zu Grunde. Seitdem trieb ich mich in verschiedenen Comptoiren umher, hier mußte ich der Kabale eines neidischen Kollegen weichen, dort verlangte man für geringen Lohn übermenschliche Anstrengungen. Das Glück wollte mir eben nicht, ich fand nie eine Stelle, in der ich mich behaupten konnte."

„Und dennoch heiratheten Sie?" fragte Schlick mit leisem Vorwurf.

„Ich that es, weil ich ein ehrlicher Mann sein und bleiben wollte. Und ich habe es nie bereut, meine Frau hat Arbeit und Sorgen redlich mit mir getheilt und wurde mir die Last leichter."

Theodor Schlick zuckte bedauernd die Achseln.

„Wie man sich bettet, so liegt man," sagte er. „Was sind Sie nun? Schreiber mit 20 Groschen Gehalt und einem Haus voll Kinder. — Sie könnten's besser haben, lieber Herr, wenn Sie wollten."

„Besser?" fragte der Schreiber aufblickend. „Ich

habe mich oft damit getröstet, daß nach den Stürmen wieder Sonnenschein folgen müsse — es war ein schlechter Trost."

„Sie schreiben wohl auch am Sonntage?"

„Ich muß, wenn ich durchkommen will."

„Haben Sie keine Lust, drüben in Amerika Ihr Glück zu versuchen?"

Freudenreich leerte langsam das Glas und blickte dann eine geraume Weile vor sich hin.

Er bemerkte nicht, daß der Blick des Maklers lauernd auf ihm ruhte, hätte er plötzlich aufgeschaut, dieser stechende dämonische Blick würde ihn entsetzt haben.

„Auch daran habe ich schon gedacht," sagte er, „es giebt keinen Weg, über den ich nicht nachgedacht hätte. Was soll ich drüben? Von neuem beginnen? Ich bin zu alt geworden und mir fehlen auch die Mittel, drüben zu warten, bis sich eine lohnende Stelle für mich gefunden hat."

Theodor Schlick füllte achselzuckend wieder die Gläser.

„Wenn ich nun diese Mittel Ihnen anbiete?" fragte er.

„Sie wollen das thun?" erwiderte der Schreiber überrascht.

„Glauben Sie, ich scherze? Trinken Sie, der Wein ist gut."

„Ich danke, ich fühle, daß er mir schon in den Kopf steigt."

„Bah — er ist so stark nicht, trinken Sie."

Freudenreich war selten so reich an Freuden gewesen, wie heute.

Die Theilnahme, der kostbare Wein, das zuvorkommende Anerbieten — es war ihm oft, als ob das Alles nur ein Traum sei, dem im nächsten Augenblicke das Erwachen folgen müsse.

Der Makler beobachtete scharf, ihm entgingen die Regungen dieser schüchternen, bedrückten Seele nicht.

Er öffnete seinen eisernen Geldschrank und legte eine Rolle auf den Tisch.

„Ich will Ihnen den Beweis liefern, daß ich recht herzlich Antheil an Ihrem Schicksale nehme," sagte er, während er langsam die Rolle öffnete und die funkelnden Goldstücke bedächtig auf den Tisch zählte. „Zwanzig Louisd'ors vorab, damit Sie hier Ihre etwaigen Verpflichtungen einlösen und die nöthige Garderobe für die Reise anschaffen können."

Der Schreiber war keines Wortes mächtig. Hier ruhte sein Blick auf dem Golde, er wagte noch nicht, es mit seinen Händen zu berühren, aber der Wunsch, es zu dürfen, prägte sich deutlich in seinen Zügen aus.

„Ich begreife das nicht," versetzte er mit bebender Stimme, „es wird, es muß ein Traum sein."

„Durchaus nicht, nehmen Sie das Geld, es liegt ja vor Ihnen."

„Und Sie wollen es mir schenken?"

„Ja."

„Das kann ich nicht glauben."

„Sie halten mich einer edlen Regung nicht fähig.“

„O doch, doch, aber eine solche Summe verschenkt man nicht, ohne einen Zweck dabei zu haben.“

„Und wenn ich nur bezweckte, Sie glücklich zu sehen?“

Der Schreiber ließ seine Hand leicht über das Gold hinfahren, er blickte fragend den Makler an.

„Sagen Sie mir, was ich dafür thun muß,“ flüsterte er, „erst dann weiß ich, ob ich es annehmen kann und darf.“

„Gut, geben Sie mir eine Quittung.“

„Ich bitte Sie, scherzen Sie nicht mit einem armen Manne.“

„Keineswegs.“

„Nur eine Quittung?“

„Das ist Alles.“

„Und dann muß ich auswandern?“

Der Makler stand an einem Pulte und schrieb rasch einige Zeilen nieder.

„Das bleibt ganz Ihnen überlassen,“ sagte er gleichgültig, „aber ich denke, Sie selbst hegten den Wunsch, Ihre Lage zu verbessern? Hier wird Ihnen das nie gelingen, also bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als ihr Glück anderwärts zu versuchen. So, nun unterschreiben Sie diese Quittung und dann benutzen Sie das Geld, wie es Ihnen beliebt.“

Der Schreiber wußte noch immer nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte.

Aber er sah das Gold funkeln, und Gold hatte er seit vielen, vielen Jahren nicht mehr besessen.

Auch auf ihn übte das Gold seinen dämonischen Einfluß, er war zu schwach dem Zauber zu widerstehen.

Die zitternde Linke wühlte in den Goldstücken mit einer fieberhaften Unruhe, während die Rechte die Feder ergriff.

Wohl versuchte er, die Zeilen zu lesen, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, er fühlte, daß sein Haupt immer schwerer wurde.

„Unterschreiben Sie," sagte Schlick noch einmal. „Ihre Frau und Ihre Kinder werden im kommenden Winter warm gekleidet sein." —

„Und das danken sie Ihnen," unterbrach Freudenreich ihn bewegt. „Wenn ich nur wüßte, wie ich Ihnen danken soll!"

Der Makler warf einen prüfenden Blick auf die Unterschrift und legte den Zettel in seinen Geldschrank.

„Wir reden vielleicht morgen Abend darüber," sagte er ruhig. „Besuchen Sie mich morgen Abend — wann verlassen Sie das Bureau?"

„Um acht Uhr."

„Sie arbeiten nie länger?"

„Selten."

„Gut, so kommen Sie um acht Uhr. Wie stehen Sie mit dem Justizrath?"

„Ich kann nicht über ihn klagen."

„Aber er könnte Ihre Dienste besser bezahlen."

„Hm — er kann für das Geld, welches er mir zahlt, ein Dutzend Schreiber finden.“

„Möglich, aber einen alten treuen Diener lohnt man besser wie Andere, Fremde.“

Der Schreiber zuckte die Achseln, über sein Gesicht glitt ein trüber Schatten.

Wenn Schlick bezweckt hatte, in der Seele dieses Mannes Unzufriedenheit zu erwecken, so schien er diese Absicht erreicht zu haben.

„Sie werden es gewiß nicht bedauern, wenn Sie von ihm scheiden,“ fuhr er fort, „er ist auch einer von denen, welche ihre Arbeiter schinden.“

„Er ist mir stets ein liebevoller, zuvorkommender Herr gewesen,“ erwiderte Freudenreich, der inzwischen die Goldstücke wieder eingewickelt und darauf die Rolle vorsichtig in die Brusttasche gesteckt hatte.

Der Makler trommelte mit den Händen auf seinem Pult und blickte dabei so gleichgültig vor sich hin, als interessire ihn dieser Theil der Unterhaltung nicht im Mindesten.

„Sie werden ihm natürlich verschweigen, was wir mit einander gesprochen haben,“ sagte er. „Ich weiß, sein Freund bin ich nicht, also kann es Ihnen nur unangenehm sein, wenn er weiß, daß Sie von mir eine Unterstützung empfangen haben.“

Der Schreiber nickte zustimmend.

„Ich kann vielleicht Ihre Zukunft sicher stellen, Ihnen ein jährliches Einkommen von fünfhundert Thalern

verschaffen, das würde zur Bestreitung Ihrer Bedürfnisse hinreichen."

„Gewiß, wenn Sie das Maß Ihrer Güte voll machen." —

„Geduld, ich sage vielleicht, wahrscheinlich hängt es allein von Ihnen ab. — Apropos, wissen Sie nicht, ob der frühere Bewohner dieses Hauses, Franz Grimm, mit dem Justizrath in Verbindung stand?"

„Nein."

„Sie haben ihn nie im Hause Harkorts gesehen?"

„Nie."

„Na, es ist auch gleichgültig — also bis morgen Abend."

Eine verabschiedende Handbewegung bedeutete den Schreiber, daß der Makler allein zu sein wünschte.

Er nahm seinen Hut, leerte das Glas und entfernte sich nach einigen warmen Worten des Dankes mit schwankenden Schritten.

Lange blickte Schlick auf die Thüre, hinter welcher Freudenreich verschwunden war, ein Lächeln des Hohns umspielte seine Lippen. Er hatte seine Absicht erreicht, rascher, sicherer und vollständiger als er hoffen und erwarten durfte; der Schreiber war arglos in die Falle gegangen, nur noch eine kurze Frist und er war ein willenloses Werkzeug in der Hand dieses Mannes.

7. Capitel.

Der Advokat Gustav Schwarz hatte ebensowohl seinen Schreiber wie der Justizrath und zwischen diesen beiden Schreibern machte nur der eine Unterschied sich geltend, daß der des Advokaten ein junger, lebenslustiger und schlauer Bursche war. Arm war er wie Hiob und da er keine besondere Erziehung genossen, also auch wenig gelernt hatte, so hing er ganz von der Gnade des Prinzipals ab, der ihn zu allen möglichen Arbeiten benützte.

Er hatte rothes Haar und eine mit Sommersprossen dicht besäete Fuchsphisiognomie, aber er war ein treuer und gutmüthiger Bursche, dem der Advokat sein volles Vertrauen schenken durfte.

Dieser junge, hoffnungsvolle Mann hieß Balthasar, das war sein Vorname, seinen Familiennamen hatte der Advokat einstweilen ad acta gelegt, er nannte ihn zuweilen, vielleicht zur Abwechslung, den rothen Balthasar und der Schreiber fand darin nicht die leiseste Beleidigung.

Die Beiden saßen fast Tage lang einander gegenüber, ohne mehr als einige kurze Worte mit einander zu wechseln, es kamen aber auch Stunden, in denen sie eine sehr lebhafte Unterhaltung über Dinge pflogen, die durchaus keinen Anspruch darauf machen konnten, in der Schreibstube eines Advokaten besprochen zu werden.

Dann plauderten dieselben sehr vertraulich mit einander und es lag in der Natur der Sache, daß dadurch ein gewisses freundschaftliches Verhältniß entstehen mußte,

welches allerdings an einem andern Orte niemals berührt oder gar hervorgehoben wurde.

Der Advokat hatte seine Schwiegereltern, seine Braut und Ernst zum Souper auf den Montag Abend eingeladen.

Die Vorbereitungen zum Empfang und zur Bewirthung seiner Gäste nahmen während dem Vormittage seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Haushälterin hatte alle Hände voll zu thun, um für die verschiedenen Gerichte zu sorgen, denn es sollte ein sehr feines Souper sein; Balthasar mußte die Zimmer in Ordnung bringen, die Tafel decken und verschiedene Ausgänge machen, und Schwarz fand genug zu thun, das Alles zu überwachen und zu arrangiren.

Aus allen Räumen des Hauses wurden die verschiedenartigsten Gegenstände zusammengeschleppt, um das Zimmer, in welchem gespeist werden sollte, würdig auszustatten; das Schlafzimmer mußte den gestickten Fußteppich hergeben, der jetzt vor dem Sopha paradirte, aus dem Schreibzimmer wurden zwei Gypsbüsten mit sehr schwarzen Nasen und verschiedenen Dintenflecken auf Brust und Angesicht herbeigeholt, welche dem Bücherschranke im sogenannten Salon einen freundlicheren und zugleich gelehrteren Anstrich geben sollten; daß es die Büsten des hochseligen Königs und der Königin Wittwe waren, schadete nichts, aus der Entfernung und im Halbdunkel konnte man sie ja für die Büsten zweier Dichterfürsten oder Philosophen halten.

Aber Arbeit kostete es, dieses Arrangement zu treffen und den verschiedenen Gegenständen, die zur Dekoration dienen sollten, schadete es durchaus nicht, daß sie einmal bei dieser Gelegenheit von der zollhohen Staubdecke befreit wurden, die seit Jahren sie schützte vor den schädlichen Einwirkungen der Luft und des Lichts.

Nach Tisch betrachtete der Advokat sein Werk und mit besonderer Genugthuung vernahm Balthasar, daß er nichts zu tadeln fand.

Der Advokat ging nun noch einmal in die Küche, um auch dort Revision zu halten, dann trat er befriedigt in die Schreibstube, wo Balthasar sich bereits mit der Copie eines ziemlich umfangreichen Aktenstückes beschäftigte.

Schwarz hatte keine Lust zur Arbeit, er war einestheils zu müde, anderntheils zu aufgeregt, um indeß seinem Arbeiter nicht mit einem bösen Beispiele voranzugehen, suchte und blätterte er in den Akten, die auf seinem Schreibtische lagen, mit einer so ernsten Aufmerksamkeit, als ob er entschlossen sei, noch vor Abend einen verwickelten Proceß zu erledigen.

Daß aber seine Gedanken sich mit ganz anderen Dingen beschäftigten, sollte der Schreiber sehr bald erfahren.

„Holla, hätte ich's doch fast vergessen!“ rief der Advokat plötzlich, während er das Aktenstück, in welchem er so eifrig zu studiren schien, hinwarf. „Balthasar, sehen Sie rasch einmal nach, ob aus dem Proceß Schlick gegen Frauenstadt noch Akten hier liegen.“

Der Schreiber legte die Feder hin und öffnete den ganzen Schrank.

„Ich glaube, wir besitzen noch das Urtheil des Handelsgerichts und den Pfändungsakt,“ sagte er.

„Kann sein. Hat Schlick noch zu zahlen?“

„Vielleicht einige Thaler, der Vorschuß reichte nicht ganz hin.“

„Schön, schreiben Sie die Rechnung aus und suchen Sie die Akten.“

Das war bald geschehen, Balthasar legte schon nach einer Viertelstunde Beides dem Advokaten hin.

„Und jetzt,“ sagte Schwarz, nachdem er die Rechnung mit seiner Quittung versehen hatte, müssen Sie mir einen großen Gefallen erzeigen. Geben Sie Acht, es hängt viel davon ab, daß Sie schlau nud gewandt zu Werke gehen. Sie werden heute Abend nach acht Uhr zu dem Makler Schlick hingehen und ihm die Akten nebst der Rechnung überreichen. Sagen Sie ihm, die Sache sei erledigt, ich habe mir deshalb erlaubt, sein Conto abzuschließen.“

„Wenn das Alles ist“ —

„Könnte ich jeden Anderen hinschicken, wollen Sie sagen. Sie kommen wohl nicht gerne mit dem Makler in Berührung?“

„Kann gerade nicht sagen, daß ich eine besondere Vorliebe für diesen Mann hege, aber wenn es sein muß — ich fürchte ihn nicht.“

„Na, dazu ist auch kein Grund vorhanden. Ihre

Aufmerksamkeit soll übrigens weniger diesem Manne als seiner Magd gelten."

„Wie?" fragte der Schreiber überrascht.

„Das mag Ihnen sonderbar klingen, ist es aber nicht. Wenn Sie erst nach acht Uhr hingehen, wird die Thüre geschlossen sein und die Magd Ihnen öffnen müssen. Also sagen Sie dieser Magd einige schmeichelhafte Worte und suchen Sie ein zartes Verhältniß mit ihr anzubahnen."

„Gerechter Strohsack!" fuhr Balthasar mit wachsendem Erstaunen auf. „Allen Respekt vor Ihren Gründen, Herr Doktor, aber es ist doch eine gar zu starke Zumuthung! Ich bin ein gebildeter Mensch und —"

„Lieber Freund, es giebt Beispiele genug, daß gebildete Männer eine Dienstmagd heimgeführt haben," unterbrach der Advokat ihn ruhig, „und ich sage Ihnen, die schlechtesten Hausfrauen waren sie nicht. Uebrigens verlange ich von Ihnen dieses Opfer auch nicht, mir genügt es, wenn Sie die Gunst des Mädchens gewinnen, das Andere ist ganz Ihre Sache."

„Aber ich begreife nicht" —

„Weshalb ich das verlange? da werde ich Ihnen wohl reinen Wein einschenken müssen, vorausgesetzt, daß Sie verschwiegen sind."

„Wie das Grab," sagte der Schreiber, die Hand betheuernd auf das Herz legend.

„Der Makler hat eine schöne Tochter."

„Ich habe es gehört."

„Einer meiner Freunde interessirt sich für diese junge Dame.“

„Na, dann mag er sie heirathen.“

„Zwischen dem Wollen und Können liegt eine tiefe Kluft.“

„Und über diese Kluft soll mein zartes Verhältniß mit der Dienstmagd wohl die Brücke bilden?“

„So ist es.“

Der Schreiber schüttelte sein rothes Haupt, er begriff das so ganz noch nicht.

„Der Makler hütet seine Tochter wie ein Schließer seinen Gefangenen,“ fuhr Schwarz nach einer Pause fort, „es ist meinem Freunde nnmöglich, sich der jungen Dame zu nähern.“

„Dann muß er sie entführen.“

„Das ist leicht gesagt. In der Hauptsache handelt es sich darum, einen Weg zu finden, auf welchem eine gegenseitige Correspondenz ungefährdet befördert werden kann, und da halte ich dies für den einfachsten Weg. Haben Sie einmal sich die Gunst der Magd erworben, so wird die letztere sich gerne bereit finden lassen, die Briefe zu befördern, natürlich fällt dabei für Sie auch Manches ab. Porto wird gerne gezahlt und Gefahren sind nicht damit verknüpft.“

„Das sagen Sie,“ erwiderte der Schreiber bedenklich, „die Sache hat ihre wohl zu berücksichtigenden Schwierigkeiten. Pro primo bin ich ein häßliches rothhaariges Geschöpf, also ist es sehr die Frage, ob die Magd sich mit

mir einlassen wird. Pro secundo sind die Consequenzen zu bedenken, die für mich daraus entstehen. Wenn nun dieses Fräulein ein Eheversprechen von mir fordert, ehe sie die Vermittelung übernehmen will? Sie werden natürlich verlangen, daß ich in den sauren Apfel beißen soll, was aber nachher? Derartige Processe sind nicht angenehm und Ihr Freund kann weiß Gott doch auch nicht verlangen, daß ich seinetwegen mich mit der ersten besten Bauerndirne vermählen soll!"

Der Advokat schien alle diese Einwürfe und Proteste erwartet zu haben, der Ausdruck seiner Züge ward nicht finsterer, sein Blick nicht unfreundlicher.

„Ich verspreche Ihnen, daß für Sie keine unangenehme Folgen daraus erwachsen sollen," sagte er begütigend, „gehen Sie hin und sehen Sie sich zuvor das Mädchen an, vielleicht danken Sie mir später, daß ich Ihr Lebensglück begründet habe."

Balthasar machte noch immer Einwendungen, aber zuletzt verlor der Advocat die Geduld, er ließ die Bemerkung fallen, daß er Leute genug finden könne, die gerne bereit sein würden, diesen Auftrag zu übernehmen, wenn er ihnen den Posten Balthasars anbiete.

Diese Bemerkung beseitigte alle Bedenken des Schreibers, er erklärte sich bereit, das zarte Verhältniß mit der Magd anzuknüpfen und den Anordnungen seines Prinzipals Folge zu leisten.

Es war inzwischen Abend geworden, der Advokat traf Anstalten, das Bureau zu verlassen.

„Es wird mir lieb sein, wenn Sie nach Ihrem Besuch bei dem Makler mich sofort von dem Erfolge Ihrer Bemühungen unterrichten wollen,“ sagte er, bevor er hinausging, „Sie können hier zu Nacht essen und sich von dem schweren Gang bei einer Flasche Wein erholen.“

Balthasar nahm die Einladung an, sie erleichterte ihm den Gang.

Der Advokat zog sich in den Salon zurück.

Er zündete die Lampe an, rückte hier und dort an den Stühlen und ging dann noch einmal in die Küche, aus der ein würziger Duft das ganze Haus durchströmte.

Bald darauf erschienen die Gäste; außer Ernst, der sehr schweigsam und nachdenklich war, brachten sie alle eine heitere Stimmung mit.

Man bewunderte das getroffene Arrangement, lobte die sinnige Ausstattung des Zimmers und ließ dem feinen Geschmack des Hausherrn Ehre und Gerechtigkeit widerfahren.

Der Advokat war ganz stolz auf das Lob seiner Braut, welche naiv gestand, sie habe befürchtet, eine heillose Junggesellenwirthschaft zu finden, und es brachte ihn jetzt sogar nicht einmal in Verlegenheit, als Ernst die interessante Entdeckung machte, daß die Büsten auf dem Bücherschranke nicht an dem geeigneten Orte standen.

Und noch stolzer ward er, als das Essen aufgetragen wurde und Niemand an den Speisen das Geringste zu tadeln fand.

Die erste Stunde verstrich rasch, man aß, trank,

plauderte und lachte, und die allgemeine Heiterkeit wurde erhöht durch die Entdeckung, daß Ernst trotz seinem Liebeskummer und seinen Sorgen so tapfer einhieb, als ob er seit drei Tagen gefastet habe.

Man war eben bei dem Dessert angelangt, als die Haushälterin dem Advokaten mittheilte, Balthasar wünsche einige Worte mit ihm zu reden.

Der Schreiber hatte es sich im Bureau bereits bequem gemacht, er saß vor den Ueberresten des Soupers und ließ sich in seiner sehr angenehmen und nützlichen Beschäftigung durch den Eintritt seines Herrn nicht stören.

„Nun?" fragte Schwarz mit gespannter Erwartung.

Der Schreiber schüttelte sein rothes Haupt und zerlegte dabei mit großem Behagen, aber sehr geringer Geschicklichkeit, den Flügel eines jungen Hahns.

„Kein Gedanke daran," erwiderte er. „Erstens" —

„Also es ist Ihnen nicht gelungen?"

„Nein."

„Na, dann wollte ich, daß" —

„Geduld, Herr Doctor, Sie werden dennoch mit mir zufrieden sein. Sehen Sie, die Magd zählt mindestens ihre sechsundfünfzig Jahre, sie hat graues Haar, einen zahnlosen Mund und ein spitzes Kinn, auf welchem einige Barthaare fruchtbaren Boden gefunden haben. Aber trotz dieser abschreckenden Häßlichkeit hätte *ich mich dennoch* geopfert, du lieber Gott, einige *süße Worte kosten* ja nichts und nichts ist leichter, als eine alte Scheune in Brand zu setzen. Aber der alte Drache ist nicht allein

abschreckend häßlich, sondern auch grob, und zwar niederträchtig grob, er fuhr mich an, wie der Hund den Bettelmann. Ich solle zu einer gelegeneren Zeit wiederkommen, nach sieben Uhr Abends sei das Comptoir geschlossen. Na, ich sah indeß deutlich Licht im Bureau und hörte auch die Stimme des Maklers, der wahrscheinlich Besuch hatte, weshalb ich mir erlaubte, die Magd auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, in der Hoffnung, daß es mir dennoch gelingen werde, eine freundschaftliche Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Aber da kam ich schlecht an. Ehe ich es ahnte, stand ich vor der Thüre, die mir vor der Nase zugeworfen wurde."

Der Advokat mußte lachen, so unangenehm ihm diese Nachricht auch war.

„Ich hätte Ihr Gesicht sehen mögen!" sagte er. „Du lieber Himmel, Sie lassen sich so ohne Weiteres von einer alten Frau vor die Thüre setzen?"

Balthasar zuckte die Achseln und leerte sein Glas.

„Sie würden auch nicht Stand gehalten haben, wenn eine solche Hexe mit dem wackelnden Kinn und den funkelnden Katzenaugen Ihnen zu Leibe gerückt wäre!" fuhr er fort. „Ich hörte sie hinter der Thüre kichern, und ich sage Ihnen, dieses Hohnlachen ging mir durch Mark und Bein. Aber ich hörte gleichzeitig noch etwas Anderes, was meine Aufmerksamkeit von dem unheimlichen Hause ablenkte. Dieses „Andere" war ein sehr lauter und sehr heftiger Wortwechsel, der in einem gegenüber liegenden Hause geführt wurde. Ich schlich mich hin und näherte

mich vorsichtig dem Fenster. Sofort entdeckte ich, daß in dem Hause ein Schneider wohnt, und Dank meinen Erfahrungen und meiner Menschenkenntniß fiel es mir nicht schwer, zu entdecken, daß die Frau des Schneiders den Wortwechsel mit einer Schustersfrau führte, jedenfalls ihrer Nachbarin, denn an dem Nachbarhause hing ein hölzerner Stiefel. Ich mußte lauschen, ich mochte wollen oder nicht, denn die Unterhaltung wurde so laut geführt, daß mir kein Wort entgehen konnte."

„Na, da werden Sie etwas Rechtes vernommen haben!" sagte der Advokat geringschätzend.

Den Schreiber beleidigte dieser Spott nicht, er schnitt ein großes Stück von dem Braten ab und legte es auf seinen Teller.

„Ich habe da manches Wort vernommen, was mir so wichtig schien, daß ich es meinem Gedächtnisse einprägte," erwiderte er. „Die Schusterin schalt die Schneiderin eine Augendienerin, die besser thue, vor ihrer eigenen Thüre zu kehren, als sich in die häuslichen Angelegenheiten Anderer einzumischen. Darauf erwiderte die Schneiderin, ihre Nachbarin sei nur neidisch und dieser Neid mache sie boshaft, wenn es ihr, der Schusterin nämlich, so rasch und leicht gelungen sei, sich das Vertrauen des Fräuleins drüben zu erringen, so werde sie gewiß den Kopf noch einmal so hoch tragen, aber vor diesem Stolz wolle sie ihre Nachbarin bewahren. Sie sei nun einmal Hahn im Korbe drüben, es werde Keinem gelingen, sie aus der Gunst der jungen Dame zu verdrängen. In

dieser Tonart ging's fort, ich aber erfuhr durch diesen Wortwechsel, daß die Frau des Flickschneiders nicht nur die Schwelle des Maklers überschreiten darf, sondern auch sich bereits in der Gunst der jungen Dame festgesetzt hat."

Der Advokat war befriedigt, er durfte auf diesem Wege eher seinen Zweck zu erreichen hoffen, als durch die Bestechung der Magd.

Er blieb eine Weile in Nachdenken versunken, dann beauftragte er seinen Schreiber, den Schneider oder dessen Frau zu einem Besuche am nächsten Tage zu veranlassen.

Balthasar glaubte, diesen Auftrag ohne Mühe ausführen zu können, er äußerte seine Befriedigung darüber, daß er von der Nothwendigkeit, mit dem „zahnlosen Drachen" ein zartes Verhältniß anzuknüpfen, entbunden war und versprach am nächsten Morgen in aller Frühe den Schneider zu besuchen.

Schwarz kehrte zu seinen Gästen zurück, er entschuldigte seine lange Abwesenheit mit dem Vorwande, daß eine sehr dringende und wichtige Proceßsache ihn genöthigt habe, eine halbe Stunde in seinem Bureau zu verbringen.

Das Gespräch war während seiner Abwesenheit verstummt, der Advokat suchte es dadurch zu beleben, daß er an den Justizrath die Frage richtete, ob er im Laufe des heutigen Tages weitere Schritte in seiner Angelegenheit gegen den Makler gethan habe.

Der alte Herr fuhr aus seinem Nachdenken empor.

„Weitere Schritte werden wohl erst dann gethan

werden können, wenn aus Amerika die Nachricht eingetroffen ist," sagte er.

„Und wann kann sie eintreffen?" fragte Ernst.

„Schwerlich vor vierzehn Tagen, wir müssen uns gedulden."

„Aber Du sagtest gestern, Du habest bereits wichtige Entdeckungen gemacht," schaltete Emma ein.

Der Justizrath nahm eine Prise und leerte darauf nachdenklich sein Glas.

„Wichtige Entdeckungen?" erwiderte er. „Hm, ja, sehr wichtige sogar, vorausgesetzt, daß die Mittheilungen, die ich erhalten habe, wahr sind."

Der Advokat zuckte die Achseln. „Du hast gestern erklärt, diese Entdeckungen müßten Dein Geheimniß bleiben," sagte er, „weshalb also reden wir darüber? Wenn Du uns kein Vertrauen schenkst." —

„Na, na, nur nicht gleich so oben hinaus!" unterbrach der Justizrath ihn kopfschüttelnd, „es giebt Verhältnisse, über die man selbst im vertrautesten Kreise nicht reden darf." —

„Hier aber sind wir Alle mehr oder minder betheiligt," sagte Ernst.

„Gewiß, ich gebe es zu, und es ist mir sogar lieb, wenn ich meine Entdeckungen Euch mittheilen kann, aber ich fordere die strengste Verschwiegenheit."

Natürlich beeilten Alle und vorzugsweise die Damen sich, Verschwiegenheit zu geloben und der Justizrath schien auf die Aufrichtigkeit dieses Gelübdes zu vertrauen.

Er ließ seinen Blick forschend über die Häupter seiner Lieben gleiten und schlürfte darauf mit sichtbarem Wohlbehagen das duftende Naß, welches in seinem Glase perlte.

„Franz Grimm hatte eine Aufwärterin, die seit dem Tode seiner Frau täglich bei ihm aus und einging," sagte er. „Wenn irgend Einer die Vergangenheit des Maklers kennt und über ihn, wie über die Vorfälle im Hause Grimms Mittheilungen machen kann, so ist es die alte Marthe, auf die ich sofort mein Augenmerk richtete. Wäre der Makler klug gewesen, so hätte er sich ihrer Verschwiegenheit versichert, er beleidigte sie dadurch, daß er ihr mit dürren Worten das Haus verbot. Ich habe die alte Frau nun in's Verhör genommen, ihr Versprechungen gemacht und eine Belohnung zugesichert, und erfuhr dadurch Manches, was von großer Wichtigkeit später sein kann. Das Verhältniß zwischen Grimm und dem Makler ist niemals so intim freundschaftlich gewesen, wie der letztere behaupten will. Grimm fürchtete diesen Mann, er hat oft sich bitter über ihn beklagt und sogar zu verschiedenen Malen den Entschluß gefaßt, mit ihm zu brechen. Diesen Entschluß führte er nicht aus, weil er zu schwach war, dem dämonischen Einfluß zu widerstehen, den Schlick auf ihn übte. Hieraus geht hervor, daß Grimm unmöglich jene Verfügung getroffen haben kann, laut der der Makler sein ganzes Vermögen erben soll. Aber weiter! Den Makler kennt die alte Marthe seit dem Tage, an welchem dieser Mann von draußen herein kam. Das war kurz vor dem Grimm heirathete. Schon damals

besuchte Schlick den Wucherer täglich und die alte Frau behauptet, der Makler sei nie verheirathet gewesen. Er hat allerdings eine junge Person um sich gehabt, aber seine Frau war sie nicht. Auch von einem Kinde weiß die Alte nichts, die Person ist ein Jahr später abgereist und seitdem verschollen. Seitdem hat Schlick ein einsames Junggesellenleben geführt und nie ist zwischen ihm und Grimm von einem Kinde des Ersteren die Rede gewesen."

„Aber das kann doch die Magd so genau nicht wissen!" warf Ernst ein.

„Sie weiß es," fuhr der Justizrath fort. „Es sind oft Stunden gekommen, in denen der Wucherer sehr mittheilsam war, in denen er das Bedürfniß fühlte, mit einer Seele zu plaudern, der er vertrauen durfte und da hat die alte Magd Manches erfahren. Sie hat oft mit ihm über den Makler, dessen Charakter und Verhältnisse gesprochen, auch über seine Vergangenheit ist häufig geredet worden und da würde Grimm ihr gewiß gesagt haben, daß Schlick eine Tochter besitze, wenn er selbst Kenntniß davon gehabt hätte."

„Es ist allerdings auffallend, daß die Magd nichts davon weiß," sagte der Advokat, „der Makler hatte ja keine Ursache, es zu verheimlichen!"

„Wer weiß das!" erwiderte Ernst. „Man kann darüber nicht urtheilen auf das Zeugniß dieser Person hin."

Der Justizrath schüttelte den Kopf.

„Wir müssen es freilich der Zukunft überlassen, das dunkle Geheimniß zu enthüllen," sagte er, „aber das weiß

ich schon jetzt, daß diese Enthüllung uns Alle überraschen und vielleicht auch entsetzen wird."

Ernst bestritt diese Ansicht nicht, wenn er ihr auch nicht beipflichtete, aber gegen die Annahme, daß Veronika nicht die Tochter des Maklers sei, protestirte er, und die Gründe, welche er für seinen Protest anführte, hatten allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit, vor welcher der Justizrath einstweilen noch die Waffe strecken mußte.

Emma und die Mutter nahmen gegen den Vater Parthei, während der Advokat sich auf die Seite des alten Herrn stellte, der im Eifer des Gesprächs durch seine alle Zeit trockene Kehle sich verleiten ließ, etwas allzutief in's Glas zu blicken, ohne zu bedenken, daß diesem Leichtsinn die Reue auf dem Fuße folgen mußte.

Als die Gäste kurz vor Mitternacht sich erhoben, um von ihrem Wirth Abschied zu nehmen, war die Meinungsverschiedenheit noch lange nicht ausgeglichen; das aber ärgerte den Justizrath nicht so sehr, als die Entdeckung, daß es ihm ganz und gar unmöglich war, eine gerade Richtung einzuhalten, so daß er sich genöthigt sah, sich auf den Arm seines Sohnes zu stützen, der mit liebevoller Sorgfalt das schwankende Schiff in den sicheren Hafen bugsirte.

8. Kapitel.

Wenn der Makler auch mit Sicherheit vermuthete, daß der Justizrath ihn beobachtete und sich Mühe gab,

über das Schicksal Grimms nähere Auskunft zu erhalten, so ahnte er doch im Entferntesten, welche Schritte Harkort bereits gethan hatte und wie schwarz und drohend die Wolken waren, die fern am Horizont allmählich emporzogen.

Er schaltete und waltete mit dem Vermögen des Wucherers, als ob dasselbe bereits sein unbestrittenes Eigenthum sei, aber man konnte ihm deshalb nicht vorwerfen, daß er es verschwendete.

Das Netz, welches er über den Schreiber des Justizraths geworfen hatte, zog er immer enger zusammen, Heinrich Freudenreich ahnte nicht, welche Fülle von Bosheit, Tücke und Berechnung sich hinter der Freundlichkeit barg, die Schlick ihm nun schon seit vier Wochen bewies.

Er hatte sich allmählich mit dem Gedanken an die Auswanderung ausgesöhnt, auch seine Frau redete ihm zu, nachdem Schlick, der die Familie dann und wann besuchte, ihr die Vortheile dieser Auswanderung vorgezählt und dabei die Zukunft mit den rosigsten Farben gemalt hatte.

Soweit stand also Alles vortrefflich, an die drohende Gefahr glaubte Schlick nicht und den Dämon, der den Frieden seines Hauses zu vernichten drohte, beachtete er nicht. Dieser Dämon war seine Selbstsucht, die keinen anderen Willen als den eigenen gelten ließ, die alle Knospen vor ihrer Entfaltung brach, alle Blüthen hohnlachend in den Staub trat.

Es war ein einsames trostloses Leben, welches Vero=

nika in dem großen, trotz der Eleganz seiner Ausstattung dunkeln und dumpfen Hause führte.

Aber sie wagte nicht, Klage darüber zu führen und Wünsche zu äußern, sie kannte ja die Herzlosigkeit und den starken Eigensinn des Vaters, der Lachen und Scherzen für eine Thorheit, die Freude für ein kindisches Gefühl hielt.

Sie waltete still und ergeben im Hause, sie kam ihrer Pflicht nach, um dem Vater keinen Grund zu Beschwerden zu geben, aber es war ein mechanisches Walten ohne Liebe, ohne Fröhlichkeit.

Allein auf ihre Arbeit, ihre Blumen und ihre kleine Bibliothek angewiesen, wünschte sie gar oft sich zurück in die Pensionsanstalt, wo sie mit den Freundinnen scherzen, plaudern und lachen durfte, wo sie Herzen gefunden hatte, denen sie ihre Freuden und kleinen Sorgen anvertrauen konnte. Glücklich der, welcher den Augenblick zu genießen versteht, wann, wo und wie er ihm sich bietet, der nicht in späteren Zeiten mit Reue und Bedauern zurückblickt auf das, was er leichtsinnig verscherzte, weil er nicht verstand es zu benutzen, weil er seinen Werth nicht ermessen konnte! Veronika durfte sich sagen, daß sie die Freuden ganz und voll genossen hatte, welche ihr in ihrer Kindheit geboten worden waren. Freundinnen hatten die Mutter ihr ersetzt, es war ihr nicht fühlbar geworden, daß sie die Liebe einer Mutter entbehren mußte.

Wie grell stach jene Zeit gegen die gegenwärtige ab!

Ein Leben ohne Liebe ist ein Frühling ohne Sonnenschein und Blüthenduft!

Aber plötzlich fiel ein Strahl dieses Sonnenscheins auf den dunklen blüthenarmen Pfad.

Die Frau des Schneiders, welche von der erhaltenen Erlaubniß so oft Gebrauch machte, als die Verhältnisse es gestatteten, brachte ihr eines Tages ein Billet mit der Bemerkung, der junge Herr, der es ihr anvertraut habe, hoffe eine Antwort darauf zu erhalten.

Veronika ahnte, wer ihr das Billet schickte, Purpurgluth übergoß ihre Wangen, als sie das Siegel erbrach und den Namen des Schreibers las.

Ernst entschuldigte sich damit, daß er gehofft habe, irgendwo seiner schönen Reisegefährtin wieder zu begegnen, daß er nicht gewagt haben würde, ihr zu schreiben, wenn er nur die Möglichkeit der Erfüllung seiner Hoffnung auf einem andern Wege hätte sehen können.

Er bat sie, ihm mitzutheilen, wann und wo er ihr begegnen könne, er müsse noch einmal mit ihr plaudern, ihr mittheilen, welche Hoffnungen und Wünsche seine Seele bewegten.

Es herrschte ein ruhiger, leidenschaftloser Plan in diesen Zeilen, aber Veronika las mit dem Herzen, nicht mit den Augen allein.

Sie fand mehr in diesen Zeilen und was sie in ihnen fand, das machte sie glücklich, unnennbar glücklich.

Sie wußte nun, daß er sie treu, innig und aufrichtig liebte, daß seine Liebe nicht ein Rausch der Leidenschaft,

sondern ein tiefes, wahres Gefühl war, auf dessen Beständigkeit sie vertrauen konnte.

Sie antwortete ihm in demselben ruhigen Tone, und von diesem Tage an wanderte manches Briefchen durch die Hände der verschwiegenen Nachbarin, welche nun auch erfuhr, wie lohnend die Verschwiegenheit sein kann.

Daß die Sprache in diesen Briefen immer warmer, immer leidenschaftlicher wurde, war leicht begreiflich und ebenso begreiflich war es, daß die Sonne endlich den Nebelschleier durchbrach und nun die beiden Seelen vereint das süße Glück der Liebe empfanden. Schon oftmals hatte Ernst gebeten, ihm im Hause seiner Tante eine Zusammenkunft zu bewilligen, er hatte ihr dabei bemerkt, daß sie dort seine Schwester finden werde, welche sich danach sehne, ihre Freundschaft ihr anzubieten. Veronika hatte bisher die Erfüllung dieser Bitte abgelehnt, trotzdem auch ihr Herz sich danach sehnte, dem Geliebten mündlich zu wiederholen, was sie in ihren Briefen geschrieben hatte, trotzdem sie Verlangen danach trug, ihm wieder ins Auge zu blicken und von seinen Lippen die Bestätigung seiner Schwüre zu hören.

Sie hatte es abgelehnt, nicht aus falschem Schamgefühl, sondern weil sie wußte, daß dieser Schritt zum Bruche zwischen ihr und dem Vater führen konnte und mußte, weil sie noch immer hoffte, ihn versöhnlicher gegen Ernst zu stimmen, den er aus ihr unbekannten Gründen haßte.

Dann aber auch wäre es ihr fast unmöglich gewesen,

seine Bitte zu erfüllen, weil sie das Haus allein nicht verlassen durfte, weil sie dem griesgrämigen Vater über jeden Schritt, den sie thun wollte, vorher Rechenschaft geben mußte.

So waren einige Wochen verstrichen, der Herbstwind hatte die Bäume schon entblättert, der kalte Hauch des Winters fegte schon über die Felder und Wiesen.

November war's, die kurzen trüben, unfreundlichen Tage hatten kein Recht mehr an Herz und Gemüth, sie mußten es den langen, gemüthlichen Abenden überlassen, beide zu erheitern und zu erquicken.

Die ganze trostlose Einsamkeit ihres Lebens fühlte Veronika jetzt in doppeltem Maße und mehr denn je zuvor sehnte sie sich jetzt nach dem Beisammensein mit dem Geliebten.

Da brachte eines Morgens die Nachbarin wieder ein Briefchen, in welchem abermals die Bitte um ein Rendez-vous ausgesprochen war.

Veronika schwankte. Sie war bereits entschlossen, die Bitte zu erfüllen, nur die Besorgniß, der Vater könne Kenntniß davon erhalten, bildete noch das letzte, schwer zu beseitigende Bedenken.

Aber solche Bedenken beseitigen zwei Töchter Eva's rasch, wenn sie gemeinschaftlich Rath pflegen und sich mit einander verbünden.

Die Nachbarin hatte ein scharfes Auge, sie ahnte, was in der Seele des Mädchens vorging.

„Der Herr Baumeister brachte mir selbst den Brief,"

sagte sie, mit den Bändern ihrer Schürze spielend, „er bat mich, Ihnen zu sagen, daß er Sie heute Abend sicher erwarte.“

Das Köpfchen auf die Hand gestützt, saß Veronika sinnend am Fenster, ihr ganzes Denken war jetzt nur darauf gerichtet, wie sie es ermöglichen könne, den gewagten Schritt hinter dem Rücken ihres Vaters zu thun.

„Er muß Sie lieb haben,“ fuhr die Frau des Schneiders fort, und in dem Tone, in welchem sie das sprach, lag so viel Innigkeit und Herzlichkeit, daß Veronika sich glücklich schätzte, eine solche Freundin gefunden zu haben, „er sagte mir, wenn er Sie heute wieder vergeblich erwarte, so werde er sich sehr unglücklich fühlen und glauben, Sie liebten ihn nicht so wahr und innig.“ —

„Wie kann er daran zweifeln!“ unterbrach Veronika sie rasch. „Er muß ja selbst wissen, daß die Schuld nicht an mir liegt, wenn ich seine Bitte nicht erfülle.“

„O doch, doch!“ erwiderte die Nachbarin sehr ernst und eindrucksvoll. „Als ich mit meinem jetzigen Manne verlobt war, da hätte nichts mich zurückgehalten, zum Stelldichein zu kommen. Habe damals auch manches harte, bittere Wort hören müssen, weil ich mit einem Schneidergesellen ging, der nichts hatte, als einen Sack voll Hoffnungen, aber es kümmerte mich nicht, ich ließ sie reden nnd wer mir etwas in den Weg legen wollte, dem trat ich so energisch entgegen, daß ihm die Lust dazu verging.“

Veronika schüttelte rathlos das Köpfchen.

„Das mag mit Ihnen eine andere Sache gewesen sein,“ sagte sie, „ich bin nicht mächtig genug, die Hindernisse zu beseitigen, die mir in den Weg gelegt sind. Wenn ich meinem Vater entgegentreten wollte“ —

„Bewahre, das ist durchaus unnöthig. Wenn Ihr Herr Vater heute Abend das Haus verlassen hat, so gehen Sie auch, ich werde Sie erwarten und begleiten. Vor zehn Uhr kehrt er nie zurück, bis dahin können sie längst heimgekehrt sein.“

„Darf ich es?“ fragte Veronika zögernd. „Wird nicht mein Gewissen mir Vorwürfe machen, daß ich den Vater betrogen, mich gegen seinen Willen aufgelehnt habe?“

„Hat er ein Recht, Sie in diesem Hause gefangen zu halten?“ erwiderte die Nachbarin rasch. „Haben Sie nicht ein Recht darauf, das Leben zu genießen? Wenn er Ihnen dieses Recht verweigert, ist es nicht natürlich, daß Sie es hinter seinem Rücken wahren? Etwas Anderes wäre es, wenn Sie ihn betrügen wollten, um eine schlechte That begehen zu können, aber das wollen Sie nicht.“ —

„Nein, gewiß nicht.“

„Sie wollen sich Ihr Lebensglück sichern und dazu haben Sie ein Recht, welches Niemand Ihnen nehmen kann.“

Die Bedenken Veronika's waren, Dank der Geläufigkeit, mit der die Nachbarin stets neue Gründe entwickelte, rasch beseitigt, nach einigem Zögern und Nachdenken beauftragte das Mädchen die Schneidersfrau, dem jungen Herr

mitzutheilen, daß er sie am Abend in der Wohnung seiner Tante erwarten könne.

An dem ohnehin schon so düstern Horizont waren inzwischen finstere drohende Wolken emporgezogen.

Der Makler hatte, am Fenster stehend, bemerkt, daß Ernst in das gegenüberliegende Haus trat und sein Mißtrauen war durch diese Entdeckung geweckt worden.

Er sagte sich, daß der Baumeister die Wohnung eines Flickschneiders nicht betreten werde, wenn er dazu nicht ganz besondere Gründe habe und diese Gründe glaubte er sofort zu durchschauen.

Er wußte, daß die Frau des Schneiders einige Male gekommen war, um die Arbeit ihres Mannes zu empfehlen und er hatte sich schon früher vorgenommen, derartige Besuche sich zu verbitten, weil er mit dem naseweisen Flickschneider, der in jeder Ecke Gespenster sah, nichts zu schaffen haben wollte.

Konnten, ja mußten diese Besuche nicht in engem Zusammenhange stehen mit den Gründen, welche den Baumeister bewogen, den Flickschneider mit seinem Besuche zu beehren?

Die Stirne Schlicks zeigte drohende Falten, die grauen Augen sandten einen stechenden Blick hinüber, einen Blick, der als Vorläufer des Blitzes zu betrachten war, der später vernichtend in das Complott hineinfahren sollte.

Der Makler trat einen Schritt zurück, um beobachten zu können, ohne selbst gesehen zu werden.

Er wollte sich Gewißheit verschaffen, und es unterlag für ihn keinem Zweifel, daß dazu der gegenwärtige Augenblick sehr günstig war.

Der Baumeister kehrte nicht zurück, eine halbe Stunde war bereits verstrichen.

Da trat die Frau des Schneiders heraus, sie ging, ohne sich zu besinnen, in das Haus des Maklers.

Schlick hörte, daß die Hausthüre geöffnet und wieder geschlossen wurde, und daß die Frau rasch und leise die Treppe hinaufstieg.

Er sah, daß in dem gegenüberliegenden Hause der junge Herr ans Fenster trat und daß in dem Nachbarhause der Schuster und dessen Frau ebenfalls am Fenster standen.

Alle diese Personen gafften sein Haus so erwartungsvoll an, als hegten sie die Ueberzeugung, daß in demselben eine sehr interessante Katastrophe sich vorbereiten müsse. Das ärgerte den Makler nur noch mehr, weil es ihm bewies, daß schon die Nachbarschaft das Complot ahnte oder vielleicht kannte.

Was sollte er nun thun? Hinaufgehen und die Unterredung belauschen?

Das konnte er nicht, die dicken Mauern und die schweren eichenen Thüren des sehr solid gebauten Hauses eigneten sich dazu nicht.

Auch fürchtete Schlick, wenn er zwischen die Beiden träte, seinen Zweck nicht so vollständig zu erreichen.

Mit seiner Tochter allein hoffte er schon fertig zu

werden und den Einfluß der Nachbarin konnte er leicht brechen.

Er wanderte in seinem Bureau nachdenkend auf und ab, von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um zu lauschen, ob auf der Treppe noch keine Tritte sich vernehmen ließen.

Seine Stirne umdüsterte sich mehr und mehr, seine Züge waren kalt und starr, nur die Gluth, welche in den Augen loderte, verrieth noch das Leben.

Unter allen Menschen, die er kannte, haßte er den Justizrath Harkort am meisten und sein Haß erstreckte sich nicht auf diesen Mann allein, sondern auf die ganze Familie desselben.

Dieser Haß gründete sich auf die Ueberzeugung, daß Harkort sein erbitterter Feind war, der nur Beweise suchte, um ihm das Erbe entreißen zu können.

Und dem Sohne dieses Mannes sollte er die Hand seiner Tochter geben? Nimmermehr!

Und nun mußte er erfahren, daß Veronika bereits umstrickt war, daß es vielleicht schon zu spät war, den Bund zu trennen. Aber unter allen Umständen mußte das Letztere geschehen, wenn auch sein Kind darüber zu Grunde ging.

Seine Selbstsucht dachte nicht an das Glück des Kindes, sie hatte an ganz andere Dinge zu denken und unter diesen stand die Befriedigung seines Hasses obenan.

Und wenn der Sohn Harkort's ihm gesagt hätte, er verlange nur die Hand Veronika's, er wolle von jeder Aussteuer absehen und auch auf ihr Erbtheil verzichten,

er würde ihm ohne Zögern geantwortet haben, daß er die Hand Veronika's eher dem ersten besten Tagelöhner, denn ihm bewilligen werde.

Der Makler blieb stehen. — War es nicht ein ganz vortreffliches Mittel, die Pläne des siegesgewissen Herrn Baumeister zu durchkreuzen, wenn er seine Tochter mit einem Anderen verlobte?

Es mußte ein energischer Mann sein, der dem begünstigten Nebenbuhler entschieden entgegentrat und seine Rechte zu wahren wußte.

Die Stirn glättete sich, ein boshaftes Lächeln glitt über die fest aufeinander gepreßten Lippen.

Wenn er einen solchen Mann finden konnte, so war das Complot umsonst geschmiedet worden, und der Baumeister erlitt eine Niederlage, die seinen Stolz tief demüthigen mußte.

Ob Veronika damit einverstanden war? Bah, danach fragte er nicht, er befahl, sie mußte gehorchen.

Und wenn sie es nicht that? Wenn sie gegen die Wahl protestirte und seinem Willen sich widersetzte?

Theodor Schlick dachte allerdings an die Möglichkeit dieser Weigerung, aber sie machte ihm keine Sorgen.

Er hatte so manchen Willen gebrochen, so oft denen, die ihm entgegentreten wollten, bewiesen, daß er rücksichtslos Alles in den Staub trat, was sich hemmend ihm entgegenwarf, daß er nur gewohnt war, neben seinem Willen keinen anderen zu dulden.

Veronika mußte gehorchen, sie hing ja ganz von seiner

Gnade ab. Und daß er für sie die Wahl traf, konnte er vor Jedem, der ihn deshalb zur Rede stellen sollte, verantworten, es war ja seine Pflicht, über sie zu wachen und dafür zu sorgen, daß ihre Zukunft sicher gestellt wurde.

Theodor Schlick glaubte schon triumphiren zu dürfen, ein boshafter Hohn spiegelte sich in seinen grauen tückischen Augen: sein Plan mußte ja gelingen.

In seiner Freude darüber, daß er diesen sehr einfachen und sicheren Weg zur Erreichung seines Zweckes gefunden hatte, vergaß er sogar den Besuch der Nachbarin.

Er dachte an die Schneidersfrau nicht mehr, als das leise Knarren der Treppe ihm seine Entdeckungen in's Gedächtniß zurückrief.

Die diensteifrige Nachbarin wollte eben an der Thüre des Schreibzimmers vorbeischreiten, als diese plötzlich geöffnet wurde und der Makler auf der Schwelle erschien.

Erschreckt fuhr die hagere, dürre Frau zusammen, in ihren Zügen spiegelte sich das böse Gewissen.

„Hier herein," sagte Schlick mit seinem malitiösen Lächeln, „ich habe einige Worte mit Ihnen zu reden."

Die Frau begriff, daß sie ihre Geistesgegenwart behaupten mußte, wenn sie das Geheimniß Veronika's nicht Preis geben wollte; daß Schlick es bereits kannte, ahnte sie nicht.

„Sie haben mit meiner Tochter eine sehr lange Unterredung gehabt," fuhr der Makler fort, nachdem er die Thüre geschlossen und die Nachbarin vom Scheitel bis zur Sohle mit einem Blick gemustert hatte, welcher der

dürftig gekleideten Frau das Blut in die Wangen trieb. „Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß es ein sehr interessantes Thema war, über welches Sie mit ihr geredet haben, — he?“

„Das Fräulein war so freundlich, sich nach meinen Verhältnissen zu erkundigen“, erwiderte die Frau verlegen.

„In der That?“ spottete der Makler. „Und was, wenn ich fragen darf, war der Zweck ihres so schätzenswerthen Besuchs?“

Vor dem boshaften, stechenden Blick des Mannes senkte die Nachbarin die Wimpern, sie fühlte, daß dieser Blick in die innersten Tiefen ihrer Seele einzudringen strebte.

„Wir sind arme Leute, Herr Schlick“, sagte sie, indem sie den vergeblichen Versuch machte, eine äußere Unbefangenheit zu heucheln, „das Fräulein hatte mir versprochen, meinem Manne Arbeit zu verschaffen.“ —

„Und Ihnen wohl auch?“ unterbrach Schlick sie rasch. „Wenn Sie glauben, mich hintergehen und überlisten zu können, so irren Sie, ich halte die Augen offen. Welchen Auftrag hatte der junge Herr Ihnen gegeben, der Sie hierher schickte?“

Bestürzt blickte die Schneidersfrau den Fragenden an, es war ihr ein Räthsel, daß der Makler bereits das Geheimniß seiner Tochter entdeckt haben sollte und doch konnte sie nach dieser Frage nicht mehr daran zweifeln, daß das geschehen war.

„Antworten Sie,“ fuhr der Makler in raschem Tone

fort. „Sie haben doch meiner Tochter einen Brief gebracht, he?“

Die Nachbarin wollte leugnen, aber sie konnte es nicht. Ihre Verlegenheit und Verwirrung sprach zu deutlich. „Sie kennen den Inhalt dieses Briefes?“ forschte Schlick weiter. „Der junge Herr wird Ihnen denselben gewiß mitgetheilt haben?“

Die Schneidersfrau fühlte, daß für Veronika Alles verloren war, wenn der Makler tiefer eindrang.

„Nein,“ erwiderte sie und es lag ein gewisser Trotz in dem Tone, in welchem sie dieses Wort herausstieß. „Ich habe mich nicht darum gekümmert.“

„Und es wird mir angenehm sein, wenn Sie sich auch ferner nicht mehr darum bekümmern,“ fuhr der Makler auf, dem dieser Trotz die Galle in's Blut trieb. „Hüten Sie sich, die Schwelle dieses Hauses noch einmal zu überschreiten, die Folgen dieser Verwegenheit würden auf Sie zurückfallen und ich glaube, daß sie Ihnen sehr unangenehm wären! Ich dulde keine Heimlichkeiten hinter meinem Rücken, dem jungen Herrn mögen Sie sagen, ich lasse ihm den guten Rath geben, sich nicht weiter zu bemühen, der Augenblick sei nahe, in welchem er die Trauben sauer finde. Adieu.“

Eine sehr energische Handbewegung bedeutete die Nachbarin, sich so rasch wie möglich zu entfernen, und die letztere hielt es für klug, eine Wiederholung dieser Aufforderung nicht abzuwarten.

Sie eilte hinaus, und der Makler stieg nun die Treppe hinauf, um seiner Tochter denselben Rath zu geben.

Veronika hörte ihn schweigend an, auch sie befremdete es, daß der Vater ihr Geheimniß kannte, auch sie gab zu, daß Ernst an sie geschrieben hatte.

Aber als der Makler die Briefe verlangte, weigerte sie sich entschieden und standhaft, sie herauszugeben; mit einer Festigkeit, die Schlick nicht erwartet hatte, erklärte sie, daß nichts den Bund zu trennen vermöge, der im Himmel geschlossen worden sei.

Und als hierauf Schlick erwiderte, er werde für sie eine Wahl treffen und sie müsse gehorchen, wiederholte Veronika ihre Erklärung, die nur zu sehr geeignet war, den unausbleiblichen Bruch zwischen Vater und Tochter vorzubereiten.

Aus dem schwachen Mädchen war plötzlich ein Weib geworden, ein starkes, muthiges Weib, welches seine Rechte vertheidigte und dem despotischen Willen des Vaters die eigne kühne Willenskraft entgegensetzte.

Es war dem Mädchen jetzt klar geworden, daß der Vater keine Liebe zu ihr hegte, daß er ohne Schonung rücksichtslos ihr Lebensglück seinem Willen opfern wollte und diese Erkenntniß fühlte sie in dem Entschluß, dieses Opfer zu verweigern.

Er hatte kein Recht, ein solches Opfer zu fordern, seinem Glück würde sie es vielleicht gebracht haben, aber seiner Laune, der Befriedigung seines Hasses verweigerte sie es mit aller Energie, der sie fähig war.

Sie war jetzt fest entschlossen, zum Stelldichein zu gehen, wenn ihre Seele vorher noch ein leises Bedenken gehegt hätte, es wäre jetzt beseitigt gewesen.

Veronika hatte die Gewißheit erhalten, daß nur ein Herz sie liebte und an ihm wollte sie festhalten in allen frohen und trüben Tagen, der despotische Eigensinn eines finstern, herzlosen Mannes sollte es ihr nicht rauben.

Theodor Schlick glaubte den Widerstand seiner Tochter rasch und mit leichter Mühe brechen zu können, er wußte ja nicht, welche Kraft und Ausdauer, welchen Muth und welche Freudigkeit, Leiden zu ertragen, die Liebe dem Menschenherzen verleihen kann.

Er kümmerte sich nicht weiter um Veronika, nachdem er ihr seinen Willen erklärt hatte, hielt er es für überflüssig, weitere Worte zu verlieren, daß sie diesem Willen sich beugen mußte, unterlag ja für ihn keinem Zweifel. Liebe zu heucheln, mit glatten einschmeichelnden Worten sich der tief Gekränkten wieder zu nähern, war seine Sache nicht, wenn er es auch gewollt hätte, würde er es doch nicht gekonnt haben; ein Herz, welches die Liebe niemals kennen gelernt hat, kann ja in ihrer Sprache nicht reden.

Er hielt es sogar für überflüssig, Veronika strenger zu bewachen, wenn er nur Sorge trug, daß die Nachbarin seiner Tochter fern blieb, so genügte das nach seiner Ansicht, einstweilen die Pläne des Baumeisters zu durchkreuzen. Der Makler dachte jetzt nur daran, den geeig-

neten Mann zu finden, dem er die Zukunft Veronika's anvertrauen konnte.

Der Character und die äußere Erscheinung dieses Mannes waren ihm Nebensache; die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und das Vermögen fielen zuerst und vor allen Dingen in die Wagschale.

Unter seinen Bekannten fand er Keinen, der seinen Anforderungen genügte, aber er erinnerte sich, daß er vor einigen Jahren einen Mann flüchtig kennen gelernt hatte, der zwar ein Krüppel und fast abschreckend häßlich, aber daneben reich und Besitzer eines einträglichen Geschäfts war.

Er erinnerte sich ferner, daß dieser Mann, der Seifensieder Peter Steinhauer, sich bitter darüber beklagt hatte, daß er trotz seinem Reichthum keine Dame finden könne, die geneigt sei, mit ihm vereint durch das irdische Jammerthal zu wandern, trotzdem er auf Aussteuer und Mitgift gerne verzichten wolle.

Damals hatte Schlick bedauernd die Achseln gezuckt und sogar in etwas boshaftem Tone ihn zu trösten versucht, heute konnte er ihm vielleicht einen bessern Trost geben.

Nachdem der Makler das Alles reiflich erwogen und seinen Entschluß gefaßt hatte, verließ er am Abend das Haus, um zuerst den Schreiber des Justizraths und darauf den Seifensieder zu besuchen.

---

9. Kapitel.

In einer der engsten Gassen der Stadt, welche den Schauplatz unserer wahrhaften Erzählung bildet, wohnte Heinrich Freudenreich, der Schreiber des Justizraths Harkort. Wenn man diese enge, dumpfe Gasse betrat, in welche hineinzuschauen sogar die Sonne ängstlich vermied, so sah man zu beiden Seiten große, kasernenartig gebaute Häuser, von denen viele, weniger durch die Zeit, als durch eine liederliche Vernachlässigung, durch Unsauberkeit und Muthwillen dem Verfall bereits nahe waren.

Die Mauern waren geschwärzt durch den Ruß und den Staub, die Fensterscheiben theilweise zerbrochen und mit Papier oder Lumpen nothdürftig zugestopft, theilweise durch den Schmutz erblindet. Nur selten fiel der Blick auf einen Blumentopf, in welchem ein Levkoyen- oder Nelkenstrauß nothdürftig vegetirte, noch seltener auf ein Vogelbauer, aus welchem ein Kanarienvogel, oder ein Buchfink mit struppigem Gefieder oder gesenktem Köpfchen in die Gasse hinunter schaute.

Eine dumpfe, feuchte Kellerluft wehte in dieser Gasse, in der es längst schon Abend war, wenn draußen in den breiten Straßen die Sonne noch hell und warm schien, eine Luft, welche das fröhliche Herz eisig berührte und die heiterste Stimmung trüben mußte.

Die Armuth und das Laster suchten und fanden hier willkommene Schlupfwinkel, in denen kein Auge sie entdeckte, in denen sie geschützt waren vor dem Spott und

dem Hohne derer, welche in ihrem Dünkel und ihrem hochfahrenden Stolze ein Recht zu haben glauben, mit souveräner Verachtung auf die Lumpen hinabzusehen.

Vor den Häusern spielten halbnackte Kinder in jeder Jahreszeit und jeder Witterung und wenn ihrer nicht genug beisammen waren, um ein lärmendes Spiel zu beginnen, so saßen sie auf den Schwellen der Hausthüren und schauten aus ihren hohlen Augen die Vorübergehenden gleichgültig an.

Wer beim Anblick dieser armen Geschöpfe nicht ein tiefes Mitgefühl empfand, dessen Herz mußte verknöchert sein in schnöder Selbstsucht, daß es nicht empfänglich war für die Leiden und Freuden Anderer.

Wie viel hätten die sogenannten Beglücker der Menschheit, Jene, die mit vollen Händen beisteuern zur Erbauung von Kirchen und Schulen und damit genug gethan zu haben glauben, in dieser Gasse lernen können!

Wie viele Herzen hätten sie erfreuen, wie viele Seelen retten können, wenn sie in diese Schlupfwinkel hineingedrungen wären, um ihren Ueberfluß zu guten Werken zu verwenden?

Die dieses Elend kannten, fühlten sich nicht bewogen, ihm zu steuern, weil es ja Sache der Armenverwaltung war, diesen Leuten ein Almosen zu geben, und die, welche das kleine Opfer gerne gebracht hätten, ahnten nicht, wie groß das Elend war.

Sie gingen an der Gasse oft vorbei, die Damen und Kinder in Seide und Sammet gekleidet, und wenn sie

einen Blick hineingeworfen hatten, so wandten sie ihn mit Ekel und Abscheu wieder ab und schalten auf den Magistrat, daß er solche Schmutzwinkel in der Stadt dulde.

Wie manches Herz in jener Gasse unter der Last von Gram und Sorgen brach, wie manches Leben, kaum aufgeblüht, erlosch, weil die nothdürftigste Nahrung fehlte, wie manche Seele verloren ging, weil die Noth und die Verzweiflung sie auf die Bahn des Lasters und des Verbrechens trieb — wer dachte daran, wen kümmerte es?

Und doch waren auch sie Geschöpfe Gottes, berechtigt, an den Freuden der Schöpfung Theil zu nehmen, die ihnen verkümmert und verbittert oder ganz entzogen wurden durch die Selbstsucht und Herzlosigkeit ihrer Mitmenschen.

In dieser Gasse, in einem dieser hohen, dunklen, dumpfen Häuser wohnte Heinrich Freudenreich mit seiner Frau und seinen sechs Kindern.

Wenn man in dieses Haus hineintrat, so sah man an der Treppe vorbei in einen dunklen, mit hohen Mauern umgebenen Hofraum, in welchem Haufen von Schutt und Asche aufgethürmt lagen.

Und zwischen und auf diesen Schutthaufen spielten die Kinder der Einwohner.

Puppen ohne Köpfe und Beine, Bälle aus alten Lumpen zusammengedreht, Fahnen aus Besenstielen und zerlumpten Tüchern verfertigt, Trommeln, welche vordem den Dienst einer Gießkanne versehen hatten, Feldherrnhüte

aus Zeitungspapier gebildet und ähnliche Gegenstände bildeten das Spielzeug und so armselig und erbärmlich diese Gegenstände auch waren, denen, welche sie besaßen, waren sie ein Schatz, der ängstlich gehütet wurde.

Stieg man die enge, steile Treppe hinauf, so war es rathsam, das Seil zu ergreifen und festzuhalten, welches die Stelle eines Geländers vertrat; schon Mancher, der das nicht beachtet hatte, war auf den feuchten, schlüpfrigen Stiegen ausgeglitten und mit einem verstauchten Arme oder blutendem Schädel unten wieder angelangt.

War man gleich oben, so stand man in einem langen dunklen Gange, in welchem nur ein Eingeweihter sich zurecht finden konnte.

In diesem ersten Stockwerk wohnten die Honorationen, welche noch nicht so tief gesunken waren, daß sie auf eine elende Dachstube reflektiren mußten, zurückgekommene Handwerker, Tagelöhner, welche guten Lohn erhielten, Beamten des untersten Ranges und andere Leute, welche auf ihre Mitbewohner der oberen Stockwerke mit derselben Geringschätzung hinabsahen, mit der sie selbst über die Achseln angeschaut wurden, wenn sie die Gasse verließen.

Hier wohnte auch der Schreiber, sein Name, zierlich in Fractur geschrieben, schmückte die Thüre des ziemlich geräumigen Zimmers, in welchem er sammt seiner Familie hauste. So erbärmlich auch die Verhältnisse waren, in denen dieser Mann lebte, hatte er oder seine Frau es doch verstanden, dem Raume trotz der ärmlichen Einrichtung einen freundlichen, gemüthlichen Anstrich zu geben.

Die beiden Fenster waren mit Gardinen behangen, die Bettchen der Kinder trugen weiße Decken und auf der Kommode bemerkte man zwei Vasen und einige Nippfiguren.

Einige Lithographien schmückten die getünchten Wände uud der Silbersand auf dem Fußboden ließ selbst das an einen Teppich gewöhnte Auge vergessen, daß ein solcher fehlte. —

An dem Abend, an welchem Schlick sein Haus mit dem Entschlusse verließ, den Schreiber zu besuchen, unterhielt Freudenreich sich mit seiner Frau über die nunmehr fest beschlossene Reise nach der neuen Welt.

Die vier jüngeren Kinder schliefen schon in ihren Bettchen, die beiden älteren, ein Knabe und ein Mädchen, saßen neben dem Vater, der von Zeit zu Zeit mit dem Zeigefinger über die vor ihm liegende Landkarte fuhr, um den Weg anzudeuten, auf welchem er das Ziel zu erreichen gedachte.

„Wir werden die neue Heimath am Missouri gründen," sagte er, träumerisch vor sich hinblickend, „gebe Gott, daß uns dort das Glück endlich lächelt."

Die Frau, eine kleine hagere Gestalt, deren Antlitz, nicht minder wie das ihres Gatten, das Gepräge eines an Kummer und Sorgen reichen Lebens trug, nickte und ein tiefer Seufzer entrang sich ihren Lippen.

„Das gebe Gott," erwiderte sie, „und dennoch thun wir Unrecht, wenn wir uns beklagen. Sind wir und die Kinder nicht alle gesund geblieben? Haben wir nicht stets

Hülfe gefunden, wenn die Noth so hoch gestiegen war, daß wir schon verzweifeln wollten?"

„In Amerika sind Bären, Tiger und Wölfe," sagte das Mädchen, „ich möchte lieber hier bleiben."

„So bleibe Du hier, ich gehe mit," erwiderte der Knabe. „Ha, in dem großen Lande, auf den Wiesen und in den Wäldern können wir spielen. Da wachsen Blumen, da scheint die Sonne, da ist das ganze Land ein großer Garten. Sieh her, dahin gehen wir, der Lehrer hat uns einmal etwas von dem Lande erzählt, es muß wunderschön sein."

„Gewiß, gesund sind wir geblieben," sagte der Schreiber bitter, „und einen gesegneten Appetit haben wir Alle auch immer gehabt. Aber wie oft nagten wir an einer Brodrinde, wie oft gingen die Kinder hungrig zu Bett! Ich mag nichts davon wissen, das Geld ist doch das höchste Gut, wenn man Geld besitzt, hat man Alles!"

„Heinrich, Heinrich, es könnten Tage kommen, in denen das Geld Dich anwidert," versetzte die Frau im Tone leisen Vorwurfs. „Es giebt ein höheres Glück als das." —

„Ein armer Teufel kennt kein höheres Glück," unterbrach Freudenreich sie kopfschüttelnd. „Die Reichen mögen auch ihr Päckchen zu tragen haben, aber dann laden sie selbst es sich auf und im Nothfalle können sie einen Andern damit beglücken. Mit Geld kann man Alles zwingen."

„Wann reisen wir ab, Papa?" fragte der Knabe.

„Geduld, der Tag wird für uns Alle früh genug kommen," fuhr der Schreiber fort. „Ich weiß nicht, so recht befreunden kann ich mich noch immer nicht mit dem Abschied von der Heimath. Ich will nicht sagen, daß ich nicht gerne dieses Haus und diese Gasse verlasse, an die für uns keine angenehme Erinnerungen sich knüpfen, aber es ist doch ein eigenes Gefühl das des Scheidens aus der Heimath. Und dann — weiß ich noch immer nicht, was ich von der Freundschaft des Maklers zu halten habe. Er hat mir das Geld gegeben und ich nahm es an, ohne über die möglichen Folgen dieser Annahme nachzudenken; es ist gar zu verführerisch, das helle Gold blinken zu sehen."

„Aber er sagte Dir doch, daß er nichts Anderes beabsichtige, als" —

„Ja, ja, was er Alles gesagt hat, weiß ich jetzt so recht nicht mehr; aber Schlick ist nicht der Mann, der eine bedeutende Summe verschenkt eines edlen Zweckes wegen, nur um sich einen Stuhl im Himmel damit zu verdienen. Mir hat das Geld schon manche unruhige Stunde bereitet, ich wollte, ich hätte es nicht angenommen."

„Da hast Du den Beweis, daß Geld allein nicht glücklich machen kann," sagte Frau Freudenreich sehr nachdrücklich. „Geht zu Bett, Kinder, morgen müßt Ihr bei Zeiten wieder zur Schule."

Der Knabe faltete mit einem Blick des Bedauerns die Landkarte zusammen und begann sich auszukleiden.

„Ehrlich währt am längsten, hat der Lehrer heute gesagt," versetzte er, „was ist eigentlich: ehrlich?"

„Ehrlich ist, wenn man nicht stiehlt und betrügt," erwiderte die Mutter.

„Aber kann man denn immer ehrlich bleiben?" fuhr der Knabe fort. „Wenn man nun Hunger hat und ein Stück Brod stiehlt?"

„Auch das darf man nicht," sagte die Mutter, „in den zehn Geboten steht: Du sollst nicht stehlen."

Die Kinder zogen sich zurück, Freudenreich hatte ihrem Geplauder keine Beachtung geschenkt.

Das Haupt auf den Arm gestützt, blickte er, in düstrem Sinnen versunken, vor sich hin.

„Was ihn nur bewogen haben mag, mir unter die Arme zu greifen!" sagte er. „Irgend einen Zweck hat er dabei gehabt, das unterliegt keinem Zweifel."

„Vielleicht will er Dich in Amerika in seinem Interesse beschäftigen," meinte die Mutter beruhigend. „Wenn er keine Bedingungen an die Annahme des Geldes geknüpft hat, weshalb" —

In diesem Augenblicke wurde die Thür rasch geöffnet und der, dessen Freundschaft dem Schreiber so große Sorgen bereitete, erschien auf der Schwelle.

Heinrich Freudenreich sprang überrascht von seinem Sitz empor, dieser späte, unerwartete Besuch weckte sofort in seiner Seele bange Ahnungen.

Die Ahnungen ließen ihn sogar ganz vergessen, daß die Höflichkeit forderte dem Gast einen Stuhl anzubieten,

und da Frau Freudenreich mit den Kindern beschäftigt war, so sah der Makler sich genöthigt, Platz zu nehmen, ohne dazu eingeladen zu sein.

„Ich komme unerwartet,“ sagte er, „aber lassen Sie sich nicht stören, ich werde nicht lange bleiben.“

„Und was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?“ fragte der Schreiber beklommen.

„Eine Geschäftsangelegenheit, mein Lieber, über die ich mit Ihnen reden muß. Und zwar mit Ihnen allein!“ fügte er so leise hinzu, daß nur Freudenreich die Worte hörte. „Haben Sie die Güte mich zu begleiten, Ihre Frau wird gewiß entschuldigen, daß ich so spät noch Sie dem Familienkreise entziehe, aber wie gesagt, es ist eine sehr dringende und wichtige Angelegenheit.“

Frau Freudenreich warf ihrem Gatten einen sehr bedeutsamen Blick zu, der ihn aufforderte, ohne Widerrede und ungesäumt dem Wunsche des Maklers Folge zu leisten. Sie wußte ihm zu Hülfe zu kommen, denn der Schreiber saß da, als ob der Schlag ihn gerührt und seine Zunge gelähmt habe.

„Wir sind Ihnen so sehr verpflichtet, daß es keiner Entschuldigung bedarf,“ sagte sie, „Ihre Bitte muß meinem Manne Befehl sein.“

„Ich stehe zu Diensten,“ nahm nun auch der Schreiber das Wort, während er mit dem Rockärmel seinen Hut glättete. „Wenn aber diese Angelegenheit nur mich betrifft, so“ —

„Sie betrifft uns Beide,“ fiel Schlick rasch in's

Wort, „ich würde nicht so spät gekommen sein, wenn ich nicht triftige Gründe dazu hätte. Gehen wir.“

Frau Freudenreich entließ den geehrten Gast mit einem ehrfurchtsvollen Knicks und der Schreiber folgte ihm, wie ein Lamm, welches den Gang zur Schlachtbank antritt.

Der Makler schritt rüstig voran, er wechselte nur wenige gleichgültige Worte mit dem Schreiber, der noch wortkarger war, wie sein Begleiter.

Erst als die Beiden allein in dem Hinterstübchen einer abgelegenen, wenig besuchten Weinschenke saßen und Schlick die Gläser gefüllt und mit seinem Begleiter angestoßen hatte, brachte er seine wichtige und dringende Angelegenheit zur Sprache.

Und die Art und Weise, in der er dies that, erhöhte die Besorgnisse Freudenreichs, der augenblicklich herausfühlte, daß der Makler auf Umwegen sein Ziel zu erreichen suchte.

„Sie haben das Geld, welches Sie von mir erhielten, gewiß schon ausgegeben?“ begann Schlick, und trotzdem diese Frage sehr unbefangen klang, befremdete sie doch den Schreiber, der sie durch ein Kopfnicken bejahte.

„Ich habe meiner Familie Kleidungsstücke angeschafft,“ sagte er, „einige kleine Schulden bezahlt, und“ —

„Schön, Sie sitzen also wieder auf dem Trocknen?“

„Das kann ich eben nicht behaupten.“

„Aber Sie werden immerhin noch eine hübsche Summe

bedürfen, wenn Sie Ihre Vorbereitungen zur Auswanderung vollständig treffen wollen?"

„Ich leugne das nicht."

„Wohlan, wie viel wünschen Sie noch?"

Heinrich Freudenreich blickte forschend den Makler an, welcher das Glas an die Lippen setzte und mit Behagen den Inhalt desselben schlürfte.

„Sie sprachen von einer wichtigen und dringenden Angelegenheit," sagte er ausweichend, „kommen wir darauf zurück. Ich denke mir, sie steht mit meiner Auswanderung in Verbindung, reden wir zuerst darüber."

„Wie Sie wollen," erwiderte Schlick, und der Ton, den er jetzt anschlug, klang nicht mehr so herzlich theilnehmend, sondern kühl, geschäftsmäßig. „Sie wissen, daß Sie mein Schuldner sind, daß ich das Recht habe, die Ihnen baar geliehene Summe in jedem Augenblick zurückzufordern und daß, wenn Sie nicht zahlen können, ich befugt bin, Ihr Mobiliar öffentlich versteigern zu lassen, oder Sie in Schuldhaft zu bringen."

Der Schreiber ergriff mechanisch das Glas, seine Hand zitterte, er führte es zum Munde und leerte es mit der Hast eines Menschen, der sich zu betäuben sucht, um zu vergessen, was ihn drückt und ängstigt.

„Sie haben den Schuldschein unterschrieben und durch Ihre Unterschrift sich verpflichtet, mir das Geld binnen vier Wochen zurückzuzahlen," fuhr der Makler fort, jedes Wort scharf betonend, „Ihr Schicksal und das Ihrer Familie liegt nun in meiner Hand, ich kann Sie empor-

heben, ich kann Sie hinunterschleudern, je nachdem es mir beliebt."

„Das hätte ich unterschrieben?" fragte Freudenreich fieberhaft erregt.

Theodor Schlick öffnete langsam die Brieftasche und suchte unter den Papieren, welche sie enthielt, den Schuldschein, auf den er den Schreiber einen nur kurzen Blick werfen ließ.

„Ich habe ihn damals nicht gelesen," sagte der letztere, während er mit seinem baumwollenen Taschentuche die nasse Stirn trocknete, „hätte ich's gethan, würde ich ihn wahrhaftig nicht unterschrieben haben."

Der Makler zuckte gleichmüthig die Achseln.

„Vorgethan und nachbedacht hat Manchen in groß' Leid gebracht," erwiderte er kalt.

„Es war eine Falle, in welche ich arglos hineingegangen bin."

„Weshalb thaten Sie's? Zwang ich Sie dazu?"

„Der schwere Wein" —

„Ich zwang Sie nicht, ihn zu trinken."

„Der verlockende Klang des Goldes" —

„Man muß der Versuchung widerstehen können!"

„Ihre Erklärung, daß nur eine herzliche Theilnahme Sie bewege." —

„Lieber Freund, mit Speck fängt man die Mäuse, und mit Gold und glatten Worten die Menschen. Item, was geschehen ist, kann nun nicht mehr geändert werden, und ich habe wahrhaftig keine Lust, auf meine Vortheile

zu verzichten. Ich habe Ihnen gesagt, ich wolle das Glück Ihres Lebens begründen, wohl, das will ich auch noch, wenn sie sich dessen würdig zeigen und meine Bedingungen annehmen. Thun Sie das nicht, so werde ich Sie noch elender machen, als sie es bereits sind."

„Haben Sie Erbarmen mit meinen Kindern," bat der Schreiber, „ich will Ihnen das Geld vor und nach zurückerstatten, ich will darben." —

„Unsinn, Sie haben das nicht nöthig," unterbrach Schlick ihn barsch, „ich sage Ihnen ja, ich könnte Ihr Lebensglück begründen, wenn Sie nur meine Bedingungen annehmen wollten."

„Und diese Bedingungen?" fragte Freudenreich zögernd.

„Zuvor hören Sie, was ich in diesem Falle für Sie thun werde. Ich gebe Ihnen die Mittel zur Reise, wenn Sie drüben angekommen sind, wenden Sie sich an den Mann, an den ich Sie empfehlen werde. Er wird dafür sorgen, daß Sie entweder einen einträglichen Posten, oder eine preiswürdige Farm finden, bis dahin unterstütze ich Sie. Weder Sie noch Ihre Familie soll drüben Noth leiden, im Gegentheil, ich werde mich bemühen, Sie glücklich zu machen."

So verlockend dieses Anerbieten auch war, weder in dem Blick, noch in den Zügen des Schreibers drückte eine Freude oder das Verlangen, es anzunehmen, sich aus, er mußte ja voraussehen, daß an dasselbe Bedingungen sich knüpften, die anzunehmen vielleicht die Ehre, die Achtung vor dem eigenen Ich ihm verboten.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte Schlick nach einer Pause, während der er den lauernden Blick unverwandt auf sein Opfer gerichtet hielt. „Sie werden sich gewiß nicht bedenken, diesen Vorschlag anzunehmen, den Ihnen wahrhaftig ein Anderer nicht machen würde.“

Freudenreich schüttelte bedenklich das Haupt und trocknete sich die Stirne, auf der der Schweiß in großen Tropfen perlte.

„Ich würde Ihnen dankbar sein bis zu meinem letzten Athemzuge, wenn an diesen Vorschlag Bedingungen sich knüpften, die ich erfüllen kann,“ erwiderte er, „aber ich fürchte, daß das nicht der Fall sein wird.“

„Kann?“ spottete Schlick und über sein hageres Gesicht glitt ein Zug verachtender Geringschätzung. „Der Mensch kann Alles, wenn er nur will.“

„Und wenn Ehre und Gewissen es ihm erlauben,“ fügte der Schreiber leise hinzu.

Der Makler stützte das kahle Haupt in beide Hände und sah mit seinen glühenden, durchbohrenden Augen sein Opfer so fest und scharf an, als wolle er tief hineinschauen in die Seele desselben, um sich zu überzeugen, ob denn dort wirklich etwas vorhanden sei, was auf den Namen: „Ehre und Gewissen“ Anspruch machen könne.

„Haben Ehre und Gewissen Ihnen bis Dato vielleicht einen rothen Heller eingebracht?“ fragte er in schneidendem Tone. „Was sind sie? Leere Begriffe, nur für den in Wirklichkeit vorhanden, der die Zuchtruthe seines Schulmeisters nicht vergessen kann. Das Geld ist der Hebel,

die mächtige Triebfeder, der leitende Gedanke, ein armer Schlucker muß trotz seiner Ehre und seinem Gewissen vor dem Besitzenden den Hut ziehen. Daheim bei seiner Brodrinde mag er auf seine Ehre und sein Gewissen pochen, sie bringen ihm nicht einmal die Butter zum Brode ein. He, glauben Sie denn, es sei Alles Gold, was glänzt? Ich versichere Ihnen, tagtäglich fahren die Herren zu Dutzenden an Ihnen vorüber, welche weder an Ehre noch an Gewissen denken und sich sehr wohl dabei befinden, welche dennoch geehrt und geachtet sind und die Nächte angenehmer verschlafen, wie solch' ein armer Teufel, der mit knurrendem Magen sein dürftiges Lager aufsucht. Die Armuth hat keine Ehre, lieber Freund, wer in Lumpen einhergeht, muß es sich gefallen lassen, daß man ihn behandelt wie einen Menschen, welcher schon einmal wegen Diebstahl und Unterschlagung bestraft worden ist."

Freudenreich nickte, eine schmerzliche Wehmuth umspielte seine Lippen.

„In der Hauptsache mögen Sie Recht haben," sagte er, „aber die Ehre ist doch das höchste Gut des Menschen, und ich möchte dieses Gut nicht verlieren. Worum handelt es sich? Sagen Sie es ohne lange Einleitung, damit ich weiß, woran ich bin."

Schlick zuckte die Achseln.

„Es ist eine sehr leichte Sache, die ohne Folgen für Sie sein wird," erwiderte er. „Ich sagte Ihnen schon früher einmal, daß der Wucherer Franz Grimm kurz vor seiner Abreise Ihren Herrn besucht habe. Sie wollen

ihn nicht gesehen haben, es mag sein. Nun wohl, Grimm hat dem Justizrath mehrere Dokumente anvertraut, die für mich, den Erben dieses Mannes, insofern Werth haben, als sie Aufzeichnungen aus seinem früheren Leben enthalten. Das Packet würde nach zehn Jahren mir rechtmäßig zufallen, aber so lange mag ich nicht warten und da der Justizrath sich weigert, es mir schon jetzt zu übergeben, so muß ich es mir auf einem anderen Wege zu verschaffen suchen. Sie werden wissen, wo der Justizrath derartige Dokumente aufbewahrt, es wird Ihnen leicht sein, das Packetchen am Abend vor Ihrer Abreise mir zu übergeben und wenn später Harkort den Verlust desselben erfährt, sind Sie dem Bereich der hiesigen Justiz entrückt."

Stier ruhte der Blick des Schreibers auf dem Gesicht des Maklers, in welchem kein Zug die fieberhafte Ungeduld verrieth, mit der er die Antwort seines Opfers erwartete. Die Bestürzung und das Entsetzen, welche den Zügen des Letzteren etwas Starres, fast Unheimliches verliehen, hielt Schlick für den Ausdruck der Furcht vor Entdeckung; daß der arme Schlucker den verlockenden Vorschlag zurückweisen könne, glaubte er nicht.

„Außerdem werde ich sorgen, daß der Justizrath nicht erfährt, wo Sie in Amerika Ihre Heimath *gegründet* haben," fuhr er fort, „Sie sollen *drüben spurlos verschwinden*, so daß nicht einmal der Konsul Ihren Aufenthaltsort entdecken kann."

Freudenreich hatte sich erhoben, seine Bestürzung war der Entrüstung gewichen.

„Ich bin ein ehrlicher Mann immer gewesen und will's auch bleiben," sagte er mit bebender Stimme, „mag die Noth mir auch den Bettelstab in die Hand drücken, sie wird mich niemals zwingen ein Schurke zu werden."

In den Augen des Maklers blitzte es jäh auf, aber er bezwang sich, noch gab er nicht Alles verloren.

„Ist das Ihr letztes Wort?" fragte er rauh.

„Mein letztes!"

„So werden Sie morgen eine Zahlungsaufforderung und wenige Tage später den Pfändungsbefehl erhalten. Besinnen Sie sich, ich lasse Ihnen nur einige Tage Zeit und ich meine, die Wahl könne Ihnen nicht schwer fallen. Der Justizrath wird Sie entlassen, sobald er erfährt, daß Sie bei mir, seinem erbittersten Feinde, eine Anleihe gemacht haben, er wird, als erfahrener und gewiegter Mann höchstens bedauernd die Achseln zucken, wenn Sie ihm den Hergang erzählen. Entschließen Sie sich."

„Ich habe mich entschlossen," erwiderte Freudenreich fest. „Thun Sie, was Sie wollen, ich muß es über mich ergehen lassen, weil ich so leichtsinnig war, den Schein zu unterschreiben."

„Weil Sie Ihre Ehre höher achten, als das Leben Ihrer Familie!" höhnte Schlick. „Der Tag wird kommen, an welchem Sie Ihre Ehre vergessen, um die hungernden Kinder sättigen zu können."

„Niemals!"

„Wir werden sehen."

„Gönnen Sie mir Zeit, ich will das Geld sammt den Zinsen Ihnen zurückerstatten und Ihnen dankbar sein für die Lehre, die Sie mir gegeben haben."

„Nein."

„Dann — wie Gott will!"

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust des armen Mannes, dessen Elend keinen anderen Eindruck auf den Makler machte, als daß es ein Lächeln des Hohns und der Verachtung, ein tückisches, teuflisches Lächeln auf seine Lippen rief.

Der Schreiber ging hinaus mit schwankenden Knieen, man sah ihm an, daß er der Verzweiflung nahe war.

„Sie werden sich noch besinnen," rief Schlick ihm trotzig nach, „entrinnen können Sie mir nicht mehr."

Bald darauf verließ auch der Makler die Schänke.

War er auch nicht ganz zufrieden mit dem Erfolg seines Planes, so fand er doch auch noch keinen Grund, unzufrieden zu sein, er hegte die Ueberzeugung, daß der arme Schlucker zu Kreuze kriechen und jede Bedingung eingehen werde, sobald er ihm zeigte, daß er es bei seinen Drohungen allein nicht bewenden ließ.

Theodor Schlick kannte die Menschen, er hatte sie beobachtet und einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt, er hielt es für unmöglich, daß Freudenreich den verlockenden Anerbietungen auf der einen und dem Elend auf der andern Seite widerstehen konnte, ohne eine andere Stütze zu haben, als seine Ehre.

Ehre? Was galt sie ihm? Wenn die Menschen ihn verachteten, vor seinem Gelde zogen sie den Hut, mit seinem Gelde konnte er gehen, wohin er wollte, und überall war er ein angesehener Mann.

Mit welchem Rechte konnte der Schreiber auf seine Ehre pochen? Sie brachte ihm ja doch nichts ein, bei ruhiger Ueberlegung mußte er einsehen, daß er sie nicht vortheilhafter verkaufen konnte.

---

10. Kapitel.

Tante Therese, die Schwester des Justizraths, bewohnte in einem der schönsten, luftigsten Stadttheile ihr eigenes Haus. Es war ein kleines, freundliches Häuschen, inmitten eines großen, sorgsam gepflegten Gartens und der erste Eindruck, den beide, Haus und Garten, machten, war ein überaus angenehmer und wohlthuender.

Sie legten allerdings beide von einer fast zu ängstlichen Ordnungsliebe ihrer Besitzerin Zeugniß ab, aber das schadet dem Gesammteindruck nicht, wenn auch Einzelnes, z. B. die allzu streng symetrisch geschnittenen Taxusbäume, das künstlerische Auge beleidigte.

Die Tante Therese schaltete und waltete in diesem Hause allein mit einer Magd und einem alten Gärtner, und sie fühlte sich recht glücklich in dieser Abgeschiedenheit. Den wiederholten Vorschlag ihres Bruders, die letzten Jahre ihres Lebens bei ihm zu verbringen, hatte sie stets entschieden zurückgewiesen, und es war auch besser so,

denn die beiden Geschwister harmonirten in ihren Anschauungen nicht recht mit einander.

Der Justizrath war ein lebensfroher und durchaus verständiger Mann, der die Dinge nahm, wie sie waren, nicht, wie sie sein konnten, Tante Therese dagegen konnte nicht vergessen, daß sie in ihrem Lebensfrühling um ihr ganzes Lebensglück betrogen worden war.

Sie mied die Menschen, weil sie alle für falsche, selbstsüchtige Egoisten hielt, sie war bitter geworden in ihren Ansichten und Urtheilen, weil sie den Glauben an eine wahre Liebe und uneigennützige Treue verloren hatte.

Aber ihr Herz war deshalb doch weich geblieben, empfänglich für alles Schöne, Edle und Gute, das wußte Niemand besser als Emma, die stets der Liebling der Tante gewesen war. In ihrer äußeren Erscheinung machte Tante Therese keinen angenehmen Eindruck, ihre Züge waren hart und streng und ihre großen dunklen Augen konnten oft sehr feindselig blicken, aber wenn sie sprach, so verwischte der weiche sympathische Klang ihrer melodischen Stimme diesen Eindruck rasch wieder, ihm hörte man's an, daß hinter diesem harten, strengen Antlitz ein weiches und tiefes Gemüth sich barg.

Tante Therese hatte sehr viele Bedenken geäußert, als Emma sie bat, dem Bruder in ihrem Hause eine Zusammenkunft mit seiner Geliebten zu gestatten.

Ihr Blick war dabei sehr besorgt über die elegante, gemüthliche Einrichtung ihrer traulichen Wohnstube geschweift, just als ob sie befürchte, jene Geliebte könne sie

hier bei dieser Gelegenheit irgend eines so theuren Gegenstandes berauben.

Aber Emma hatte nicht nachgelassen und alle Bedenken der Tante gründlich zu widerlegen versucht, alle Befürchtungen bekämpft und sogar einen kleinen Wortwechsel mit ihr nicht gefürchtet, um ihren Zweck zu erreichen. Wenn die Tante eigensinnig war, so konnte sie es auch sein, als die alte Dame ihr mit dürren Worten, allerdings unbedachter Weise erklärte, sie möge eine andere Kupplerin suchen, sie, nämlich Tante Therese, gäbe sich dazu nicht her, erwiderte Emma ziemlich trotzig, wenn sie glaube, ihre Nichte muthe ihr eine solche Rolle zu, so sei es besser, daß sie gehe und die Schwelle des kleinen Hauses nicht mehr überschreite.

Diesem Erguß eines gereizten Gemüths war dann ein kleiner Thränenstrom gefolgt und die Thränen kitteten den in seinen Fundamentmauern erschütterten Tempel der Freundschaft wieder fest zusammen.

Die Tante begriff nicht, wie es möglich gewesen war, daß sie solche verletzende Worte über die Lippen gebracht hatte und Emma bat um Verzeihung, daß sie es gewagt habe, nur an die Möglichkeit einer Trennung zu denken.

Tante Therese mußte jetzt nachgeben, sonst wäre die Versöhnung nur unvollständig gewesen, sie that es mit schwerem Herzen und manchem verstohlenen Seufzer.

Die Erklärung Emma's, Ernst wünsche, die Tante möge bei der Zusammenkunft zugegen sein, söhnte sie denn

auch gewissermaßen mit ihrer erzwungenen Einwilligung wieder aus.

Nun hatte die Frau des Flickschneiders nach langem vergeblichen Harren die Nachricht gebracht, Veronika werde sich am Abend erlauben, Fräulein Therese Harkort zu besuchen, und sowohl Ernst, wie die beiden Damen erwarteten jetzt mit Spannung und Ungeduld diesen längst gehofften Besuch.

Tante Therese hatte außerordentliche Vorbereitungen zum Empfange der jungen Dame getroffen, und als Veronika erschien, ging sie ihr mit herzgewinnender Freundlichkeit entgegen, um sie unter ihrem Dache willkommen zu heißen. Auch Emma empfing die Geliebte ihres Bruders mit herzlicher Liebe, und so mußte Veronika sich rasch in dem traulichen Kreise heimisch fühlen.

Ihre schüchterne Befangenheit schwand mehr und mehr, in dem warmen Sonnenschein der Liebe, der sie umstrahlte, thauten Herz und Gemüth auf und rasch schlang ein festes Band der Liebe und Freundschaft sich um die verwandten Seelen.

Und trotz ihrer eigenen bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen freute Tante Therese sich recht innig des Glücks dieses Paares, sie sprach es mit einigen herzlichen warmen Worten aus und Emma dankte ihr dafür durch einen verstohlenen Händedruck.

Und zu dem traulichen Gespräch und Geflüster sang der Theekessel über der Spirituslampe lustig seine eintönige Weise, just als ob auch er seine Freude bezeigen wolle.

Es war ein schönes Bild des Friedens und des Glückes, ein Bild, des Pinsels eines Künstlers würdig.

Die beiden Liebenden sprachen manches Wort mit einander, welches Tante Therese und Emma nicht verstanden, sie hatten einander so viel, so sehr viel zu sagen, daß sie nicht wußten, wo sie anfangen und wo sie enden sollten.

Ernst erinnerte Veronika an die Reise und manches Wort, welches sie an jenem Tage gewechselt hatten, war in seinem Gedächtnisse geblieben, Veronika berichtete, mit welcher Fülle von Glückseligkeit der erste Brief des Geliebten sie gesegnet hatte und die Tante nickte und lächelte dazu, während Emma träumerisch sinnend vor sich hinblickte.

Die Tante gedachte im Geiste der Vergangenheit, der schönen Zeit, in der auch sie das Alles verlebt hatte, Emma schaute still und hoffnungsvoll in die Zukunft hinein und die beiden Liebenden genossen mit vollen Zügen das süße Glück der Gegenwart.

Aber auch der Ernst forderte sein Recht, es hing ja noch manche trübe Wolke am Horizont, die vernichtende Blitze in ihrem Schooße barg.

Veronika selbst brachte die Rede auf ihren Vater, sie suchte seine Strenge zu entschuldigen und sprach die Hoffnung aus, daß im Laufe der Zeit seine Abneigung gegen Ernst schwinden werde.

Aber ohne daß sie es wußte und wollte, entschlüpfte ihr manches Wort, welches alle Gründe ihrer Entschul-

digung über den Haufen warf, indem es verrieth, wie selbstsüchtig, ja brutal der Makler sein Kind behandelte.

„Woher sein Haß gegen mich rührt, weiß ich nicht," sagte Ernst, „aber ich fürchte, daß er nie schwinden wird. Wenn Dein Vater erfährt, was Du gewagt hast, wird sein Haß dadurch sich noch steigern."

„Das sind trübe, trübe Aussichten," versetzte Tante Therese, bedenklich das Haupt schüttelnd.

„Die Liebe giebt mir den Muth, Alles zu ertragen, Alles zu opfern," erwiderte Veronika, und in ihrem Blick leuchtete eine freudige Opferwilligkeit. „Hat nicht auch der Gehorsam des Kindes seine Grenzen? O, es ist bitter und schmerzlich, diese Frage aufwerfen zu müssen, es thut wehe, vor dieser Grenze stehen zu bleiben und zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Aber kann der Mann, der sein Kind nicht liebt, der es nicht verstanden hat, ihm Liebe zu dem Vater einzuflößen, von ihm fordern, daß es sein Lebensglück einer despotischen Laune opfern soll?"

„Nein, gewiß nicht!" sagte Emma. „Er hat nicht das Recht, ein solches Opfer zu verlangen."

Wieder schüttelte die alte Dame den Kopf, aber kein Zug von Mißbilligung drückte in ihrem wohlwollenden Antlitz sich aus.

„Wenn das Herz redet, muß ja oft der Verstand schweigen," sagte sie, theilnehmend besorgt, „gebe Gott, daß der Bruch vermiethen wird."

„Ja, das wolle Gott geben," seufzte Veronika, „aber ich fürchte, daß dieser Bruch schon nahe ist. Mein Vater

hat mir heute gesagt, er werde für mich die Wahl treffen und ich müsse mich seinen Befehlen fügen. Er wird Wort halten und dann —"

„Dann sei fest und standhaft," sagte Ernst, „sollte es auch zum Aeußersten kommen."

„Mein liebes Kind, wenn der Vater Dich verstößt, will ich Dir eine Mutter sein," nahm Tante Therese das Wort und ihre Stimme zitterte vor tiefinnerer Erregung, „Du sollst keine Ursache haben, den Tausch zu bereuen."

Thränen glänzten in den dunklen Augen Veronika's, als sie ihre Hand in die der alten Dame legte, welche das Mädchen an ihre Brust drückte.

„Wenn es sein muß," flüsterte sie, „so möge Gott mir verzeihen, sollte ich ein Unrecht begehen, ich fühle, daß ich nicht anders handeln kann, wenn jenes Opfer von mir verlangt wird."

Wie gerne hätten die Liebenden nun noch mit einander geplaudert und über die nächste Zukunft berathen, aber es war inzwischen spät geworden, Veronika mußte den Heimweg antreten.

Sie war länger geblieben, als sie wollte, sie fürchtete, der Vater könne schon zu Hause sein und dann mußte er sofort ihre Abwesenheit entdeckt haben.

Ernst und die beiden Damen suchten sie zu beruhigen. Ernst bat die Geliebte noch einmal, muthig und standhaft zu sein, und Veronika versprach es.

Ihre Liebe machte sie stark und muthig, sie war zu

Allem entschlossen, auch zu dem schwersten Schritt, wenn die Verhältnisse ihn forderten.

Ernst wollte sie begleiten, sie bat ihn, darauf zu verzichten, da die Nachbarin sie erwartete, um ihr das Geleite zu geben, sie nahm Abschied mit dem Versprechen, die erste günstige Gelegenheit zur Wiederholung ihres Besuches bei der edeln, liebenswürdigen Tante zu benutzen.

Schweigend durchschritt sie, von der Nachbarin begleitet, die dunklen, einsamen Straßen.

Als sie das Haus des Vaters erreichte, sah sie, daß sie in ihren Befürchtungen sich nicht getäuscht hatte.

Im Wohnzimmer brannte Licht, der Makler war bereits heimgekehrt, er erwartete sie.

Bestürzt blieb sie stehen, von dem Jähzorne des strengen herzlosen Mannes mußte sie das Schlimmste befürchten.

„Er ist zu Hause," flüsterte die Schneidersfrau. „Gott schütze Sie, mein liebes Fräulein, es wird eine furchtbare Scene werden."

„Ich fürchte sie nicht," erwiderte Veronika tief aufathmend, „ich denke darüber nach, wie ich ihm Nachricht geben und von ihm erhalten kann. Sie dürfen nicht mehr ins Haus, ich werde wie eine Gefangene bewacht werden und unserer Magd kann ich mich nicht mehr anvertrauen."

Die Nachbarin dachte nach.

„Dort ist wohl das Fenster Ihres Schlafgemachs?" fragte sie, hinaufdeutend.

Veronika nickte bejahend.

„Gut, ich werde aufbleiben und warten. Schreiben Sie das Billet und werfen Sie es hinunter, Sie dürfen darauf vertrauen, daß es in die richtigen Hände fällt.“

„Es ist ein großes Opfer, welches ich von Ihnen verlange,“ sagte Veronika zögernd.

„Ich biete es Ihnen an, eine Nachtwache ist für mich kein Opfer. Wie aber erhalten Sie die Antwort?“

„Ich denke eben darüber nach.“

„Warten Sie, lassen Sie morgen Abend einen dünnen schwarzseidenen Faden hinunter, ich werde, sobald die Luft rein ist, den Brief des jungen Herrn daran befestigen.“

Veronika nahm den Vorschlag an, sie fand keinen anderen besseren Weg.

Das Bewußtsein, von der Außenwelt nicht abgeschieden zu sein, wenn sie auch gleich in ihrer Wohnung eine Gefangene war, stählte und erhöhte ihren Muth.

Mit diesem Muthe trat sie in das Wohnzimmer, in welchem der Makler schon seit einer Stunde rastlos und mit wachsender Ungeduld auf und abwanderte.

Der finstere Mann würdigte sie keines Grußes, als Veronika Tuch und Hut abgelegt hatte, blieb er vor ihr stehen. Statt der auflodernden Gluth der Leidenschaft, die Veronika zu finden erwartet hatte, spiegelte sich in seinem Gesicht nur eine ernste, düstere Entschlossenheit.

„Das war Dein letzter Ausgang vor Deiner in den nächsten Tagen bevorstehenden Verlobung,“ sagte er kalt und ruhig, „ich habe Dir schon erklärt, daß ich Heimlich-

keiten hinter meinem Rücken nicht dulde. Morgen, spätestens übermorgen, werde ich Deinen künftigen Gatten Dir vorstellen, am Tage darauf unterschreibst Du den notariellen Ehevertrag und nach drei Wochen wird die Hochzeit gefeiert. Richte Dich danach ein."

Er zündete sich nach diesen Worten eine Kerze an, die neben der Lampe auf dem Tische stand und machte Miene das Zimmer zu verlassen.

Veronika hatte ein heftiges leidenschaftliches Aufbrausen erwartet, sie war auf ein strenges Examen, rauhe Vorwürfe und verletzende Worte gefaßt gewesen.

Diese kalte arglose Ruhe empörte sie, sie bewies ihr, daß der Vater nicht den leisesten Antheil an ihr nahm, daß er fest entschlossen war, ihr Lebensglück seinem Starrsinn zu opfern.

„Und wenn ich mich weigere?" fragte sie mit bebender Stimme.

Theodor Schlick wandte sich um, sein Blick ruhte durchbohrend auf dem bleichen Antlitz des Mädchens.

„So bleibt Dir nur die Wahl zwischen dem Kloster und der Unterzeichnung des Ehevertrags," erwiderte er mit scharfer Betonung, „nur diese eine Wahl. Noch bist Du nicht mündig, noch habe ich das Recht und die Macht, über Deine Zukunft zu bestimmen."

Er schritt hinaus, man sah ihm an, daß es ihm Mühe kostete, die gewaltige innere Erregung zu bemeistern und die äußere Ruhe zu bewahren.

Veronika eilte in ihr Zimmer, sie wußte nun, was

ihrer harrte und welchen Schritt sie vielleicht schon morgen thun mußte. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb rasch einige Zeilen dem Geliebten, in denen sie ihm das Vorgefallene mittheilte, sie bat ihn, ihr zur Ausführung ihres Vorhabens behülflich zu sein, für den möglichen Fall, daß ihr Vater sie gewaltsam in seinem Hause zurückzuhalten suchte.

Sie öffnete darauf leise das Fenster und ließ das mit Sand beschwerte Billet hinunterfallen.

Manche ernste Bedenken tauchten in ihrer Seele auf, als sie ernstlich über ihren Vorsatz nachdachte.

Die Ausführung desselben mußte die Enterbung zur Folge haben, und die Befürchtung lag nahe, daß die Eltern des Geliebten die mit dem Vaterfluche beladene Tochter nicht mit offenen Armen empfingen.

Aber welche Folgen sich auch an diesen Schritt knüpfen mochten, Veronika war entschlossen, ihn zu thun, sie konnte dem herzlosen Manne, den sie Vater nennen mußte und für den sie keine Liebe empfand, nicht das Recht einräumen, ein solches Opfer von ihr zu fordern.

Die Gewißheit, daß sie bei Tante Therese eine liebevolle Aufnahme finde, daß die Tante und Emma ihren Schritt billigten, erleichterten ihr denselben, auch war ja die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß der Vater später dennoch sich mit ihr aussöhnte, wenn er einsah, daß er den im Himmel geschlossenen Bund nicht trennen konnte.

11. Capitel.

Als Ernst und Emma heimkehrten, theilte Frau Harkort ihrem Sohne mit, daß der Vater in seinem Bureau ihn erwarte, um über wichtige Nachrichten Rücksprache mit ihm zu nehmen.

Außer dem Vater fand Ernst den Advokat im Bureau, in den Zügen Beider las er augenblicklich, daß eine sehr ernste Nachricht ihn erwartete.

„Vorab die minder wichtige Mittheilung, daß Franz Grimm drüben verschollen ist,“ nahm der Justizrath das Wort, nachdem Ernst ein Glas Wein geleert und eine Cigarre angezündet hatte. „Der Consul schreibt mir, es sei allerdings ein Mann dieses Namens in Newyork angekommen, aber Niemand wisse, wo er seitdem geblieben sei. Weder die öffentliche, noch die geheime Behörde vermöge darüber Auskunft zu geben, man wisse nur, daß dieser Mann in einem Gasthause einige Tage logirt und sehr viel Geld ausgegeben habe. Dann sei er ausgezogen und seitdem spurlos verschwunden.“

„So liegt also kein Verbrechen vor,“ erwiderte Ernst beruhigt, „es steht ja fest, daß der Wucherer die Reise von Havre aus angetreten hat und in Newyork angekommen ist.“

Der Justizrath rückte die Brille auf die Stirne und blickte, während er mit den Fingern auf dem Deckel seiner Tabacksdose trommelte, gedankenvoll vor sich hin.

„Wir Juristen sehen jedes Ding von verschiedenen

Seiten an," fuhr er fort, „wir nehmen nicht Alles und Jedes als eine feststehende Thatsache an, an der nicht gerüttelt werden kann. Gustav ist ganz meiner Ansicht, auch er findet in dem vorliegenden Falle manches, was seiner Unerklärlichkeit wegen Verdacht erregen muß."

„Und das wäre?" fragte Ernst überrascht.

„Zuvörderst der Umstand, daß Grimm so viel Geld verschwendet haben soll."

„Aber wie kann der Consul" —

„Lieber Junge, ich habe als vorsichtiger Mann nicht allein an den Consul, sondern auch an einen mir befreundeten, sehr tüchtigen Jurist geschrieben, der drüben wohnt. Mein Freund schreibt mir nun, dieser Grimm habe schon am ersten Tage eine Maitresse gehabt, Hazard gespielt und mit dem Gelde gewirthschaftet, wie ein Mensch, dem plötzlich eine große Erbschaft zugefallen sei. Das klingt verdächtig, Grimm kannte diese Leidenschaften nicht, er war ein alter Mann, der sehr einfach und nüchtern lebte."

„Ich vermuthe, daß ein Anderer die Rolle des Wucherers gespielt hat," sagte der Advokat, „drüben kannte ihn Niemand, jeder Vagabund konnte das wagen."

„Darüber werden wir schwerlich Aufschluß erhalten," versetzte Ernst, „ich halte es im Grunde auch nicht für wesentlich, deshalb nachzuforschen."

„Nicht für wesentlich?" fragte der Justizrath einigermaßen entrüstet, während er sehr energisch die Dose auf den Tisch legte.

„Ja freilich, Veronika ist die Tochter Schlicks, wenig-

stens glaubst Du es. Wie aber nun, wenn ich Dir sage, daß sie nicht seine Tochter ist?"

Es lag etwas Triumphirendes, eine gewisse Genugthuung in dem Tone, in welchem er diese Frage an den jungen Mann richtete, der ganz bestürzt das Glas wieder hinstellte, welches er gerade an die Lippen setzen wollte.

„Beweise!" sagte er.

„Directe kann ich noch nicht schaffen," fuhr Harkort fort, „aber indirecte. Ich habe in der Stadt, in welcher dieser Theodor Schlick vordem wohnte, die Civilstandsregister nachsehen lassen, dasselbe ist auch hier geschehen. Nun findet sich in diesen Registern wohl ein Trauungsakt, wie auch der Sterbeakt seiner Frau, aber kein Geburtsschein. Idem kann dieser Mann" —

„Halt, der Schluß ist zu gewagt," unterbrach Ernst ihn. „Kann die Niederkunft nicht während der Reise von dort hierher erfolgt sein?"

„Auch daran habe ich gedacht und genaue Erkundigungen eingezogen. Schlick hat zur Reise nur zwei Tage gebraucht, am dritten Tage nach der Ausfertigung seines Passes ist der letztere hier deponirt worden, also kann von einem Aufenthalt während der Reise wohl nicht die Rede sein. Damit allein habe ich mich nicht begnügt. Es gelang mir, zu erforschen, in welchem Hause hier Schlick zuerst gewohnt hat. In demselben Hause ist auch seine Frau gestorben. Leute, welche damals mit ihm zusammenwohnten, wissen sich seiner noch sehr wohl zu erinnern, aus dem einfachen Grunde, weil fast kein Tag verging,

an welchem Schlick seine Frau nicht mißhandelte. Dergleichen prägt sich dem Gedächtnisse ein. Diese Leute erklärten mir, daß die Gattin Schlicks eine sehr zarte, schwache Frau gewesen sei, welche schon den Keim des Todes bei ihrer Hierherkunft im Herzen getragen habe."

„Aber was beweist das?" fragte Ernst.

„Mein Gott, ich begreife nicht, daß diese Beweise Dir nicht genügen," sagte der Advokat ungeduldig. „Entweder ist Veronika nicht die Tochter des Maklers, oder uneheliches Kind, das steht fest."

Ein bitterer Zug glitt über das Gesicht des Baumeisters, er konnte sich mit diesen Forschungen, Vermuthungen und Schlußfolgerungen nicht befreunden.

„Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll, daß kein festes Band Veronika an diesen Mann bindet, oder ob ich mich ärgern soll über die fast ängstliche Genauigkeit, mit der Ihr alle Verhältnisse Schlicks zu erforschen sucht," versetzte er. „Was kümmert uns der Mann? Veronika wird ihn ohnedies verlassen, weil sie seiner Selbstsucht ihr Glück nicht opfern will, so laßt ihn denn den erschlichenen oder geraubten Reichthum genießen, wie es ihm beliebt."

„Mensch, Du hast oft Ansichten wie ein Schuhflicker, der nie die Nase vor die Thür steckt," sagte der Justizrath kopfschüttelnd. „Es kann doch wahrhaftig dem Mädchen nicht gleichgültig sein, ob es die Tochter dieses Mannes ist oder nicht? Ebensowenig kann es mir gleichgültig sein, ob er die Erbschaft geraubt oder nur er-

schlichen hat! In meinen Händen ist das Testament Grimm's, in meinen Händen sind Dokumente, die jenen Menschen vielleicht vernichten können, die aber erst dann Werth erhalten, wenn das Gewebe enthüllt ist. Meine Pflicht ist es, meinen Clienten zu vertreten, seine Rechte durchzufechten und alle seine Rechte zu wahren. In den neun oder zehn Wochen, die seit der Abreise Grimm's verstrichen sind, ist viel von meiner Seite geschehen, aber Vieles muß noch gethan werden, wenn ich meinen Zweck erreichen will. Ich habe die Frau aufgesucht, der Veronika zuerst anvertraut wurde. Das war nicht leicht, aber ich habe den Faden rastlos verfolgt, bis ich das Ende oder vielmehr den Anfang fand. Schlick hat selbst das Kind ihr gebracht und zwar zu Lebzeiten seiner eigenen Frau, kurz nach dem Tode des Kindes seines Freundes Grimm."

„Aus diesen Andeutungen könnte man fast den Schluß ziehen, daß Du die Ueberzeugung hegst, Veronika sei das Kind Grimms," erwiderte Ernst, den die Mittheilungen des Vaters nun doch nachdenklich stimmten.

„Der Schluß wäre allzugewagt," sagte der Advokat, „und selbst wenn es der Fall wäre, würde es sich schwer ermitteln lassen."

In diesem Augenblicke wurde die Hausglocke gezogen. Der Justizrath sah auf die Uhr, sie zeigte auf elf.

Von einer Ahnung getrieben, eilte Ernst hinaus, er erinnerte sich, daß Veronika bei dem Abschied die Befürchtung ausgesprochen hatte, der Vater könne inzwischen heimgekehrt sein und sie erwarten.

Auf dem Flur trat die Frau des Schneiders ihm entgegen, sie brachte die Zeilen, welche Veronika geschrieben hatte.

Ernst las sie und gab dann das Billet dem Vater, dem er mit wenigen Worten den Vorschlag der Tante Therese und das Verhältniß zwischen dem Makler und seiner Tochter mittheilte.

Der Justizrath dachte lange nach, es war offenbar, er gab nicht gerne seinen Rath in dieser Angelegenheit.

Das sagte er auch seinem Sohne, als dieser ihn drängte, ihm zu rathen; er erklärte, wenn Veronika die Braut seines Sohnes sei, werde er sie mit herzlicher Freundschaft empfangen, aber sie selbst müsse wissen, wie sie sich ihrem Vater gegenüber verhalten wolle.

Ernst antwortete der Geliebten wie sein Herz es ihm eingab, er erinnerte sie an ihr Versprechen, standhaft und muthig bleiben zu wollen, er sagte ihr seine Hülfe im Nothfalle zu und ließ am Schlusse durchblicken, daß die Möglichkeit vorliege, sie sei nicht die Tochter des Maklers. Als er den Schlußsatz geschrieben hatte, bereute er es, aber nach kurzem Nachdenken sandte er doch den Brief in dieser Fassung ab, vielleicht fand Veronika in jenem Satze, wenn er sie auch schmerzlich berührte, eine kräftige Stütze, ja, eine Waffe gegen den Mann, der ihr Freiheit, Glück und Leben rauben wollte. —

Als der Advokat jetzt sich entfernen wollte, bat er Ernst, ihn eine Strecke zu begleiten und der letztere erfüllte diesen Wunsch um so lieber, weil die gewaltige

Aufregung in seinem Innern ihn hinaustrieb aus dem engen Hause, weil er hoffte, draußen in der kalten Nachtluft unter dem sternbesäeten Himmelszelte sein Gemüth sammeln und beruhigen zu können.

Die beiden Freunde hatten das Haus kaum verlassen und noch nicht einmal Zeit gefunden, eine Unterredung anzuknüpfen, als ihnen eine große, hagere Gestalt begegnete, in der Ernst sofort den Schreiber seines Vaters erkannte. Er glaubte zu bemerken, daß dieser Mann berauscht war und wollte deshalb rasch an ihm vorbeischreiten, um der Möglichkeit, von ihm belästigt zu werden, vorzubeugen.

Aber Freudenreich hatte die beiden Herren auch erkannt, er blieb stehen und bat sie mit hohler, zitternder Stimme um eine kurze Unterredung.

„Er ist berauscht," flüsterte Schwarz seinem Freunde zu, „wir dürfen uns nicht mit ihm einlassen."

Ernst theilte diese Ansicht, er erwiderte dem Schreiber, wenn er an ihn Mittheilungen zu machen habe, so möge er damit warten bis morgen.

„Von einer Stunde kann oft das Glück, ja das Leben einer ganzen Familie abhängen, meine Herren," sagte der Schreiber und es lag etwas in dem Tone seiner Stimme, was den beiden Freunden verrathen mußte, daß das, was sie für einen Rausch hielten, nur die Folge einer heftigen Gemüthserschütterung war.

„Sie müssen mich anhören, meine Herren," fuhr der Schreiber bittend fort, „nicht meinetwegen allein, sondern

auch wegen Ihres Vaters, Herr Baumeister. Glauben Sie nicht, ich habe zu viel getrunken, ich bin nüchtern, so nüchtern, wie ein unglücklicher Mensch es nur sein kann, der den Branntwein verachtet und deshalb in ihm seine Verzweiflung nicht" —

„Du lieber Himmel, Sie reden ja, als ob ein ganz entsetzliches Unglück Sie betroffen habe," fiel der Advokat ihm ins Wort.

„Wenn wir Ihnen beistehen können" —

„Ja, Sie können mir beistehen gegen einen Schurken, der meine Familie namenlos elend machen will, weil ich mich geweigert habe, das Verbrechen zu begehen, welches er von mir forderte."

„Und wer ist dieser Schurke?" fragte Ernst.

„Der Makler Schlick."

„Oh — liegt der Hund da begraben?" sagte der Advokat. „Ich errathe schon, er hat Sie verleiten wollen, Dokumente zu stehlen."

Der Schreiber nickte.

„Das Testament Grimms?"

„Ja, ja."

„Aber da können Sie ja ihm mit dürren Worten erklären, Sie wollen das nicht."

„Ich habe es gethan."

„Nun? Was weiter?" fragte Schwarz.

„Ich bin sein Schuldner und er hat mir gedroht" —

„Oh — wie kam es, daß Sie sein Schuldner ge-

worden sind?" unterbrach Ernst ihn streng. „Was hat Sie bewogen, Schulden zu machen?"

Der Schreiber schüttelte wehmüthig sein Haupt, ein bitterer Zug glitt über sein Gesicht.

„Sie verurtheilen mich, bevor Sie die Sachlage kennen," sagte er, „ich bitte Sie noch einmal, opfern Sie mir eine halbe Stunde, dann werden Sie vielleicht milder urtheilen."

Nach kurzer Berathung forderten die beiden Freunde ihn auf, sie zu begleiten, ihre Frage, ob er auch in Gegenwart des Justizraths seine Mittheilungen machen wolle, hatte der Schreiber bejaht.

Harkort wollte eben sein Bureau verlassen, als die drei eintraten, er errieth augenblicklich, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte, als er in das verstörte Gesicht seines Schreibers sah.

Freudenreich berichtete nun Alles, was zwischen ihm und dem Makler vorgefallen und gesprochen worden war, er klagte sich selbst eines unverantwortlichen Leichtsinns an und verschmähte es sogar, die Gründe hervorzuheben, welche diesen Leichtsinn einigermaßen entschuldigen konnten.

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte," sagte er zum Schluß, „nur Eins wußte ich, daß ich ein ehrlicher Mann bleiben wollte. Es drängte mich, heimzugehen, um mit meiner Frau zu berathen, aber ich fürchtete die Vorwürfe und das Jammern, es drängte mich auch, zu Ihnen zu gehen und meine Schuld Ihnen zu gestehen und doch

weiß ich nicht, ob ich's gethan haben würde, wenn die beiden Herren mir nicht begegnet wären."

„Demnach war es der einzige Weg, auf welchem Sie Ihre Ehre und Ihr gutes Gewissen retten konnten," sagte der Justizrath ernst, „Menschen wie Schlick kennen kein Erbarmen, keine Schonung, sie umstricken ihr Opfer so fest, daß es sich endlich ihnen zum willenlosen Werkzeuge hergeben muß."

„Sie standen vor einem Abgrunde und wären sicher hinuntergestürzt," fügte Ernst hinzu, „und die Schuld war alsdann nur auf Ihrer Seite."

„Daß Sie zu mir gekommen sind, beweist mir, daß Sie ein ehrlicher Mann sind," fuhr Harkort fort, „hundert Andere an Ihrer Stelle würden an den Köder angebissen haben. Weshalb sagten Sie mir nicht, daß es Ihnen unmöglich sei, mit Ihrem Lohne Ihre Familie zu ernähren?"

„Weil ich wußte, daß Sie für diesen Lohn sofort ein Dutzend Schreiber finden können," erwiderte Freudenreich, „diese Ueberzeugung mußte mich befürchten lassen, Sie würden mich entlassen."

Der Justizrath warf einen Blick auf die Uhr und nahm darauf sehr geräuschvoll eine Prise.

„Es ist schon spät, Mitternacht vorbei," sagte er, „wir reden darüber morgen näher. Mein Sohn hat vor einigen Tagen in Ihrer Mappe zufällig eine Zeichnung gefunden, deren Correctheit ihn so entzückte, daß er sofort den Wunsch äußerte, Sie in Ihren freien Stunden

für sich zu beschäftigen. Solche Zeichnungen werden außerordentlich gut bezahlt, ich zweifle nicht, daß dieser neue Erwerbszweig Sie vor ferneren Nahrungssorgen schützen wird."

In den Augen des Schreibers leuchtete es freudig auf, aber die Freude wich bald wieder der Niedergeschlagenheit.

„Was hilft mir das Alles," sagte er traurig, „Schlick wird mir keinen Ausstand bewilligen."

„So übernehme ich die Rückzahlung der Schuld und Sie sind mein Schuldner," fuhr Harkort ruhig fort. „Vielleicht können Sie diese Schuld sehr rasch tilgen, wenn Sie auf meine Intentionen eingehen. Sie werden vorab den Makler hinhalten, ihm erklären, Sie seien entschlossen, auf seine Bedingungen einzugehen, aber er müsse Geduld haben, bis die Gelegenheit zur Ausführung derselben sich Ihnen biete. Sie müssen ferner mit ihm einen recht lebhaften Verkehr unterhalten, ihn oft besuchen und dabei Augen und Ohren offen halten. — Verstehen Sie mich recht, es handelt sich hier nicht um eine unehrenhafte Spionage, sondern um die Erforschung eines Geheimnisses, hinter welchem nach meiner Ueberzeugung ein Verbrechen sich birgt. Wollen Sie das?"

„Mit tausend Freuden," erwiderte der Schreiber, dem eine schwere Last von der Seele fiel, „sagen Sie mir nur, was ich thun soll, ich werde" —

„Gut, gut, wir sprechen morgen darüber," unterbrach der Justizrath ihn, „gehen Sie jetzt heim und hegen Sie

weiter keine Besorgnisse. Morgen früh, ehe Sie hierher kommen, besuchen Sie den Makler, um ihm mitzutheilen, daß Sie sich seinen Bedingungen unterwerfen."

Heinrich Freudenreich machte eine Bewegung, als ob er in seiner Herzensfreude den Justizrath umarmen wolle, er wußte ja selbst nicht, was er that, der plötzliche Umschwung von der Verzweiflung zum Glück drohte ihn seiner Sinne zu berauben.

Der kleine Herr trat lächelnd einen Schritt zurück und bot dem Schreiber eine Prise an, und der letztere griff tief in die Dose hinein und schnupfte, daß die Augen ihm überliefen.

Er fand keine Worte für das Gefühl des Dankes und der Freude, welches seine Seele durchströmte, aber dieses Gefühl spiegelte sich wieder in seinen Augen und der Justizrath las in diesem Seelenspiegel, daß er einen treuen Diener gewonnen hatte, welcher für ihn in den Tod hineinging, wenn er es forderte.

Heinrich Freudenreich verabschiedete sich durch eine Verbeugung und wankte hinaus.

Auch jetzt noch hätte man den Verdacht hegen können, daß er berauscht sei, und er war es in der That, berauscht von Glück und Freude.

---

12. Kapitel.

Das Haus, welches der Flickschneider bewohnte, war klein und eng, es enthielt nur wenige Räume.

Da aber der Schneider diese Räume nicht alle benutzen konnte, einestheils, weil seine Möbel dazu nicht ausreichten, anderntheils, weil der Miethzins für das ganze Haus ihm zu hoch war, so hatte er mehrere Zimmer an einzelne Personen vermiethet.

Diese Untermiether waren in der Regel Handwerksgesellen, welche die Stuben nur benutzten, um ein Obdach für die Nacht zu haben, die wenigen nöthigen Möbel sammt dem Bettwerk lieh ein Trödler gegen unbedeutenden Miethzins und der Schneider haftete dem Trödler gegenüber dafür, daß diese Möbel an Ort und Stelle verblieben.

In dieser Weise hatte der Schneider lange Jahre hindurch seine überflüssigen Räume verwerthet; jetzt aber blickte er mit einigen Sorgen in die Zukunft, denn schon seit mehreren Wochen standen zwei dieser Stuben leer und trotz der verlockenden Ankündigung am Fenster, in der jedem Wohnungsuchenden zwei sehr freundliche, sehr luftige und geräumige Stuben in diesem Hause angepriesen wurden, wollte kein Miethlustiger sich melden.

Die reisenden Handwerksgesellen kamen erst im Frühjahr, also sah der Schneider voraus, daß er den Zins für diese Stuben auf ein halbes Jahr in die Schanze schlagen mußte, worüber die Frau des Schusters eine hämische Freude empfand, aus der sie *durchaus kein* Hehl machte. Nun traf es sich, daß an dem Tage, der auf jenen so sehr ereigniß- und verhängnißreichen Abend folgte, eine schon bejahrte Frau langsam diese Straße

durchwanderte. Sie war groß und hager, ihr scharf markirtes Gesicht trug das Gepräge einer stürmischen Vergangenheit, eines Lebens, welches reich gewesen war an harten, schweren Kämpfen mit Noth und Sorgen.

Aber das Auge blickte unter den buschigen Brauen noch scharf und feurig hervor und der nicht minder scharf ausgeprägte Zug um die Mundwinkel verrieth, daß von jenen Kämpfen nichts zurückgeblieben war als eine unbeugsame Willenskraft, ein starrer trotziger Charakter, der nur gezwungen sich mit verbissenem Grimm dem unabänderlichen Spruch des Schicksals unterwarf. Ihre Kleidung war einfach, aber sauber, in der Hand trug sie eine schwere Reisetasche und einen sehr altmodischen Regenschirm.

Sie blieb vor dem Hause des Schneiders stehen und las sehr aufmerksam die Aufschrift des Zettels, dann trat sie rasch hinein.

Der Schneider saß auf seinem Tische, seine Frau beschäftigte sich mit der Zubereitung des Mittagsbrodes.

Als die alte Frau nach kurzem Gruß erklärte, sie wünsche die Stuben zu miethen, sprang der Schneider sehr diensteifrig von seinem Tische, während die weniger sanguinische Hausfrau die Fremde mit einem scharf forschenden Blick musterte.

„Die Stuben sind unmeublirt,“ sagte der Schneider, „aber in der Nähe wohnt ein ehrlicher Mann, der gern die nöthigen Möbel gegen eine sehr geringe monatliche Vergütung leiht.“

„Es ist gut," erwiderte die Fremde ruhig. „Die Stuben liegen vorne heraus?"

„Ja. Sehr luftig, hell" —

„Und die Miethe?"

„Eigentlich fünf Thaler, aber für Sie, eine stille einzelne Person, wie ich vermuthe, nur vier und einen halben monatlich."

Die Fremde nickte. „Es ist Geld genug für die Straße und dieses Haus," sagte sie, an's Fenster tretend. „Wer wohnt drüben in dem großen Hause?"

„Ah — reflektiren Sie" —

„Nein. Ich lege keinen Werth auf die Antwort."

„Drüben wohnt ein Makler Schlick mit seinem einzigen Kinde," nahm die Schneidersfrau das Wort, „die Nachbarschaft wird Sie nicht belästigen."

Wenn der Schneider und seine Frau die Fremde aufmerksam beobachtet hätten, so würden Sie bemerkt haben, daß aus ihren Augen ein intensiver, drohender Blitz hinüberfuhr, ehe sie von dem Fenster zurücktrat.

Sie würden in diesem stechenden, glühenden Blick eine ganze Fülle von Haß, Verachtung und Rachsucht bemerkt haben.

„Es ist gut," sagte die Fremde noch einmal. „Zeigen Sie mir die Zimmer."

Der Schneider näherte sich zögernd der Thüre, ein verstohlener Wink seiner Frau schien seine Freude gedämpft zu haben. Auf der Schwelle blieb er stehen.

„Verzeihen Sie," sagte er verlegen, „dürfte ich um Ihren werthen Namen bitten?"

„Frau Hauer, Katharina Hauer."

„Und mein Name ist Grün, das heißt, ich heiße Grün. Sie sind von draußen hereingekommen?"

„Ja, ich habe eine weite Reise gemacht," erwiderte die Fremde ungeduldig. „Müssen Sie das Alles so genau wissen?"

„Durchaus nicht," erwiderte der Schneider rasch, der schon befürchtete, die Mietherin zu verlieren, „das heißt, nur der Polizei wegen, der ich Sie anmelden muß."

„Ich werde das selbst thun."

„Wie Sie wollen. Bitte, treten Sie ein, ich hoffe, die Stuben werden Ihnen gefallen."

Die Fremde blickte nur flüchtig hinein, sie schien durchaus keinen Werth auf die Räume zu legen, man hätte glauben können, sie würde auch mit der engsten, niedrigsten Dachstube zufrieden gewesen sein, wenn sie ihr nur ein Obdach bot.

Sie zog aus der Tasche ihres Kleides ein ledernes Beutelchen und legte ein Goldstück auf den Tisch.

„Hier ist die Miethe für den ersten Monat," sagte sie, „wir werden uns später wegen des Ueberschusses mit einander berechnen. Dürfte ich Sie bitten, zu dem Möbelverleiher zu gehen und ihn zu ersuchen, sich hierher zu bemühen?"

„Natürlich," nahm Frau Grün für ihren Mann das Wort, während Sie das Goldstück einsteckte, „befehlen

Sie ganz über uns, wir stehen jeder Zeit zu Ihren Diensten."

Der Schneider hatte bereits die Arbeitsjacke aus- und den Feiertagsrock angezogen; er eilte hinaus.

Frau Hauer legte Hut und Tuch ab und ließ sich auf einen Stuhl nieder, der am Fenster stand.

„Makler Schlick," sagte sie, „der Name ist mir bekannt. Wohnt er schon lange drüben?"

Die Frau des Schneiders, welche inzwischen ihre Arbeit wieder aufgenommen hatte, schüttelte den Kopf.

Die Frage befremdete sie nicht, der ruhige, gleichgültige Ton, den die Fremde anschlug, der nicht das leiseste Interesse verrieth, mußte sie ja vermuthen lassen, daß Frau Hauer nur eine Unterhaltung anknüpfen wollte, um die Zeit zu tödten.

„Seit drei Monaten ungefähr," erwiderte sie, „er hat das Haus geerbt."

„Geerbt?"

„Ja. Der frühere Eigenthümer ist ausgewandert, ehe er sich einschiffte, übertrug er seinem Freunde Haus und Vermögen."

„Ah — das ist ein seltener Beweis von Freundschaft. Ich bin überzeugt, er wird den Leuten sehr viel Stoff zu unnützem Gerede geboten haben."

„Allerdings. Niemand kann begreifen, **daß der geizige Wucherer** aus Freundschaft ein so schönes Vermögen verschenkt haben soll."

„Dann werden auch Gerüchte aufgetaucht sein, man

findet das ja immer, wenn Neid und Mißgunst sich breit machen, Gerüchte von Erbschleicherei und so weiter."

„Hm — man hat viel darüber geredet," sagte Frau Grün geheimnißvoll, „aber wissen Sie, man darf auch nicht zu viel reden, es ist besser, daß man das Seinige denkt."

„Und wie denken Sie darüber?" forschte die Fremde, und ihr lauernder Blick streifte verstohlen das Gesicht der Schneidersfrau.

„Ich?" erwiderte die letztere achselzuckend. „Ich weiß es selbst nicht. Was soll man auch denken, eine Hausfrau hat an andere Dinge zu denken."

Eine Weile stockte das Gespräch; Frau Hauer blickte schweigend hinaus.

„Der Makler macht nun wohl ein großes Haus?" nahm sie endlich wieder das Wort.

„Er hat das Haus sehr elegant eingerichtet, aber Besuch empfängt er nie."

„Das ist sonderbar."

„Durchaus nicht. Der Mann ist nicht geachtet, er hat keine Freunde."

„Aber sein Kind?"

„Seine Tochter?"

„Sie sagten ja vorhin, er bewohne das Haus mit seinem einzigen Kinde."

„Ja wohl, mit seiner Tochter."

„Nun? Hat auch sie keine Freundin?"

„Nein," erwiderte Frau Grün. „Wie könnte das

auch der Fall sein, sie ist von zartester Kindheit an draußen gewesen und erst, als der Makler die Erbschaft antrat, hierher gekommen."

„So, so," sagte die Fremde gedehnt. „Lebt sie glücklich mit ihrem Vater?"

„Glücklich? Daß Gott erbarm! Er ist ein Haustyrann, ein finsterer, schweigsamer Mensch, dessen Willen Alles sich beugen muß. Fräulein Veronika hat noch keine frohe Stunde in dem Hause gehabt und Sie sollen sehen, wir werden in den nächsten Tagen erleben, daß" —

„Daß?" fragte Frau Hauer, aufblickend, als die Schneiderin in ihrem Redefluß stockte.

„Nichts, — ich meine nur, ein solches Verhältniß kann nicht lange Stand halten. — Sie kommen also direct von Amerika?"

„Ja."

„Es soll drüben sehr schön sein."

„Geschmacksachen, ich maße mir kein Urtheil darüber an."

„Sie waren nicht immer drüben?"

„Wie meinen Sie das?"

„Hm, Sie sagten vorher, der Name Schlick sei Ihnen bekannt."

„Ich wohnte früher — — aber wir reden vielleicht darüber später, wenn wir näher mit einander bekannt sind."

Jetzt war die Neugier der Schneidersfrau geweckt, es lag etwas Geheimnißvolles in den letzten Worten der Fremden und Frau Grün glaubte nun auch zu bemerken,

daß in ihrem Auftreten, ihren Fragen und ihrem ganzen Wesen etwas Geheimnißvolles sich verberge.

„Weshalb nicht jetzt?“ fragte sie. „Glauben Sie, mir kein Vertrauen schenken zu dürfen?“

Ueber das ernste, strenge Gesicht der Fremden glitt rasch eine dunkle Wolke.

„Die Erfahrungen, die ich gemacht habe, lehren mich, daß man keinem Menschen vertrauen darf, bevor man denselben ganz genau durchschaut hat,“ erwiderte sie kalt. „Würden Sie vielleicht mir ein unbedingtes Vertrauen schon jetzt schenken?“

„Ja, das würde ich —“

„Halt, Sie sagen das nur, um meine Geheimnisse zu erforschen.“

„Durchaus nicht. Fräulein Veronika hat mir doch auch sofort ihr Vertrauen geschenkt.“

Frau Grün sagte das mit selbstbewußtem Stolze, ohne zu bedenken, daß sie auf dem besten Wege war, die Geheimnisse Veronika's Preis zu geben, auf die Fremde aber machten diese Worte keinen besonderen Eindruck, sie zuckte kühl die Achseln und erwiderte, das Fräulein werde ihr auch nicht mehr anvertraut haben, als sie jeder anderen Person anvertrauen könne und Frau Grün gehe zu weit, wenn sie eine freundschaftliche Zutraulichkeit für blindes Vertrauen halte.

Der stechende, lauernde Blick, der diese Erwiderung begleitete, ließ errathen, daß Frau Hauer hoffte, die Schneidersfrau werde nun Beweise von jenem Vertrauen

vorlegen, aber Frau Grün hatte inzwischen eingesehen, daß sie nicht weiter gehen durfte.

Sie begnügte sich damit, zu erklären, daß man nicht immer sagen dürfe, was man wisse und daß, wenn sie sprechen wolle, wohl rasch jeder Zweifel an der Richtigkeit ihrer Behauptung schwinden werde.

Diese Erklärung mußte der Fremden beweisen, daß auch die Schneidersfrau Geheimnisse hatte, aber sie schien es nicht der Mühe werth zu halten, dieselben zu erforschen.

Sie ging mit wenigen Worten gelassen darüber hinweg und kam auf diesen Punkt nicht mehr zurück. Es fand sich dazu auch weder Zeit noch Gelegenheit, denn bald darauf erschien der Trödler und die Verhandlungen mit ihm nahmen die Zeit und Aufmerksamkeit der Fremden so sehr in Anspruch, daß Frau Grün, welche gar zu gerne die Geheimnisse ihrer Miether in erforscht hätte, heimlich den Trödler auf den Blocksberg wünschte.

Den Schneider dagegen kümmerten diese Geheimnisse nicht. Nachdem er der Fremden bei der Einrichtung ihrer Wohnung mit Rath und That zur Seite gestanden hatte, setzte er sich wieder auf seinen Tisch, um die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen.

Und darin ließ er sich durch die Mittheilungen seiner redseligen Gattin nicht stören, er rieth ihr nur, ihre Zunge zu hüten und durch eine lästige Neugier nicht der Miether in die Wohnung zu verleiden.

Diese Wohnung war sehr rasch eingerichtet, die be-

scheidenen Ansprüche der schlichten, einfachen Frau konnte der Trödler ohne Mühe befriedigen.

Aus einer nahe gelegenen Garküche, welche der Schneider empfohlen hatte, wurde ihr das Mittag- und Abendessen geschickt und auch in dieser Beziehung erklärte die Fremde sich vollständig befriedigt.

Sie saß bis zur Abenddämmerung am Fenster und blickte unverwandt hinüber. Wer sie beobachtet hätte, würde rasch erkannt haben, daß diese Frau den Makler kannte, daß ihre Seele Geheimnisse barg, deren Veröffentlichung Jenem sehr, sehr unangenehm sein mußte.

Oft glitt ein bitteres, feindseliges Lächeln über ihre zusammengekniffenen Lippen, oft breitete sich eine schwarze, Verderben drohende Wolke über ihr hartes, kaltes Gesicht. Nur einmal fuhr sie von ihrem Sitze empor, überrascht, bestürzt, als ob der Geist einer längst geschiedenen Person plötzlich vor ihr aufgestiegen sei.

Das geschah, als Veronika drüben an das Fenster trat, um, die heiße Stirn an die kalten Scheiben gedrückt, wehmüthig in die Abenddämmerung hinauszuschauen.

Stier, mit dem Ausdruck des Entsetzens ruhte ihr Blick auf der schlanken Gestalt, den schönen, traurig ernsten Zügen, bis das Mädchen in's Zimmer zurücktrat.

Gleich darauf bemerkte Frau Hauer, daß der Makler das Haus verließ, sie sandte ihm einen Blick des glü-

hendsten Hasses nach und ließ sich dann wieder auf ihren Sitz nieder.

---

13. Kapitel.

Theodor Schlick ahnte nicht, welcher Vulkan das Haus des Flickschneiders für ihn geworden war.

Er hatte gesehen, daß verschiedene Möbel hineingeschafft wurden und daraus den Schluß gezogen, daß es dem Schneider endlich gelungen sei, seine Räume zu vermiethen; die Person des Miethers kümmerte ihn nicht.

Er fand auch keine Zeit, darüber nachzudenken und Nachforschungen anzustellen, seine Pläne beschäftigten ihn so sehr, daß seine Seele für einen andern Gedanken keinen Raum mehr hatte.

Heinrich Freudenreich war am Morgen in der Frühe gekommen, um ihm zu sagen, daß er bereit sei, die ihm gestellten Bedingungen zu erfüllen, wenn man ihm zur Ausführung des ihm zugemutheten Verbrechens Zeit lasse, und der Makler, der keinen Grund fand, seinem hart bedrängten Opfer zu mißtrauen, hatte ihm die nöthige Frist gerne eingeräumt.

Da er nicht bezweifelte, daß es dem Schreiber im Laufe der Zeit gelingen werde, sich der Papiere zu bemächtigen, so glaubte er sich über diesen Punkt als eine abgemachte Sache beruhigen zu dürfen und richtete jetzt

sein ganzes Denken nur noch darauf, den Bund Veronika's mit dem Baumeister Harkort zu trennen.

Zu diesem Zweck begab er sich am Abend in die Wohnung des Seifensieders Peter Steinhammer, den er zu seinem Eidam ausersehen hatte.

Man konnte sich kaum eine widerwärtigere Physiognomie denken, als die dieses Mannes. — Nicht nur, daß der bucklige, verkrüppelte Mann schielte und eine Perrücke trug, zeigte auch sein rundes, aufgedunsenes Gesicht alle sieben Regenbogenfarben in den mannigfachsten Schattirungen und Nuancen.

Gelb, grün, roth und blau waren die vorwaltenden Farben, die bald scharf begrenzt, bald in einander verschwammen, sich über Kinn, Nase und Wangen hinzogen. Zwischen ihnen hindurch bildeten unzählige blaue Aederchen die seltsamsten Arabesken, so daß man oft die Vermuthung hegen konnte, Peter Steinhauer habe den größten Theil seines bisherigen Lebens in dem Wigwam eines Indianers verbracht und sich dort angelegentlich mit der Kunst der Tätowirung beschäftigt.

Die Stirn war niedrig, aber breit und stark gewölbt, sie zeigte auf den Seiten, dicht über den buschigen und borstigen Augenbrauen zwei Erhöhungen, welche unwillkürlich der Vermuthung Raum gaben, daß die Mutter Natur diesen Mann mit Hörnern bedacht habe, die binnen wenigen Wochen lustig hervorschießen würden.

Die Nase war flach und platt, am oberen Ende stark einwärts gebogen, am untern Ende gequetscht. Der Mund

mit den breiten Lippen schien die Aufgabe zu haben, die Aufmerksamkeit von den abschreckend großen Ohrmuscheln abzulenken, sie erschienen klein im Vergleich zu ihm, der dem Seifensieder nur den einzigen Vorzug gab, mit besonderer Treue und Naturwahrheit die Rolle des Menschenfressers im Mährchen „vom Däumling“ zu spielen.

Und die lückenhaften schwarzen Zahnreihen hinter diesen Lippen waren wahrhaftig nicht geeignet, ebensowenig wie der boshafte, stechende Blick der grauen Augen, diese abschreckend häßliche Physiognomie zu veredeln.

Und diesem Manne wollte der Makler sein schönes Kind vermählen?

Theodor Schlick war dazu entschlossen und sein Entschluß stützte sich auf Gründe, die für ihn Werth und Bedeutung hatten. Auf der einen Seite konnte Steinhauer Dank seiner Häßlichkeit keinen Anspruch auf eine Mitgift machen und da er selbst ein vermögender Mann war, so ließ sich voraussehen, daß er gerne darauf verzichtete, da es ja schon seinem Stolze schmeicheln mußte, ein schönes, gebildetes, geistreiches Mädchen heimführen zu können. Auf der anderen Seite demüthigte sich nicht nur der Stolz und Eigenwillen seiner Tochter, er befriedigte auch seinen Haß gegen den Sohn des Justizraths, dem er durch diese Wahl seine ganze Verachtung bewies.

Ob Veronika einwilligte oder nicht, ihm galt es gleich, sie mußte ja einwilligen, wenn sie nicht das einsame Leben im Kloster vorzog.

Ueber diesen Punkt ging Schlick sehr leichtfertig hin-

weg; wollte sie sich seinem Willen nicht unterwerfen, so brachte er sie in's Kloster und der Sohn des Justizraths hätte sie auch dann für immer verloren.

Vielleicht würde Schlick dennoch eine andere Wahl getroffen haben, schon des Widerstandes wegen, den er von Seiten seiner Tochter gegen diese Wahl erwarten mußte, wenn er unter seinen Bekannten einen Mann gefunden hätte, von welchem er ein bereitwilliges Eingehen auf seine Bedingungen sich versprechen durfte.

Zwar erschrak auch er, als er dem Seifensieder gegenüber stand und nun in der Nähe das Gesicht desselben betrachtete, aber er hatte einmal seinen Plan entworfen, überlegt und beschlossen, nun wollte er ihn auch ausführen und zwar so rasch wie möglich, um die unangenehme Angelegenheit zu ordnen.

Er begann damit, daß er dem Seifensieder einen nicht unbedeutenden Geschäftsauftrag ertheilte und ging darauf mit einer sehr geschickten Wendung zu den Privatverhältnissen des Krüppels über, der von dem Glück, welches ihm zugedacht war, keine Ahnung hatte.

„Sie müssen heirathen," sagte er vertraulich, als Steinhauer ihm klagte, sein Leben sei einsam und einförmig. „Eine junge Frau bringt Leben in's Haus!"

„Heirathen?" seufzte der Seifensieder, dessen schielende Augen anscheinend die Schwarzwälder Kukuksuhr, in Wahrheit aber den Makler sehr wehmüthig anblickten. „Ich bin ja zehntausendmal eher eine Figur für den Jahrmarkt à ein Silbergroschen Entrée, als für den Ehestand."

Schlick zuckte die Achseln. „Bah, es haben andere Leute, wie Sie geheirathet,“ erwiderte er gelassen, „Leute, die ohne Arme und Beine geboren waren.“

Die Uhr setzte in diesem Augenblicke zum Schlage aus. Steinhauer schüttelte ablehnend das Haupt.

„Ich leugne nicht, daß ich vor Jahren daran gedacht habe,“ sagte er, „ja selbst auf die Gefahr hin, lächerlich zu werden, will ich Ihnen gestehen, daß ich darüber nachdachte, ob es Mittel gebe, durch welche ich meine äußere Erscheinung verschönern könne. Indeß, die Zeiten sind gewesen, der schwarze häßliche Roßkäfer kann sich mit dem Schmetterlinge nicht paaren.“

„Das war sehr geistreich,“ versetzte Schlick, „aber es paßt nicht.“

„Und ob es paßt!“ fuhr der Seifensieder fort. „Gesetzt, es gelingt, ein schönes, junges, wenn auch armes Mädchen heimzuführen, welches sich bestechen läßt durch mein Vermögen und die Stellung, die ich ihr gebe, was wird's später sein? Wird sie mir treu bleiben?“

Das Räderwerk begann zu schnurren, die Ketten, an denen die Gewichtsteine hingen, rasselten, — es schlug sieben.

Und beim letzten Schlage öffnete sich in der Spitze des Gehäuses ein Thürchen und ein zierlich geschnitzter Vogel sprang aus der Oeffnung hervor.

„Kukuk! Kukuk! Kukuk!“

„Da haben Sie die Antwort,“ setzte Steinhauer

sarkastisch hinzu. „Es wäre eine Thorheit, wollte ich in meinen alten Tagen noch heirathen.“

Der Makler warf einen Blick auf das Thürchen, welches sehr geräuschvoll sich hinter dem Kukuk schloß, dann ließ er den Blick wieder sinken auf das Antlitz des Seifensieders, welches gerade jetzt einem bunt marmorirten Pappdeckel glich.

„Alle diese Gründe müssen verschwinden vor den Annehmlichkeiten, die Sie in der Ehe finden werden,“ sagte er ruhig. „Dafür, daß der Vogel nicht Recht behält, müssen Sie sorgen, Sie sind ja der Herr im Hause, und wenn Sie unter den Pantoffel kommen, so ist das Ihre eigene Schuld. Man kann zu Zeiten ein sehr liebevoller Ehemann und auch wieder ein sehr strenger Hausherr sein, wenn man's nur am rechten Ende anzufassen weiß. Und was Ihre äußere Erscheinung betrifft, so versichere ich Sie, daß dieselbe keineswegs zurückschreckend ist. Der Geist, die Seele, ist die Hauptsache, nicht das Gesicht. Die Vorzüge der Seele fesseln eine Frau mehr, als die des Körpers. Also frisch gewagt und nachher die Augen offen gehalten.“

Der Seifensieder war vor den Spiegel getreten, er machte einen Versuch, das Indianerhaupt aus den hohen Schultern emporzurichten, aber es gelang ihm nicht, das lange, spitze Kinn sank langsam wieder auf die allzuhoch gewölbte Brust zurück.

„Wenn Sie Recht hätten!“ sagte er leise.

„Und weshalb soll ich nicht Recht haben?“ erwiderte

Schlick in einem Tone, der jeder Behauptung, daß ein solcher Grund vorliege, vorbeugen zu wollen schien. „Befolgen Sie meinen Rath und Sie werden finden, daß er gut ist."

„Wie leichtfertig Sie das sagen!" versetzte der Seifensieder. „Als ob ich nur die Hand auszustrecken brauchte."

„Apropos, kennen Sie meine Tochter?" unterbrach Schlick ihn gelassen.

„Ihre Tochter? Nein."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, sie kennen zu lernen, so lade ich Sie auf heute Abend zu einem einfachen Souper ein, wäre es auch nur, um Ihnen zu beweisen, daß es einfach erzogene, verständige Mädchen giebt, welche auf die äußere Schönheit eines Mannes keinen Werth legen. Ich sage nicht, daß ich wünsche, Sie möchten mein Schwiegersohn werden, in diesem Punkte lasse ich dem Mädchen freien Willen, aber wenn das Schicksal es so fügt, so werde ich nicht mit einem Machtspruch dazwischen treten."

Peter Steinhauer nickte gedankenvoll, er schien die Ehre zu würdigen, welche der Makler ihm zu Theil werden ließ.

„Sie glauben also, daß ich es wagen dürfe?" fragte er.

„Gewiß, wenn ich diese Ueberzeugung nicht hegte, würde ich Sie wahrscheinlich nicht aufmuntern."

„Dann nehme ich Ihre freundliche Einladung mit herzlichem Dank an.“

Der Makler verbeugte sich und reichte dem Seifensieder die Hand.

„Ich erwarte Sie Punkt acht Uhr,“ sagte er, „Sie werden einen sehr angenehmen Abend verleben.“

Steinhauer gab seinem Gast das Geleite und hinter den Beiden her schnarrte der Vogel in der Uhr abermals sein „Kukuk“.

Es war halb acht; der Seifensieder hatte also keine Minute zu verlieren, wenn er auf seine Toilette einige Sorgfalt verwenden wollte.

Man sagt: „Kleider machen Leute“, aber Peter Steinhauer war nicht der Mann, aus dem ein feiner Rock etwas machen konnte.

Wenn auch der Lack auf den zierlichen Stiefeln in tadellosem Glanze strahlte, wenn auch die feine gestickte Leibwäsche ihres Gleichen suchte, wenn auch der Frack und die seidene Weste nach dem modernsten Schnitt verfertigt waren, weder sie, noch die Edelsteine in den Ringen und der Busennadel, noch die schwere goldene Uhrkette und die blauschwarze, glänzende Farbe seiner vortrefflich frisirten Perrücke konnten seiner Physiognomie und seiner ganzen äußeren Erscheinung irgend etwas verleihen, was seine Häßlichkeit minder häßlich erscheinen ließ.

Veronika erschrak unwillkürlich, als dieses Urbild der Häßlichkeit ihr gegenüberstand.

Aber er war der Gast ihres Vaters, sie mußte ihn

höflich, freundlich empfangen, sie durfte ihn nicht fühlen lassen, welchen Abscheu er ihr einflößte.

Sie ahnte nicht, daß ihr Vater diesen Mann ihr zum Gatten bestimmt hatte, sie würde es nicht geglaubt haben, wenn es von anderer Seite ihr mitgetheilt worden wäre.

Der Seifensieder bemühte sich, liebenswürdig zu erscheinen, er kramte seine gesammten Kenntnisse aus und zeigte Herz und Gemüth von ihren besten Seiten und der Makler verfolgte mit boshafter Schadenfreude die Fortschritte, welche Steinhauer in der Gunst Veronika's machte.

Als der Seifensieder sich verabschiedete, bat er um die Erlaubniß, seinen Besuch wiederholen zu dürfen. Schlick gewährte sie ihm mit der Bemerkung, daß er es sich zur Ehre rechnen werde, seinen nunmehrigen Freund recht oft in seinem Hause zu sehen.

Diese Antwort und der Seitenblick, der sie begleitete, weckten in der Seele Veronika's plötzlich bange Ahnungen, und wenige Minuten später sollte sie schon erfahren, daß diese Ahnung sie nicht täuschte.

Als der Makler seinem Gast das Geleite gegeben hatte, kehrte er in das Wohnzimmer zurück, in welchem Veronika sich noch beschäftigte.

„Du hast nun Deinen künftigen Gatten gesehen und wie ich nicht bezweifle, auch kennen gelernt,“ sagte er kühl und gelassen, „ich rathe Dir nun in Deinem eigenen Interesse, Dich mit dem Gedanken an diese Heirath zu

befreunden, die nicht allein Deine Zukunft sicher stellt, sondern Dir auch ein recht freies, angenehmes Leben verspricht. Wenn man diesen Mann zu behandeln weiß, kann man mit leichter Mühe Alles von ihm erlangen, dagegen besitzt er auch die Energie, einen eigensinnigen Widerstand zu brechen."

Mit dem Ausdruck des Entsetzens ruhte der Blick Veronika's auf dem marmorkalten, strengen Antlitz des herzlosen Mannes.

„Es kann Dein Ernst nicht sein, daß ich diesen Mann heirathen soll," erwiderte sie mit bebender Stimme.

„Und weshalb nicht?" fuhr Schlick, ihr in's Wort fallend, fort. „Die äußeren Vorzüge fallen nicht in die Wagschale, Steinhauer ist ein reicher und geachteter Mann, er hält das Seinige zusammen und —"

„Und besäße er alle Schätze der Erde, ich würde ihm meine Hand nicht geben!" rief Veronika in leidenschaftlicher Aufregung.

Der Makler zuckte geringschätzend die Achseln.

„Du wirst Dich an den Anblick dieses Mannes rasch gewöhnen," sagte er kalt, „er ist der Häßlichste nicht."

„Und wäre er ein Adonis, ich würde „nein" sagen! Das Herz läßt sich nicht gebieten."

„Wie Du willst. Dir bleibt nur die Wahl zwischen dieser Heirath und dem Kloster."

Mit flammenden Augen und bebenden Lippen stand das Mädchen dem Vater gegenüber, zu gewaltig hatte er

sie gereizt, sie konnte dem Sturme, der ihre Seele durchbebte, nicht mehr gebieten.

„Was berechtigt Sie, mir diese Wahl zu stellen?“ erwiderte sie in gedämpftem Tone. „*Ich habe mich Ihrem* Willen unterworfen, so lange ich es konnte, nun aber vermag ich es nicht mehr, ich sehe ein, daß Sie absichtlich mein Lebensglück in den Staub treten und vernichten wollen. Diese Absicht zwingt mich, einen Schritt zu thun, den ich gerne vermieden hätte, mag daraus entstehen was will. Ich werde Ihr Haus verlassen und --“

„He — was soll die Sprache?“ fuhr Schlick zornig auf. „Ich werde Maßregeln treffen —“

„Thun Sie es,“ erwiderte Veronika ruhig und fest, „man wird mich gegen Ihre Tyrannei schützen. Sie haben kein Recht an mich, ich bin nicht Ihr Kind.“

Der Eindruck, den die letzten Worte machten, war ein gewaltiger.

Jäh loderte die Gluth des Zornes in den Augen des Maklers auf, ein vernichtender Blitz traf das Mädchen, welches mit muthiger Ruhe die Folgen seiner Kühnheit erwartete.

„Wer hat Dir diese Lüge aufgebunden?“ donnerte er. „Wer hat es gewagt —“

„Ihre Bestürzung und Ihr leidenschaftliches Aufbrausen beweisen mir, daß es keine Lüge ist.“

„Ah — ich errathe, der Justizrath, — die Dokumente — ich werde nicht ruhen, bis ich diesen Mann vernichtet habe. Und was Dich betrifft, so bleibt es bei

der Wahl, die ich Dir gestellt habe, — entweder, oder, ich will sehen, ob ich meinen Willen nicht durchsetzen kann!"

Der Makler eilte nach diesen im Tone der heftigsten Erregung gesprochenen Worten hinaus und als nun auch Veronika in ihr Schlafgemach sich zurückzog, hörte sie, daß die Thüre hinter ihr geschlossen wurde.

Sie war eine Gefangene, es überraschte sie nicht, weil sie erwartet hatte, daß Schlick diese Maßregel treffen würde.

Sie trat an's Fenster, drüben im Zimmer des Schneiders war noch Licht.

Eine halbe Stunde später lag schon ein Billet für Ernst mit der Nachricht des Vorgefallenen in den Händen der Nachbarin, welches am nächsten Morgen in aller Frühe befördert werden sollte.

---

14. Kapitel.

Durch den entschiedenen, fast trotzigen Widerstand Veronika's gereizt, durch ihren Einwurf, daß sie nicht sein Kind sei, bestürzt und erschüttert, wollte Schlick seiner Tochter zeigen, daß er die Macht und das Recht besaß, ihren Eigensinn zu brechen und sie zu zwingen, sich seinem Willen zu unterwerfen.

Er rechnete auf die Unterstützung des Seifensieders, der ja stolz darauf sein mußte, daß ihm die Hand einer so schönen jungen Dame angeboten wurde.

Aber Peter Steinhauer zeigte sich nicht geneigt, auf die Pläne, Vorschläge und Bedingungen seines ehrenwerthen Freundes einzugehen.

Er war nicht so herzlos, so selbstsüchtig und unverständig, dieses schwere Opfer von Veronika zu fordern, ein Opfer, dessen Folgen man ja voraussehen mußte.

Als der Makler in ihn drang, sich mit ihm zu verbünden, als er durch die ablehnende Antwort Steinhauers nur noch mehr gereizt und erbittert, sich zu sarkastischen Bemerkungen verleiten ließ, die mit seinen früheren ermuthigenden Behauptungen sehr in Widerspruch standen, als er sogar die Aeußerung fallen ließ, der Seifensieder sei ein Narr, er möge nur in den Spiegel sehen und sich fragen, ob eine solche Gelegenheit, eine junge schöne Frau zu gewinnen, ihm je wieder geboten werde, da zeigte Steinhauer ihm mit derben Worten die Thüre, und Theodor Schlick hielt es für rathsam, dieser Aufforderung ungesäumt Folge zu leisten.

Während dies in der Wohnung des Seifensieders sich ereignete, der die Zumuthung, sich an einer Schurkerei zu betheiligen, so energisch zurückwies, fiel in dem Hause des Maklers etwas vor, woran der letztere nicht im Traume gedacht hatte.

Schlick hatte sein Haus kaum verlassen, als die Frau des Schneiders Grün ihre Wohnung ebenfalls verließ.

Sie eilte mit unverkennbaren Zeichen der Ungeduld und Aufregung die Straße hinunter und es währte kaum zehn Minuten, als vor dem Hause Schlicks ein Wagen in scharfem Trabe vorfuhr.

Drei Herren stiegen aus; es waren Ernst, der Advokat Schwarz und dessen Schreiber, der rothe Balthasar.

Der letztere zog ungestüm die Hausglocke und als die alte Magd die Thüre mit ängstlicher Vorsicht öffnete, schob Balthasar sie mit einem sehr höflichen Gruße sehr unhöflich bei Seite.

Die alte Magd besaß nicht Geistesgegenwart genug, um in solchem kritischen Augenblick die Situation sofort klar überschauen zu können, ehe sie Zeit fand, es zu verhindern, standen die drei Herren schon vor der Thüre des Schreibzimmers.

„Ah — Herr Schlick ist nicht zu Hause," sagte der Advokat, der rasch einen Blick in das Zimmer geworfen hatte, „gut, führen Sie uns zu der jungen Dame."

Aus den grauen Augen der Alten schoß ein tückischer Blick auf die ungebetenen Gäste, die so dreist befehlend auftraten, als ob sie in ihrem eigenen Hause seien.

„Herr Schlick ist nicht zu Hause," erwiederte sie, „und das Fräulein nimmt keine Besuche an."

„Keine Umstände, wir haben Eile," sagte Ernst; „gehen Sie hinauf und fragen Sie das Fräulein, ob sie unsern Besuch annehmen will." —

„Das ist unnöthig!"

„Wie so?"

„Herr Schlick hat befohlen —"

„Was kümmern uns die Befehle des Herrn Schlick," rief Balthasar, während er sich rasch der Alten näherte, die langsam bis zum Fuße der Treppe zurückwich. „Vorwärts altes Haus, wir haben keine Lust, mit einer solchen alten Festung zu parlamentiren."

Die Magd mochte ahnen, was die ungestümen Eindringlinge bezweckten, sie schien entschlossen zu sein, jede Stiege der Treppe zu vertheidigen.

„Wenn Sie mit dem Fräulein durchaus reden wollen, so warten Sie, bis Herr Schlick zürückkehrt," sagte sie, indem sie die Arme ausbreitete und mit ihren dürren Händen das Geländer der Treppe umklammerte; „ich habe strengen Befehl, es nicht zu dulden, und ich werde es nicht dulden."

„Unsinn!" spottete Balthasar, der als der Vorderste der Alten dicht gegenüber stand. „Begreift Ihr denn noch nicht, daß wir gerade die Begegnung mit diesem Herrn Schlick vermeiden wollen? Du lieber Gott, wie barnirt doch oft die Leute sein können!"

„Nehmt Vernunft an," versetzte Ernst mit wachsender Ungeduld. „Niemand kann uns verwehren, die junge Dame zu besuchen und wenn wir uns auch den Weg durch Gewalt zu ihr bahnen. Wir sind weder Diebe noch Verbrecher anderer Art, was in den nächsten Augenblicken hier vorfallen wird, das geschieht mit Genehmigung Veronika's. Ihr wißt vielleicht nun, wer ich bin, Ihr müßt in diesem Falle auch einsehen, daß wir das Haus nicht verlassen werden, ohne unseren Zweck erreicht zu haben. Also seid so gut und macht keine Umstände, ein gutes Trinkgeld verschmäht Ihr gewiß nicht und Eurem Herrn könnt Ihr später die haarsträubendsten Mittheilungen zu Eurer Entschuldigung machen."

Die alte Magd schüttelte sehr energisch ihr eckiges

Haupt; sie schien das Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben, dem guten Trinkgelde vorzuziehen.

„Machen wir kurzen Prozeß," sagte der Advokat leise zu seinem Schreiber, „wir verlieren die kostbaren Augenblicke nutzlos."

Balthasar umschlang die Alte, ehe sie sich dessen versah, mit seinen Armen und drückte sie so kräftig an sich, daß sie nicht einmal einen Schrei auszustoßen vermochte.

Die beiden Freunde eilten dann hinauf, um das Zimmer zu suchen, in welchem Veronika gefangen gehalten wurde.

„Verhaltet Euch ruhig," sagte Balthasar, als die Magd den Versuch machte, sich aus der Umschlingung zu befreien, „mir ist es wahrhafttg auch nicht angenehm, mit Euch in eine so nahe Berührung zu kommen, aber was will man machen? Das ist die Art, mit Hexen umzugehen, sagt Göthe, mir wäre es lieber gewesen, Ihr hättet das Trinkgeld angenommen und mich nicht in die unangenehme Lage versetzt."

„So laßt mich doch," stöhnte die Alte, „ich kann keinen Athem holen."

„Geduld, nachher findet Ihr Zeit genug, das Versäumte nachzuholen. Ihr müßt doch selbst einsehen, daß ich Euren Wunsch augenblicklich noch nicht erfüllen kann. — He, wie grimmig Ihr mich anseht! Wißt Ihr, mit welchen Augen die Eurigen Aehnlichkeit haben? Mit denen einer Schlange, die ein Kaninchen verzehren will. Bah, ich bin kein Kaninchen, und wenn Ihr auch eine Schlan-

gennatur habt, bändigen kann ich Euch doch. Glaubt Ihr, daß Ihr in Eurer Jugend einmal hübsch gewesen seid? Ich glaube nicht, denn Eure Nase ist zu lang und Euer Kinn zu spitz dazu! Wißt Ihr, an jenem Abend, an welchem Ihr mich so glänzend an die Luft gesetzt habt, wollte ich mit Euch ein zartes Verhältniß anknüpfen, — schade, daß Ihr's so eilig hattet, die Liebeserklärung würde Eurem mit Pergament überzogenen Herzen wohl gethan haben."

Die Alte ächzte und stöhnte, Balthasar umschlang sie nur noch inniger, er wußte, daß Alles verloren war, wenn es ihr gelang, sich zu befreien und auf die Straße hinaus zu laufen.

Oben hörte man Thüren öffnen und zuschlagen, bald darauf auch die Stimme Veronika's.

„Nur noch einen kurzen Augenblick," sagte der Schreiber, „sobald die junge Dame in Sicherheit ist, hat diese zärtliche Umarmung ihr Ende erreicht, und Euch bleibt nichts zurück, als die Erinnerung an einen der schönsten Augenblicke Eures Lebens."

Die beiden Freunde und Veronika kamen jetzt herunter, Ernst, der Veronika führte, schritt rasch an der seltsamen Gruppe vorbei, deren Anblick dem Mädchen zu einem recht herzlichen Lachen Veranlassung gab.

Der Advokat blieb am Fuße der Treppe stehen.

Als die Hausthüre hinter den Beiden sich geschlossen hatte und man draußen den Wagen davon rollen hörte, gab er seinem Schreiber einen Wink, und den ersten freien

Athemzug, den die Alte that, benutzte sie dazu, eine Fluth von Verwünschungen, Drohungen und Schimpfworten auf die Beiden niederregnen zu lassen.

„Beruhigt Euch,“ sagte der Advokat kurz angebunden, als die Magd eine Pause machte, „ich werde hier Euren Herrn erwarten und selbst ihm mittheilen, was während seiner Abwesenheit vorgefallen ist.“

Er beauftragte seinen Schreiber heim zu gehen und trat dann in das Schreibzimmer, um hier den Vater Veronika's zu erwarten.

Theodor Schlick befand sich bei seiner Heimkehr in einer Stimmung, daß er die ganze Menschheit, mit Ausnahme seiner eigenen höchst schätzenswerthen Person, hätte vergiften mögen.

Und die Nachrichten, welche schon hinter seiner Hausthür ihn ungeduldig erwarteten, waren wahrlich nicht geeignet, ihn zu erheitern und die finsteren Gewitterwolken von seiner Stirne zu scheuchen.

Die alte Magd schmückte ihre Mittheilungen mit allen erdenklichen und erlogenen Einzelheiten aus, sie schien ein ganz besonderes Vergnügen darin zu finden, den giftgetränkten Pfeil dem Makler recht tief in's zuckende Herz zu treiben.

Bebend vor Wuth mit dem Blick eines gereizten Tigers trat Theodor Schlick in sein Schreibzimmer.

Er hätte sich auf den Advokat stürzen und ihn zerreißen mögen, und er würde vielleicht den Versuch dazu

gemacht haben, wenn ihm die nöthige physische Kraft verliehen gewesen wäre.

„Sie sind gewaltsam in mein Haus eingedrungen," rief er mit heiserer Stimme, „Sie haben —"

„Wenn Sie das Alles bereits wissen, so ist es unnöthig, noch viele Worte darüber zu verlieren," unterbrach Schwarz ihn mit gelassener Ruhe. „Die Gründe, die meinen Freund zu diesem allerdings gesetzwidrigen Schritt bewogen haben, liegen so nahe, daß —"

„Ah — Sie selbst nennen ihn gesetzwidrig! Sie werden ihn bitter bereuen! Vor den Schranken des Gerichts werde ich Rechenschaft fordern, Sie öffentlich an den Pranger stellen, durch die Polizei das entführte, bethörte Mädchen zurückholen lassen —"

„Ereifern Sie sich nicht zu sehr, mein Bester, noch ist nicht aller Tage Abend," fuhr der Advokat ernst fort. „Können Sie beweisen, daß Fräulein Veronika ihre Tochter ist? Ich glaube nicht, wir wenigstens können beweisen, daß sie es nicht ist."

„Alberne Lügen, dem Hirn eines Unzurechnungsfähigen entsprungen!"

„Urtheilen Sie darüber wie Sie wollen, wir werden nicht ruhen, bis das Geheimniß ganz enthüllt ist. Was Fräulein Veronika betrifft, so hat sie bereits eine Heimath gefunden; sollte es Ihnen einfallen, Ihre vermeintlichen Rechte an Sie geltend machen zu wollen, so wird der Polizeipräsident nach einer kurzen Unterredung mit mir Ihnen voraussichtlich seinen Beistand verweigern. Das

ist es, was ich Ihnen sagen wollte, richten Sie sich danach und vergessen Sie nicht, daß Sie als Einzelner einer geschlossenen Phalanx gegenüberstehen, die zu durchbrechen Ihnen niemals gelingen wird. Adieu!“

Theodor Schlick war verwirrt, bestürzt. Er hatte geglaubt, diesen Mann mit seinen Drohungen einschüchtern zu können; nun war er selbst eingeschüchtert und manche sehr ernste Befürchtungen in seiner Seele geweckt worden.

Die feste entschlossene Ruhe, mit welcher der Advokat seine Vorwürfe zurückgewiesen und seine eigenen Vorsätze enthüllt hatte, mußte ihm beweisen, daß seine Gegner nicht müßig gewesen waren, daß sie langsam und sicher das Netz um ihn spannen, in welchem sie ihn zum Fall bringen wollten.

Er haßte sie Alle, leidenschaftlich, glühend, er würde sein halbes Vermögen freudig geopfert haben, um diesen Haß tilgen zu können.

Und mit welcher rasenden Wildheit würde die Gluth seines Hasses und seiner Wuth emporgelodert sein, wenn er Zeuge gewesen wäre der wahren herzlichen Liebe, mit welcher Veronika in dem Hause der Tante Therese empfangen wurde; wenn er gesehen hätte, mit welcher Innigkeit die alte Dame das Mädchen an ihr Herz drückte, mit welcher Liebe Emma sie umarmte und küßte.

Da fiel kein Wort des leisesten Vorwurfes, nur Liebe, eine warme, theilnehmende und opferfreudige Liebe fand Veronika im Kreise dieser edlen opferfreudigen Menschen,

die, selbst Frau Harkort nicht ausgeschlossen, alle ihren Schritt billigten und sich bemühten, ihr eine andere schönere Heimath zu bereiten.

Später fand auch der Advokat sich ein, und seine Mittheilung, daß er durch seine Erklärung den Makler eingeschüchtert habe, trug viel zur Beruhigung Veronika's bei, die ernstlich befürchtete, Schlick werde durch die Behörde sie auffordern lassen, zu ihm zurück zu kehren.

---

15. Kapitel.

Die Nachbarn hatten fast alle den Wagen vor der Thüre des Maklers bemerkt und gesehen, daß Veronika in Begleitung eines jungen Herrn von dannen fuhr.

Dem Kupferschmiede und dem Schuster hatte das Veranlassung zu Vermuthungen gegeben, die der Wirklichkeit sehr nahe kamen, und da der Schuster seine Neugierde befriedigt sehen mußte, so überwand er sogar seinen Groll gegen den Flickschneider und dessen Gattin so sehr, daß er seinen Schwur, die Schwelle dieses „heimtückischen Volks" nicht mehr zu überschreiten, brach.

Und der Flickschneider war von diesem Beweise der Versöhnlichkeit so innig gerührt, daß er seinem Nachbar haarklein Alles erzählte, was in den jüngsten Wochen sich in dem unheimlichen Hause ereignet hatte.

Der Schuster hatte zwar manches geahnt, aber die Mittheilungen des redseligen Nachbars überraschten ihn dennoch, sie veranlaßten ihn zu der vorsichtig in zweideu-

tige Worte eingekleideten Aeußerung, daß es mit dem spurlosen Verschwinden Grimm's wohl nicht seine Richtigkeit habe.

Der Schneider nickte dazu und meinte, man müsse Geduld haben, mit der Zeit komme ja Alles einmal an den Tag und dem Makler sehe das böse Gewissen aus den Augen.

Während die Beiden sich so eifrig mit einander unterhielten und die Frau des Schneiders hier nnd da auch einige sehr schwer wiegende Worte einwarf, saß Frau Hauer in ihrer Stube am Fenster.

Sie wußte was drüben vorging, es war ihr gelungen, der Frau des Schneiders die Zunge zu lösen und das Geheimniß Veronika's zu erforschen.

Sie sah den Wagen fortfahren; sie bemerkte, was allen anderen Nachbarn entgangen war, daß einer der Herren im Hause zurückblieb, sie sah den Makler heimkehren und ihr scharfes Ohr vernahm etwas von dem Wortwechsel, der drüben zwischen den Beiden sich entspann.

Als der Advokat hinausgegangen war, erhob die alte Frau sich. Sie trat vor den Spiegel und warf einen Shawl um, dann verließ sie das Haus leise, vorsichtig, als ob sie Niemand wissen lassen wollte, wohin sie ging.

In ihrem Gesicht prägte sich eine ernste, fast düstere Entschlossenheit aus, es lag in dem scharfen strengen Blick ihrer Augen etwas Feindseliges, was auf einen verborgenen, lang genährten Haß schließen ließ.

Sie ging über die Straße und zog am Hause des Maklers die Glocke.

Die Magd öffnete, Frau Hauer ging, ohne sie eines Grußes oder Blickes zu würdigen, an ihr vorbei in's Schreibzimmer, in welchem Schlick mit verschränkten Armen, das Haupt auf die Brust gesenkt, langsam auf- und abwanderte.

Wenn plötzlich aus heiterm Frühlingshimmel ein Blitzstrahl vor dem Makler niedergefahren und mit einem betäubenden Knall in den Boden hineingeschlagen wäre, Theodor Schlick hätte nicht entsetzter sein können, wie er es beim Anblick dieser Frau war.

Stier, als ob er einen Geist sähe, ruhte sein Blick auf ihr, der Schweiß trat in großen Tropfen vor seine Stirn und eine erdfahle Blässe überzog seine hageren Wangen.

„Ich sehe, Ihr kennt mich noch," sagte Frau Hauer mit einer so kühlen Gelassenheit, als ob ihr Besuch nur einer unbedeutenden Geschäftssache gelte. „Eure Bestürzung verräth mir, daß Ihr nicht erwartet und gewünscht habt, mich je wieder zu sehen."

Sie ließ sich auf einen Stuhl nieder und blickte den Makler mit einer Schadenfreude an, die etwas tückisch Boshaftes hatte.

Theodor Schlick war nicht der Mann, der so rasch seine Geistesgegenwart verlor.

Nachdem er seine Bestürzung überwunden hatte, dachte er darüber nach, wie er diese Frau empfangen sollte.

Er hatte seinen Plan sehr rasch entworfen, und daß er sich von demselben den gewünschten Erfolg versprach, bewies das zuversichtliche Lächeln, welches seine starren Züge wieder belebte.

„Weshalb soll ich ein solches Wiedersehen nicht erwartet und gewünscht haben?“ erwiederte er ruhig. „Es ist ja schon mancher nach langer Abwesenheit von drüben zurückgekommen, und wenn ich bei Eurem Anblick bestürzt war, so trägt daran wohl nur die vorhergegangene Aufregung die Schuld.“

„Oder Euer böses Gewissen!“ warf Frau Hauer ein, und ihr Achselzucken verrieth, wie sicher sie ihrer Sache war. „Euer böses Gewissen hat damals nach dem Tode der Frau und des Kindes Eures Freundes Euch bewogen, mich zur Auswanderung zu zwingen, mir ist das Alles später klar geworden.“

„In der That?“ spottete Schlick. „Wäret Ihr hier geblieben, so würdet Ihr in's Zuchthaus gekommen sein.“

„Durch wen?“

„Durch wen? Wollt und könnt Ihr leugnen, daß Ihr den Diebstahl begangen hattet?“

„Und wer hatte allein Kenntniß davon?“ fragte die alte Frau scharf. „Ihr? Und Ihr drohet mir, die Sache anzuzeigen, Ihr ließt mir nur eine Wahl, die zwischen der Auswanderung und dem Gefängnisse. Weshalb thatet Ihr das? Weil Ihr Gründe hattet, mich zu fürchten, weil Euer böses Gewissen Euch sagte, ich könne mehr wissen, als Euch lieb sei.“

Der Makler schüttelte gleichmüthig das Haupt.

„Ich wüßte nicht, weshalb ich Euch hätte fürchten sollen," sagte er ruhig. „In Eurem Interesse handelte ich und Ihr sahet das damals auch ein. Das Geld war entwendet, Ihr hattet es gestohlen." —

„Ich that es in einem Augenblicke der Verzweiflung, mein krankes Kind mußte ärztliche Hülfe haben und ich hatte nicht so viel, um im Spitale —"

„Gleichviel, Ihr hattet den Diebstahl begangen," fuhr Schlick fort. „Wenn Grimm zurückkehrte und die Hinterlassenschaft seiner Frau ordnete, mußte er es entdecken, und dann war Eure Ehre und Eure Freiheit verloren. Das sahet Ihr ein und deshalb nahmt Ihr meinen Rath an, ich hatte weiter kein Interesse dabei."

„So sagtet Ihr damals," entgegnete Frau Hauer, dem herzlosen Manne einen Blick des Hasses zuwerfend; „ich mußte Euch glauben, weil der Zustand fieberhafter Aufregung, in welchem ich mich befand, mich nicht zu ruhigem Nachdenken kommen ließ. Ihr gabt mir das Reisegeld und die Mittel, drüben einige Wochen zu leben. Weshalb das? Wenn das nicht in Eurem Interesse lag, daß ich Europa verließ, weshalb opfertet Ihr die namhafte Summe? Aus Theilnahme und Mitleid? Ihr habt nie das Mitleid gekannt, nie an dem Schicksal Anderer Antheil genommen!"

„Seid Ihr deshalb nach zwanzig Jahren zurückgekehrt, nur um mir dies zu sagen?" fragte der Makler sarkastisch.

„Nein," fuhr Frau Hauer mit scharfer Betonung fort, „drüben hatte ich ein gutes Einkommen und es wäre mir wahrlich nicht eingefallen, die weite Reise zu machen, nur des Vergnügens wegen, Euch noch einmal zu sehen, wenn nicht der Zufall mich plötzlich mit einem alten Bekannten zusammengeführt hätte."

Die letzten Worte machten einen sichtbaren Eindruck auf den Makler: man konnte in seinem Blick lesen, obgleich er mit einer geheimen Angst und Unruhe das Weitere erwartete.

Der alten Frau konnte dieser Eindruck nicht entgehen, sie beobachtete den Mann scharf, ihr forschender Blick ruhte unverwandt auf ihm.

„Ich war Haushälterin in einem Gasthofe Newyorks," fuhr sie fort; „eines Abends begegnete ich auf der Treppe einem Manne, den ich sofort erkannte, trotzdem ich ihn seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatte. Soll ich Euch seinen Namen nennen? Ich glaube, es ist unnöthig, Ihr werdet bereits wissen, wer es war. Ihr werdet auch wissen, daß dieser Mensch die Spirituosen liebt, und daß man ihm, wenn man seine Schwächen kennt, mit leichter Mühe die Zunge lösen kann. Ihr müßt das wissen, denn er war Euer Vertrauter, Eure rechte Hand. Weshalb sollte ich diese Gelegenheit, über meine alten Bekannten etwas Näheres zu erfahren, nicht benutzen? — Aber Mann, Ihr zittert ja wie Espenlaub, setzt Euch doch!" —

Der Makler bebte in der That an allen Gliedern,

sein Gesicht war weiß wie frisch gebrannter Kalk und seine Augen blickten so stier, als ob sie in die innersten Tiefen der Seele dieser Frau hineindringen wollten.

„Es ist nichts," sagte er, indem er die nasse Stirn trocknete, „ich habe vorhin Aerger gehabt. Uebrigens, wenn es der Mensch war, den ich meine, so mache ich Euch darauf aufmerksam, daß mich derselbe betrogen hat und aus Furcht vor der Strafe heimlich entwichen ist. Es ist möglich, daß mich derselbe zu verläumden sucht, wo er nur kann, mich sollte nicht wundern, wenn er in seinem Hasse gegen mich Euch die großartigsten Lügen aufgebunden hätte."

„Er that es nicht," entgegnete Frau Hauer ruhig, „er ließ nur halbe Worte fallen, trotz seinem Rausch wollte er mit der Sprache nicht heraus. Aber ich weiß genug, und was ich nicht weiß, das errathe ich. Weshalb gab dieser Mensch sich für einen Andern aus, wenn er keinen besonderen Zweck dabei hatte?"

„That er das?" fragte Schlick erstaunt.

„Als ob Ihr es ihm nicht befohlen hättet!"

„Unsinn. Er that es, um der Verfolgung zu entgehen."

„Also deshalb schrieb er an Euch von Havre."

„Weib — seid Ihr toll?" fuhr der Makler auf. „Laßt mich in Ruhe, ich habe weder mit Euch, noch mit jenem Manne etwas zu schaffen."

Frau Hauer erhob sich. „Nach einem dreitägigen Aufenthalt in unserm Gasthofe hat der Mann sich wieder

entfernt," sagte sie, „später ließ der Consul und ein Jurist ihm nachforschen, aber Niemand wußte, wohin er sich gewandt hatte. Auch das lag in dem Plane."

„Was kümmern mich Eure albernen Vermuthungen!" unterbrach Schlick sie rauh, und so sehr er sich auch bemühte, ruhig und unbefangen zu scheinen, wollte es ihm doch nicht gelingen, die wachsende Erregung ganz zu verbergen. „Der Mann hat mich betrogen und die Flucht ergriffen, um sich der Strafe zu entziehen; was er drüben gethan hat, weiß ich nicht, verlange es auch nicht zu wissen."

Ein Zug bitteren Hohnes glitt über das Gesicht der alten Frau.

„Wie vortrefflich Ihr in der Kunst der Verstellung bewandert seid!" spottete sie. „Ihr würdet mir gegenüber die Mühe sparen, wenn Ihr wüßtet, welchen Beweis ich gegen Euch besitze! Erinnert Ihr Euch vielleicht des Briefes, den Ihr jenem Vagabund, denn ein Vagabund war er, nach Newyork geschrieben habt? Der Brief traf zu spät ein, der Adressat hatte den Gasthof schon verlassen. Wieder wollte der Zufall, daß dieser Brief in meine Hände fiel. Ich erkannte auf der Adresse Eure Handschrift und errieth sofort, daß der Brief den Schlüssel zu manchem Geheimniß, welches ich noch nicht erforschen konnte, bergen mußte. Ich habe diesen Brief gelesen und weiß nun, daß er einen unschätzbaren Werth hat."

In den Augen des Maklers loderte eine wilde, verzehrende Gluth sich auf.

Er warf die Maske ab, weil er sich nicht mehr behaupten konnte und weil sie ohnehin keinen Werth mehr für ihn besaß.

Lange ruhte sein glühender Blick durchdringend auf dem kalten, strengen Antlitz der alten Frau, die durch alle seine Pläne so kühn und trotzig einen vernichtenden Strich zog.

Es galt jetzt, einen andern Plan zu entwerfen; nur zwei Wege blieben ihm, entweder die gefährliche Gegnerin zu vernichten, oder ihr Schweigen zu erkaufen.

„Ihr habt den Brief unterschlagen," sagte er mit hohler dumpfer Stimme, „es ist das zweite Verbrechen, welches Euch ins Zuchthaus bringen kann. Daß der Brief Werth für mich hat, kann ich nicht leugnen, Ihr seid in dieser Beziehung zu erfahren, als daß Ihr mir nicht Glauben schenken würdet. Gut, wie viel fordert Ihr für diesen Brief?"

Frau Hauer schüttelte ablehnend das Haupt, dem lauernden Blick des Maklers begegnete sie mit einer Ruhe, die diesen schon jetzt erkennen lassen mußte, daß er auf diesem Wege seinen Zweck nicht erreichte.

„Ich kam nicht hieher, um ein Geschäft zu machen," erwiderte sie gemessen, „gebt Euch also keine Mühe, den Brief werdet Ihr nicht zurückerhalten."

„Bah — Redensarten, die mich auf eine hohe Forderung vorbereiten sollen!"

„Keineswegs."

„Wenn Ihr eines Geschäfts wegen die weite Reise nicht gemacht habt, weshalb kamet Ihr hieher?"

„Um über eine Sache Aufschluß zu fordern, die mir noch dunkel ist."

„Zu fordern?"

„Ja."

„Und dafür wollt Ihr den Brief opfern?"

„Nein."

„Aber zum Teufel, was wollt Ihr denn eigentlich hier?" rief Schlick ungeduldig.

„Ich sagte es, Aufschluß über eine dunkle Sache. Ich will wissen, weshalb ich abermals auswandern mußte. Ohne Ausflüchte, ich weiß, daß Ihr ein Interesse dabei hattet und ich vermuthe fast —"

„Bleibt mir mit Euren Vermuthungen vom Leibe, ich kann Euch keinen andern Aufschluß geben, und wenn ich es könnte, thäte ich's nicht."

„Ach, das war wenigstens ehrlich gesprochen."

„Nein, ich thäte es nicht," fuhr Schlick mehr und mehr sich ereifernd fort. „Bin ich denn ein Schulbube, den Ihr aushorchen könnt? Wenn Ihr's mir zu toll treibt, vernichte ich Euch, noch hat Niemand gewagt, mir in den Weg zu treten, den ich nicht in den Staub geschleudert hätte! Wollt Ihr Euren Vortheil wahren, so fordert eine angemessene Summe für den Brief, dann aber macht, daß Ihr wieder hinüberkommt, ich scherze nicht lange mit Leuten, denen ich nicht trauen darf, die mir vielleicht gefährlich werden können."

Wenn der Makler glaubte, durch diese kategorische Sprache die alte Frau einschüchtern zu können, so sollte er erfahren, daß er in dieser Hoffnung sich täuschte.

Frau Hauer warf ihm einen Blick zu, der beweisen mußte, daß sie seine Drohungen nicht fürchtete.

„Ihr habt Bedenkzeit bis morgen Abend,“ sagte sie kalt, „bis dahin will ich warten. Ich ahne die Verbrechen, welche Euer Gewissen belasten und Ihr dürft nicht hoffen, daß ich Mitleid mit Euch haben werde, wenn ich für die Richtigkeit meiner Ahnungen Beweise finde. Ihr fragt vielleicht, weshalb ich hierher gekommen sei, um Euch das zu sagen, weshalb ich nicht sofor Schritte zu Eurer Verhaftung gethan habe. Der Grund ist einfach. Wenn das Wesen noch lebt, welches Ihr um Alles betrogen habt, so muß es in seine Rechte wieder eingesetzt werden, und da ich fürchte, daß Ihr der Einzige seid, der darüber Auskunft geben kann, so ziehe ich einen gütlichen Vergleich vor. Wollt Ihr, so bin ich geneigt, das Geheimniß zu bewahren. Darüber mögt Ihr nun mit Euch zu Rathe gehen.“

Theodor Schlick sank vernichtet auf seinen Sitz zurück, als die alte Frau sich, ohne ihn eines Grußes zu würdigen, entfernt hatte.

In dumpfem Brüten starrte er eine geraume Weile vor sich hin, ihm war zu Muthe wie Einem, der Schiffbruch erlitten und sein ganzes Vermögen dabei verloren hat.

Alle seine Pläne drohten zu scheitern, er war ver=

loren, wenn er keine Mittel fand, diese Frau unschädlich zu machen.

Und wie konnte er das?

Sollte er die Behörde auf sie aufmerksam machen?

Es war ihm am Ende ein Leichtes, durch irgend eine Verläumdung ihre Verhaftung zu erwirken, aber mußte sie dann nicht sofort errathen, wem sie das verdankte?

Und war in diesem Falle nicht vorauszusehen, daß sie ohne Zögern gegen ihn auftrat?

Wenn das letztere geschah, war seine Verhaftung unausbleiblich, der Brief, dessen Inhalt er sich genau entsann, enthielt Beweise, die er nicht widerlegen konnte. Jetzt schalt er sich einen wahnsinnigen Thor, daß er jenen Brief geschrieben hatte, aber war er dazu durch die Umstände nicht gezwungen worden?

Wurde er verhaftet und die Untersuchung eingeleitet, so mußte die ganze Vergangenheit an's Tageslicht gezogen werden, und wer konnte wissen, welche Verdachtsgründe die Dokumente enthielten, die sich in den Händen des Justizraths befanden! —

Der Makler fuhr von seinem Sitz empor, vor ihm stand der Schreiber Harkorts, dessen Kommen er nicht bemerkt hatte.

„Wie steht's mit den Papieren?“ fragte er barsch. „Ich muß sie haben, heute noch, hört Ihr? Wenn ich sie nicht spätestens morgen Abend erhalte, so haben sie keinen Werth mehr für mich, dann lasse ich Euch augenblicklich pfänden.“

Heinrich Freudenreich zuckte bedauernd die Achseln.

„Wenn's geht!" erwiderte er.

„Es muß gehn, ich will es," fuhr Schlick fort. „Hütet Euch, wenn Ihr den Falschen spielt, seid Ihr verloren. Weshalb kommt Ihr hieher?"

„Der Herr Justizrath schickt mich zu Ihnen," entgegnete der Schreiber so unterwürfig und demüthig, als ob er ganz von der Gnade des Maklers abhänge.

„Er?" höhnte Schlick. „Was will er?"

„Er läßt fragen, ob Sie gesonnen seien, den Schutz der Gesetze gegen Fräulein Veronika zu beanspruchen."

„Gewiß! Durch die Gensd'armen lasse ich sie zurückholen, wenn sie nicht freiwillig kommen will."

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen vor.

Es war keine Equipage, sondern der Lieferwagen des Seifensieders.

„In diesem Falle läßt der Herr Justizrath Sie darauf aufmerksam machen, daß er mit der Behörde unter Vorlegung der bewußten Dokumente Rücksprache nehmen werde," sagte Freudenreich im Tone herzlichen Bedauerns.

„Da haben wir's!" rief Schlick wüthend. „Diese Dokumente machen mich noch wahnsinnig! Sagen Sie dem Justizrath, er möge —"

„Eine Empfehlung von Herrn Steinhauer," sagte der eintretende Knecht, indem er dem Makler einen Brief überreichte. „Wir bringen zehn Faß schwarze und sechs Kisten weiße Seife."

„Scheert Euch zum Teufel!" schrie der Makler,

kirschroth vor Wuth. „Euer Herr ist ein Lump, mit dem ich nichts zu schaffen habe."

„Schön," erwiderte der Knecht ruhig, über dessen breites, behäbiges Gesicht ein maliciöses Lächeln glitt, „ich werde die Bestellung pünktlich ausrichten. Aber mitnehmen thue ich die Seife nicht mehr, wir haben von dem Zeug noch genug zu Hause. Also wohin soll ich sie schaffen?"

Der Makler zitterte an allen Gliedern, seine Hand umklammerte die schwere Streusandbüchse, er schien den kühnen Vorsatz zu haben, sie als Wurfgeschoß zu benutzen.

Aber die trotzig herausfordernde Haltung des breitschultrigen Mannes, der diesen Vorsatz zu ahnen schien, die heitere Ruhe, mit welcher er die Ausführung desselben erwartete, und die Ueberzeugung, daß der hagere Schreiber der Erste war, der die Flucht ergriff, das Alles bewirkte, daß Schlick sich eines Besseren besann und seiner Kampfeslust Schranken setzte.

„Ich will die Seife nicht," sagte er trotzig, „mit einem Lump mache ich keine Geschäfte."

„So werde ich die Fässer und Kisten für ihre Rechnung und Gefahr vor dem Hause abladen," erwiderte der Knecht kurz angebunden, „Sie haben die Waare bestellt und müssen sie nun auch annehmen."

Heinrich Freudenreich hatte sich schon vorher entfernt, der Makler war wieder allein.

Das ganze, in seinen Fundamenten schon erschütterte

Gebäude drohte über ihm zusammenzustürzen und unter den Trümmern ihn zu begraben.

Unbekümmert um die Knechte des Seifensieders, die mit manchem derben Scherz und mancher schadenfrohen, beißenden Bemerkung die Fässer und Kisten vor dem Hause abluden, ging Theodor Schlick aus.

Er hatte einen Entschluß gefaßt, den einzigen, der ihn noch retten konnte.

Als er eine kurze Strecke entfernt war, verließ auch der Schneider sein Haus, um ihm zu folgen.

Wenn der Makler geahnt hätte, daß ein Spion der Frau Hauer ihm auf den Fersen war, würde er mit größerer Vorsicht zu Werke gegangen sein.

Aber da er das nicht ahnen konnte und deshalb auch eine besondere Vorsicht überflüssig hielt, so wußte Frau Hauer schon eine Stunde später, daß Theodor Schlick bei einem Banquier und darauf im Paßbureau gewesen war.

Das genügte ihr, sie wußte jetzt, welchen Vorsatz der Makler hegte, sie wußte auch, daß sie nun keinen Augenblick verlieren durfte, wenn sie den Zweck ihrer Reise nicht verfehlen wollte.

---

16. Kapitel.

Der Justizrath hatte Anfangs die Entführung Veronika's nicht gebilligt, dann aber zugegeben, daß er in ähnlichem Falle selbst nicht anders gehandelt haben würde.

Den Bitten seines Sohnes nachgebend, besuchte er

am Nachmittage das Mädchen im Hause der Tante Therese und als er nun das Mädchen kennen lernte, gestand er offenherzig, daß er mit der Wahl seines Sohnes ganz zufrieden war.

Wie war dies auch anders möglich!

Die Bescheidenheit und Herzensgüte Veronika's, ihre Sanftmuth neben einer energischen Willenskraft, wenn es galt, die heiligsten Rechte der Menschheit zu vertheidigen, ihre gediegene Bildung und die Einfachheit in ihrer äußeren Erscheinung mußten ja einen durchaus günstigen Eindruck auf den alten Herrn machen, der nichts so sehr verabscheute, als Hoffahrt und ein geziertes Wesen.

Im Laufe der Unterhaltung bat Veronika um nähere Aufklärung über das Geheimniß ihrer Geburt und der Justizrath hielt es aus verschiedenen Gründen rathsam, ihr das mitzutheilen, was er bereits erfahren hatte.

Es waren allerdings nur Vermuthungen, aber sie stützten sich auf triftige Gründe und ihre Mittheilung bereitete Veronika nicht allein auf die kommenden Dinge vor, sie beseitigte auch ihre letzten Bedenken in Bezug auf ihren Bruch mit dem Makler.

Als der Justizrath in der Abenddämmerung heimkehrte, berichtete Freudenreich ihm, eine Frau Catharine Hauer sei schon einigemale da gewesen, um in einer sehr wichtigen und dringenden Angelegenheit Rücksprache mit ihm zu nehmen, sie habe hinterlassen, daß sie jedenfalls am Abend noch einmal kommen werde, da sie unter allen Umständen mit ihm reden müsse.

Außerdem hatte der Untersuchungsrichter ihn bitten lassen, schleunigst sich in's Gefängniß zu verfügen und dort einen vor mehreren Wochen entwichenen, inzwischen wieder eingefangenen Verbrecher zu besuchen, der ihm seine Vertheidigung anzuvertrauen wünsche.

Der Justizrath Harkort war ein streng gewissenhafter Mann, die Erfüllung seiner Pflichten als Mensch, wie als Beamter war für ihn eine Ehrensache.

Er beauftragte seinen Schreiber, die Frau, wenn sie wiederkomme, zu bitten, daß sie warten möge, er werde aus dem Gefängniß unverzüglich zurückkehren.

Ein angenehmer Gang war es für ihn nicht, er übernahm nicht gerne die Vertheidigung eines schon bestraften Verbrechers, weil er die Verstocktheit und Rohheit dieser Leute aus Erfahrung kannte.

Der Schließer führte ihn ins Sprechzimmer, wenige Minuten später trat der Gefangene ein.

Das selbstbewußte, fast trotzige Auftreten und die echte freche Gaunerphysiognomie dieses Mannes nahm den Justizrath sofort gegen ihn ein, er sah voraus, daß er bei dieser Vertheidigung keine Lorbeeren ernten konnte.

„Ihr seid Hans Sturm?“ fragte er kurz angebunden, nachdem er in die Tabackdose griff und dabei den Gefangenen scharf und forschend anblickte. „Der Herr Richter theilte mir mit, daß Ihr wünschtet, ich möge Eure Vertheidigung übernehmen.“

„So ist es, Herr Justizrath,“ erwiderte Sturm, der

durch seine Sprache verrieth, daß er in seiner Jugend eine gute Erziehung genossen hatte. „Ich wurde vor einem Jahre wegen Wechselfälschung zu dreijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, es gefiel mir hier nicht, ich suchte und fand Gelegenheit zu entweichen. Das war Anfangs August und ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß ich während der kurzen Zeit meiner Freiheit kein Verbrechen, nicht einmal einen einfachen Diebstahl begangen habe. Ich hatte das auch nicht nöthig. Ein guter Freund, dem ich vor meiner Verhaftung Geld geliehen hatte, war so ehrlich, mir die Summe unverkürzt zurückzuzahlen, davon lebte ich, und ich würde ausgewandert sein, wenn es mir gelungen wäre, die Mittel dazu zu erhalten."

„Ganz gut," sagte der Justizrath, der das Kinn auf den Knopf seines Stockes gestützt, den Gefangenen unverwandt beobachtete. „Was hat das Alles mit der Vertheidigung zu thun? Ich habe die Acten noch nicht gelesen, werde das später nachholen, aber ich denke nur, daß —"

„Man beschuldigt mich, einen Raubmord begangen zu haben, so wahr Gott lebt, ich bin unschuldig."

„Das sagen Alle!"

„Viele, ich gebe es zu, aber ich lüge nicht."

Der Justizrath schüttelte den Kopf, er kannte diese stereotypen Redensarten.

„Wann ist der Raubmord verübt worden?" fragte er.

„In der Nacht vom achten auf den neunten August."

„Ach — ich entsinne mich. Die Magd des Kauf-

manns Klauer wurde ermordet und die Casse des Kaufmanns geleert."

„Es mag sein, ich weiß es nicht, die Einzelnheiten des Verbrechens sind mir erst durch den Untersuchungsrichter bekannt geworden. Der Kaufmann, dessen Kommen den Raubmörder verscheucht hat, will in mir den Verbrecher erkennen. Wie kann er das? Der Mörder soll eine Halbmaske getragen haben, als der Kaufmann in das Comptoir trat, stürzte der Verbrecher sich auf ihn mit gezücktem Dolche, der Hausherr wich zurück und der Mörder entfloh."

Der Justizrath nickte.

„Ich kenne den Hergang," sagte er, „aber so aus der Luft heraus greift Klauer das nicht, er muß doch irgend etwas seinem Gedächtnisse eingeprägt haben, woran er jetzt den Mörder wieder erkennt."

„Und ich sage Ihnen, er hat es aus der Luft gegriffen, oder es liegt eine Aehnlichkeit des Verbrechers mit meiner Person vor, die ihn irre führt!" rief der Gefangene trotzig.

„Ich habe das Verbrechen nicht begangen."

„Ruhig, mein Bester," unterbrach der alte Herr ihn streng, „in diesem Tone zu reden haben Sie kein Recht."

„Man soll mir beweisen, daß ich es gewesen bin."

„Sie stellen die Sache auf den Kopf. Hier heißt es, beweisen Sie, daß Sie es nicht gewesen sind. Können Sie das — he?"

Der Gefangene dachte nach.

„Das ist eine eigenthümliche Art, die Unschuld eines Angeklagten zu ermitteln," sagte er.

„Mag sein, aber es ist für Sie der einzige Weg, die Anklage zu entkräften. Können Sie beweisen, daß Sie in jener Nacht an einem anderen Orte waren?"

„Beweisen?"

„Ja, beweisen! Ohne ein rechtskräftiges Alibi kommen Sie nicht durch. Also denken Sie nach."

„Ich erinnere mich noch sehr genau, wo ich in jener Nacht mich befand," erwiderte Sturm nachdenkend, „aber zu beweisen, daß ich dort und nicht an einem andern Ort war, wird mir schwer fallen."

„Wenn Sie Zeugen haben" —

„Das ist es eben, der einzige Zeuge ist inzwischen ausgewandert und wie ich höre, verschollen."

Der Justizrath blickte auf, die letzten Worte hatten seine Aufmerksamkeit geweckt. Er kannte ja auch Einen, der seit jenem Tage verschollen war.

„Wer ist es?" forschte er.

„Franz Grimm, der Wucherer."

„Ach — der? Erlauben Sie einen Augenblick."

Der Justizrath holte sein Portefeuille aus der Tasche und blätterte in dem Notizbuche.

„Sie waren in jener Nacht bei ihm?"

„Am Abend des achten August."

„Was wollten Sie bei ihm?"

„Er hatte abermals die gefälschten Wechsel discontirt

und später mich denuncirt, ihm verdankte ich meine Bestrafung."

„Weshalb gingen Sie zu ihm? Wollten Sie sich rächen —"

„Nein. Er schuldete mir noch funfzig Thaler, die er derzeit zurückgehalten hatte. Da ich nun wegen der Fälschung bestraft war, so glaubte ich auch ein Recht auf diesen Restbetrag zu haben, er sollte ihn mir auszahlen. Es war ein gewagter Schritt, ich weiß es, aber ich hatte ja nichts zu verlieren."

„Wann gingen Sie hin?"

„Um acht Uhr."

„Sie sprachen mit ihm?"

„Ja."

„Er weigerte sich?"

„Er drohte, mich am nächsten Tage verfolgen zu lassen."

„Und Sie?"

„Ich drohte auch, aber er hielt sich zähe. Wir hatten einen sehr heftigen Wortwechsel und ich weiß nicht, ob ich nicht schließlich mich hätte vergangen, das gewaltsam zu nehmen, was ich fordern zu dürfen glaubte, wenn ich nicht, wie man's so nennt, verscheucht worden wäre."

„Wie das?" fragte der Justizrath, der mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

„Sehr einfach," fuhr Sturm achselzuckend fort. „Es schellte und gleich darauf trat der Makler Schlick, der Vertraute des Wucherers, ein. Da mußte ich klein beigeben und mich entfernen."

„Wann geschah das?"

„Gegen zehn Uhr."

Harkort wiegte das Haupt sehr bedenklich; er schien interessantere Einzelnheiten erwartet zu haben und deshalb nicht befriedigt zu sein.

„Lieber Mann, selbst wenn Grimm noch hier wäre und für Euch zeugen könnte, würde das Euch nicht retten," sagte er, „der Raubmord ist zwischen zwölf und ein Uhr Nachts verübt worden, und Ihr habt das Haus des Wucherer schon um zehn Uhr verlassen."

Der Gefangene blickte düster vor sich hin.

„Und dennoch bin ich unschuldig," erwiderte er. Als ich das Haus verließ, hegte ich einen glühenden Haß gegen den Wucherer; ich schwankte, offen gestanden, zwischen dem Vorsatz, ihn noch in dieser Nacht zu berauben und dem Gedanken, meine Rache bis zu einer günstigeren Gelegenheit zu verschieben. Und weil ich zwischen diesen beiden Vorsätzen keine Wahl treffen konnte, blieb ich unentschlossen in der Nähe des Hauses stehen. Ich dachte, der Makler könne nicht lange bleiben, ich wollte warten, bis er sich entfernt hatte, und dann noch einmal versuchen, in das Haus einzudringen, kurz, ich wußte selbst nicht, was ich wollte."

„Wie lange bliebt Ihr so unentschlossen vor dem Hause stehen?" fragte Harkort, während er geräuschvoll eine Prise nahm und dabei den Gefangenen sehr scharf anblickte.

„Das weiß ich so recht selbst nicht," fuhr Sturm

fort. „Ich wartete und wartete, es schlug zwölf Uhr, der Makler war noch immer bei seinem Freunde. Da sah ich plötzlich in den oberen Räumen Licht, es wanderte aus einem Zimmer in's andere, stieg dann höher und verschwand endlich. Dann wurde im zweiten Stock ein Fenster geöffnet, ein Kopf blickte rasch nach allen Seiten hinaus."

„War es der Makler?"

„Ich weiß es nicht, ich konnte die Züge nicht unterscheiden. Ich bemerkte in dem Hause eine Unruhe, ein Hin- und Herwandern, welches mich vermuthen ließ, daß etwas Außergewöhnliches sich vorbereiten müsse. Als ich später erfuhr, daß Grimm ausgewandert war, fand ich diese Unruhe erklärlich."

„Hörtet Ihr nichts," fragte der Justizrath, „keinen Lärm, keinen Hülferuf?"

Der Gefangene blickte befremdet auf.

„Nein," entgegnete er, kein Laut drang an mein Ohr. Etwa eine halbe Stunde später wurde die Thüre geöffnet und ein Mann trat heraus. Ich glaubte, es sei der Makler; als er aber an mir vorbeischritt, sah ich, daß er es nicht war."

„Kanntet Ihr den Mann?"

„Nein!"

„Ihr wißt aber genau, daß es nicht der Makler war?"

„Ja! Der Makler verließ erst gegen drei Uhr das Haus."

„So lange habt Ihr gewartet?"

„Ja!"

„Und dann?"

„Dann ging ich auch; ich mußte voraussehen, daß der Wucherer mir jetzt nicht mehr öffnete."

Der Justizrath war in Gedanken versunken.

Diese Mittheilungen gaben manchen Vermuthungen Raum und doch waren es noch immer nur Vermuthungen, die keinen Werth hatten, so lange die Beweise fehlten.

„Eure Sache steht schlecht," sagte er, indem er sich erhob, „indeß kann ein Zufall sie plötzlich günstiger gestalten. Wenn es mir doch gelingt, zu erforschen, was in jener Nacht im Hause des Wucherers sich ereignet hat, so — — — doch das wird schwer, sehr schwer halten. Wenn Ihr nur den Versuch gemacht hättet, in das Haus einzudringen!"

„Ich wäre ja nicht eingelassen worden."

„Es ist wahr. Aber ginget Ihr am andern Tage nicht wieder hin?"

„Nein, ich hatte beschlossen, meine Rache aufzuschieben, ich wußte ja, daß meine Drohungen nicht fruchteten."

Der Justizrath schüttelte den Kopf wie Einer, der völlig rathlos ist.

„Na, ich werde sehen, was sich thun läßt," sagte er endlich, während er sich der Thür näherte, „dem Zufalle, das wiederhole ich Euch, muß Vieles, namentlich die Aufklärung der Ereignisse in jener Nacht, vorbehalten bleiben."

Er entfernte sich und kehrte gedankenvoll heim, nicht ahnend, welche überraschende Eröffnungen ihn dort erwarteten.

---

17. Kapitel.

Als Frau Hauer erfahren hatte, daß der Makler im Paßbureau gewesen war, ersuchte sie den Schneider, das Haus dieses Mannes zu beobachten und vor allen Dingen auf Schlick selbst das Auge gerichtet zu halten.

Sie vermuthete, daß er den Vorsatz hegte, durch die Flucht sich der drohenden Gefahr zu entziehen: diesen Vorsatz durfte er nicht ausführen.

Frau Grün mußte ihr die Wohnung der Tante Therese zeigen; daß Veronika sich dorthin geflüchtet hatte, unterlag nach den Mittheilungen der Schneidersfrau keinem Zweifel.

Die alte Frau nahm sich kaum die Zeit, zu Mittag zu essen, sie kannte die Energie und Schlauheit Schlicks und wußte, daß sie keine Minute Zeit zu verlieren hatte.

Als sie Veronika gegenüber stand, ließ sie den Blick mit dem Ausdruck inniger Liebe lange auf dem Mädchen ruhen, so daß Tante Therese und Emma, befremdet über das sonderbare Benehmen der Fremden, endlich die Frage an sie richteten, welchen Zweck ihr Besuch habe.

Diese Frage riß die alte Frau aus ihrem Anschauen empor.

„Verzeihen Sie," sagte sie bewegt, „wenn alte Erin-

nerungen in der Seele erwachen, lebt man nur ihnen, alles andere ist vergessen. Ich suche Ihren Herrn Bräutigam, mein Fräulein; da ich nicht weiß, wo er wohnt, so hoffte ich ihn hier zu finden."

„Und wer sagte Ihnen, daß Sie in diesem Hause mich finden würden?" fragte Veronika überrascht.

„Frau Grün!"

„Dann hat sie mein Geheimniß preisgegeben, und es wird nicht lange währen —"

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht," unterbrach Frau Hauer sie sanft, „Frau Grün hat nur mir Mittheilungen gemacht; sie würde es nicht gethan haben, wenn ich ihr dafür nicht sehr triftige Gründe angegeben hätte."

„Dürfen wir diese Gründe erfahren?" forschte Tante Therese.

„Später vielleicht, heute noch nicht!"

„Sie beziehen sich auf den Makler Schlick?"

„Ja! und nun forschen Sie nicht weiter. Nur Eins noch will ich Ihnen sagen, mein Fräulein, Sie dürfen sich über den Schritt, den Sie gethan haben, beruhigen, die nächsten Tage werden Ihnen vielleicht manches dunkle Geheimniß enthüllen. Warten Sie es geduldig ab, Sie haben Freunde, die Sie beschützen können und werden, zu diesen dürfen Sie auch mich zählen. Und nun sagen Sie mir, wo ich den jungen Herrn finde."

Veronika, überrascht, befremdet und zugleich beunruhigt durch diese unklaren Mittheilungen, die so Manches ahnen,

vermuthen und befürchten ließen, drang in die alte Frau, ihr näheren Aufschluß zu geben, aber diese verschanzte sich hinter den Vorwand, daß sie selbst noch nichts Genaues wisse, daß sie erst dann reden dürfe, wenn sie das Geheimniß erforscht habe.

Darauf sagte ihr Veronika, daß sie Ernst wahrscheinlich in der Wohnung seines Vaters finden werde, und Frau Hauer entfernte sich, um ihn aufzusuchen.

Sie traf ihn nicht und wünschte deshalb mit dem Justizrath zu reden; auch er war nicht zu Hause.

Sie mußte bis zum Abend warten und als nun endlich der Justizrath sich einfand, schien dieser so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, daß sie es kaum wagte, ihn mit ihrer Angelegenheit zu belästigen.

Harkort schickte seinen Schreiber zum Untersuchungsrichter mit dem Auftrage, die Acten gegen Hans Sturm zu holen; während er damit noch beschäftigt war, traten Ernst und der Advokat Schwarz in's Bureau.

Die alte Frau erkannte sofort die beiden Herren, welche am Morgen Veronika entführt hatten, sie wendete sich an sie mit der Bitte um eine kurze Unterredung.

„Sie wollten ja mit mir reden!" sagte der Justizrath erstaunt, während er den Hut, den er noch in der Hand hielt, hinlegte.

„Es war meine Absicht mit Ihrem Herrn Sohne zu reden," erwiederte Frau Hauer, „nur weil ich ihn hier nicht antraf, änderte ich meine Absicht."

„Und weshalb wünschen Sie mit mir zu sprechen?"

fragte Ernst, der erst jetzt die Frau eines prüfenden Blickes würdigte.

„Weil die Angelegenheit, die mich hierher führt, auch Sie betrifft.“

„Mich? Ich wüßte nicht —“

„Mittheilungen über die Vergangenheit des Maklers Theodor Schlick, die sich nicht allein auf die spätere, sondern auch auf die jüngste Vergangenheit beziehen.“

„Ach, das interessirt uns Alle,“ sagte der Justizrath lebhaft, „vorausgesetzt, daß diese Mittheilungen wirklich interessant und dazu angethan sind, uns in unseren Nachforschungen einen Haltepunkt zu bieten. Treten Sie ein, Madame, Sie dürfen uns volles Vertrauen schenken.“

Er hatte die Thüre seines Cabinets geöffnet und seiner Aufforderung durch eine bezeichnende Handbewegung den nöthigen Nachdruck gegeben.

Die alte Frau trat rasch ein, sie nahm ohne Zögern auf dem ihr angebotenen Stuhle Platz.

„Und nun,“ sagte der Justizrath, während er seine Dose öffnete und über die Brille hinweg einen forschenden Blick auf die Fremde warf, „nun lassen Sie uns vorerst wissen, mit wem wir die Ehre haben.“

„Mein Name ist Catharina Hauer, ich war Wärterin bei der kranken Frau Grimm und ihrem Kinde.“

Der alte Herr schnellte von seinem Sitze empor, er klappte sehr energisch die offene Dose zu und ließ den Tabak, den er zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hielt, auf den Teppich fallen.

„Wirklich und wahrhaftig die Wärterin?“ fragte er freudig überrascht.

„Weshalb sollte ich's sagen, wenn ich's nicht wäre?“

„Es ist wahr! Ich habe Sie an allen Enden suchen lassen, Sie waren verschollen.“

„Das wol nicht, ich war in einem Gasthause New-York's Haushälterin, es ist möglich, daß man mich dort nicht gesucht hat.“

Der Justizrath nickte.

„Das ist allerdings möglich, sehr wahrscheinlich sogar,“ sagte er gedankenvoll, „nun, es ist gut, daß Sie da sind, Sie können uns gewiß über manchen dunkeln Punkt Aufschluß geben.“

„Ich hoffe es!“

„Erlauben Sie, daß wir Ihre Mittheilungen niederschreiben?“

„Ich wünsche es, obgleich Einzelnheiten, die ich nicht verschweigen darf, darin vorkommen werden, die mich persönlich betreffen.“

Der alte Herr hatte inzwischen die nöthigen Schreibmaterialien bereit gelegt, auf einen Wink ergriff Ernst die Feder.

„Also beginnen Sie!“ sagte er. „Wann traten Sie in den Dienst Grimm's?“

„Kurz vor dem Wochenbett seiner Frau.“

„Sie verließen ihn nach deren Tode?“

„Nach dem Tode des Kindes.“

„Und gleich darauf wanderten Sie aus?“

„Ja!“

„Weshalb das?

Frau Hauer schüttelte unmuthig das Haupt.

„Wenn ich Ihnen das Alles erklären soll, so müssen Sie mich im Zusammenhange die Geschichte berichten lassen,“ sagte sie, „diese Fragen verwirren mich und manches Wichtige wird dabei außer Acht gelassen.“

„Das ist richtig,“ versetzte der Advokat, „wir können ja später noch immer fragen, wenn uns etwas unklar geblieben ist.“

Der Justizrath nickte.

„Wir wollen Sie nicht unterbrechen,“ erwiederte er, „fahren Sie also fort.“

„Ich war eine arme Frau, hatte ein krankes Kind und keine Existenzmittel, als der Makler mich als Wärterin für die Frau seines Freundes engagirte. Ich nahm das Engagement mit herzlichem Danke an und würde mich bald in meinem neuen Dienste glücklich gefühlt haben, wenn nicht die Sorge um mein krankes Kind mir jede Freude verbittert hätte. Ich mußte es fremden Leuten in Pflege geben und da weiß man, wie's geht, zumal wenn man arm ist und den bedungenen Pflegelohn nicht pünktlich zahlen kann. Frau Grimm war eine stille, sanfte Frau, und ihr Mann trug sie auf den Händen. Man hat behauptet, die Beiden lebten sehr unglücklich mit einander, man hat von Ehebruch, Mißhandlungen und ähnichen Dingen gesprochen. Gott allein weiß, wer diese niederträchtigen Gerüchte ersonnen und verbreitet hat; der

es that, war ein elender Schurke. Daß die arme Frau darunter litt, daß Grimm oft in Zorn gerieth, wenn eine solche Verleumdung ihm zu Ohren kam, das war eine natürliche Folge dieses Schurkenstreiches, und ich vermuthe, daß dieser Zweck beabsichtigt wurde. Damals schon war der Makler Schlick Hausfreund, wann, wo und wodurch er mit Grimm bekannt wurde, weiß ich nicht, aber schon in den ersten Tagen ward mir's klar, daß er ein herzloser Egoist, ein tückischer Schleicher war. Auch Frau Grimm hegte eine Abneigung gegen ihn, die sie nicht überwinden konnte, ich sah und fühlte es, sie sprach mit mir nicht darüber. Die Niederkunft ging glücklich von Statten, Mutter und Kind befanden sich den Umständen nach ganz wohl. Einige Tage darauf erhielt Grimm einen Brief. Ich befand mich gerade im Wohnzimmer, als er ihn öffnete. Auch Schlick war anwesend. Ich glaubte zu bemerken, daß sein Blick lauernd, mit einem Ausdruck von tückischer Bosheit auf dem Gesichte seines Freundes ruhte, als dieser den Brief las. Was der Brief enthielt, habe ich nicht erfahren, Grimm steckte ihn in die Tasche und sagte, er müsse auf eine Woche verreisen. Unwillkürlich mußte ich den Makler ansehen, ich bemerkte eine triumphirende Freude in seinen Zügen, eine Freude, die mir Entsetzen einflößte, ohne daß ich mir über den Grund dieses Entsetzens Rechenschaft zu geben wußte. Ich bat den Herrn, seine Reise um einige Tage zu verschieben, auch Frau Grimm wünschte es, und es schien fast, als ob Grimm unseren Bitten nachgeben

wollte. Aber am Abend, nachdem er mit seinem Freunde eine sehr lange geheime Unterredung gehabt hatte, erklärte er, daß er am nächsten Morgen seine Reise antreten müsse. Er reiste ab; ich hatte ihn vorher um einen Vorschuß bitten wollen, um mein Kind in's Spital bringen zu können, aber er war zu sehr beschäftigt, ich wagte nicht ihn zu stören. In der Nacht, die auf diesen Tag folgte, saß ich neben dem Bette der Wöchnerin. Der Makler schlief in unserem Hause, Grimm hatte selbst ihn darum gebeten, für den möglichen Fall, daß irgend etwas vorfiele und Frau Grimm den Beistand eines beherzten Mannes bedürfe. Ich hatte die Nacht durchwachen wollen, der Wöchnerin und auch des Kindes wegen, aber der Schlaf überwältigte mich. Plötzlich erwachte ich, ein unbehagliches Gefühl beschlich mich, ich fühlte einen stechenden Schmerz in meinem Kopfe, die Augenlider waren schwer wie Blei, mir war zu Muthe wie Einem, der einen schweren Rausch gehabt hat. Und doch hatte ich vorher nichts getrunken als Limonade, das Glas stand noch vor mir, es war nicht ganz geleert. Unwillkürlich ohne eine bestimmte Absicht setzte ich das Glas an die Lippen, die Limonade hatte einen herben unangenehmen Geschmack, es war mir nicht möglich, sie zu trinken. Mein volles Bewußtsein kehrte bei dieser Entdeckung zurück, ich erinnerte mich, daß ein Geräusch mich geweckt hatte, ich entsann mich, daß ich im Augenblick des Erwachens die Gestalt eines Mannes im dunklen Hintergrunde des Zimmers sah. Aber ich fand keine Zeit,

darüber nachzudenken, die Kranke war erwacht, sie verlangte Medicin. Der Arzt hatte ihr einen kühlenden Trunk verschrieben, er stand vor dem Bette auf dem Nachttischchen. Ich reichte ihr den Eßlöffel, sie nahm den Trank und schlief bald darauf wieder ein. Als ob das Alles erst in der verwichenen Nacht geschehen wäre, erinnere ich mich noch heute jeder Einzelnheit. Ich hatte die Medicinflasche noch nicht geöffnet, sie war erst spät am Abend gebracht worden, und jetzt, als ich sie öffnen wollte, sah ich, daß ein Anderer es schon gethan hatte. Verdacht erregte das nicht in meiner Seele, es konnte ja Alles sehr natürlich zugegangen sein; es war möglich, daß ich selbst die Flasche geöffnet und solches wieder vergessen hatte, weil es in der Schlaftrunkenheit geschehen war. Ich hegte auch dann noch nicht den leisesten Argwohn, als eine Stunde später die Wöchnerin über heftige Schmerzen und Uebelkeit klagte. Sie trank noch zweimal von der Medicin, aber der Zustand verschlimmerte sich so sehr, daß ich es für rathsam hielt, die Magd zu wecken und zum Arzte zu schicken. Der Arzt saß am Bette eines Sterbenden, er konnte so rasch nicht kommen. Als er sich einfand, war Frau Grimm unter den heftigsten Schmerzen verschieden."

Die alte Frau machte hier eine Pause.

Der Justizrath hatte mehrmals eine Prise genommen, von Zeit zu Zeit sehr ernst und nachdenklich das Haupt geschüttelt und dem Advokaten dabei bedeutsame Blicke zugeworfen.

„Und Schlick?“ fragte er.

„Er heuchelte einen Schmerz, der zu leidenschaftlich war, als daß man die Heuchelei nicht hätte durchblicken müssen. Als der Arzt kam, suchte der Makler ihn mit geringfügigen Dingen zu beschäftigen, es schien mir, als ob er absichtlich die Aufmerksamkeit desselben von der Leiche ablenken wolle. Er bat ihn, ihn in ein anderes Zimmer zu begleiten, um mit ihm zu berathen, wie man dem abwesenden Gatten der Todten die erschütternde Nachricht beibringen solle, und der Arzt kam dieser Bitte ohne Zögern nach. Mir hatte er kurz vorher gesagt, mein Kind sei sehr bedenklich erkrankt, es werde wol das Beste sein, wenn ich es in's Spital schaffe. Alles stürmte auf mich ein, ich war verwirrt, die fieberhafte Aufregung ließ mich keinen klaren Gedanken fassen. Den Pflegern meines Kindes schuldete ich noch eine kleine Summe, es waren hartherzige Menschen, ich mußte ihnen das Geld zahlen, wenn ich das Kind fortholen wollte. Ich besaß keinen Heller, Grimm war nicht da und an den Makler mochte ich mich nicht wenden. In meiner Verzweiflung nahm ich einige Thaler aus der Börse der Todten, ich wollte es später dem Herrn sagen, das Geld zu stehlen lag nicht im entferntesten in meiner Absicht. In dem Augenblicke, in welchem ich es that, trat Schlick ein. Fast schien es mir, als ob er das erwartet und mich belauscht habe. Er beschuldigte mich des Diebstahls und drohte, augenblicklich mich verhaften zu lassen. Meine Gründe ließ er nicht gelten, ich hätte mich an ihn wen-

den sollen, sagte er, unter demselben Vorwande könnte ich Alles fortschleppen und außer mir wisse Niemand, was ich bei Seite geschafft habe. Ich vertheidigte und entschuldigte mich, so gut ich konnte, aber das Unrecht war auf meiner Seite und Schlick wußte das zu benutzen. Nach einem langen heftigen Wortwechsel ward er ruhiger, er ging auf meine Entschuldigungsgründe ein und rieth mir zur Flucht. Dagegen sträubte sich mein Ehrgefühl, ich wollte die Rückkehr des Herrn abwarten, das Geld wieder hinlegen, aber der Makler hatte mich einmal im Netz, er hielt mich fest. Wenn ich bleibe, sagte er, so werde er Haussuchung halten lassen und da finde sich in meiner Kiste wahrscheinlich noch manches, was mein Eigenthum nicht sei. Ich erschrack, der Hohn und die Zuversicht dieses Menschen ließen mich ahnen, daß er schon Sorge getragen habe, mich durch die Haussuchung als Diebin zu brandmarken. Er ließ mir die Wahl: Wollte ich augenblicklich gehen, so zahle er mir das Geld für die Pflege meines Kindes und für die Reise nach Amerika. Unglücklich wolle er mich nicht machen, behauptete er, meine Schuld sei es, wenn ich Freiheit und Ehre verliere. Hätte ich damals nicht die Geistesgegenwart verloren und dem Sturme kühn die Stirne geboten, es wäre manches anders gekommen. Aber ich war verwirrt, geistig und körperlich erschöpft, ich hatte keinen eigenen Willen mehr. Ich nahm das Geld und ging, ich dachte jetzt nur noch an mein Kind; ich trug es in's Spital und wich nicht von seinem Lager, bis es in meinen Armen verschieden

war; ich legte es in den Sarg und begleitete es zum Friedhofe. Mit ihm hatte ich alles verloren, was mich ans Leben fesselte. Ich erinnerte mich, daß meine Kiste noch im Hause Grimm's stand, ich ging nun hin, um sie zu holen. Schlick empfing mich, er sagte mir, das Kind sei bald nach der Mutter gestorben, es liege schon im Sarge. Mir war das gleichgültig, ich achtete kaum darauf. Er sagte mir auch, Grimm sei vor einer Stunde heimgekehrt und ganz untröstlich über den herben Verlust, der ihn betroffen habe. Ich sprach den Wunsch aus, von Herrn Grimm Abschied zu nehmen; der Makler rieth mir aber, es nicht zu thun. Grimm gebe mir die Schuld am Tode seiner Frau, behauptete er, er habe stets Mißtrauen in mich gesetzt und er werde nicht ruhen, bis er sein unglückliches Weib in mir gerächt habe. Was konnte ich dagegen erwiedern? Gewiß, ich hätte darauf bestehen sollen, Grimm persönlich gegenüber zu treten, ich wäre alsdann zu der Ueberzeugung gelangt, daß Schlick mich betrog, weil er mich fürchtete. Aber ich befand mich in einem Zustande dumpfer Apathie, der es mir unmöglich machte, einen klaren Gedanken zu fassen, zudem ruhte auf mir eine schwere Schuld, die ich nicht abwälzen konnte. Ich konnte den Diebstahl nicht leugnen, er genügte, mich zu vernichten, wenn Grimm dies wirklich wollte. Ich verlangte das Kind noch einmal zu sehen, aber es lag schon in dem Sarge und der Sarg war geschlossen. Ich weiß nicht, weshalb in jenem Augenblicke plötzlich dunkle Ahnungen in meiner Seele erwachten, entsetzliche Ahnungen

von Mord und Betrug; es ward mir unheimlich in der Nähe des Maklers, ich eilte hinaus. Nach der Beerdigung kam Schlick zu mir, er brachte mein Billet zur Ueberfahrt, Anweisungen auf Havre und Newyork und Geld zur Reise. Ich nahm das alles ohne ihn zu fragen, was ihn bewege, mich zur Auswanderung zu zwingen, mir war es recht, daß ich aus der Heimath scheiden sollte, hier hielt ja nichts mich zurück. Als ich am Abend zu Bett gehen wollte, fühlte ich in der Tasche meines Kleides einen harten Gegenstand; es war ein kleines Medicinfläschchen, ich erinnerte mich, daß ich in jener Nacht etwas von dem Tranke hineingeschüttet hatte, nach dessen Genuß Frau Grimm so rasch gestorben war."

Der Justizrath fuhr aus seinem Sinnen empor, seine Augen blickten scharf über die Brille hinweg auf die alte Frau, die ihm gegenüber saß.

„Das war ein gescheidter Einfall," sagte er rasch, „ich hoffe, Sie haben das Fläschchen aufbewahrt."

„Hier ist es," fuhr Frau Hauer fort, die inzwischen das Fläschchen aus der Tasche gezogen hatte, „Sie sehen, es ist gut verkorkt und versiegelt. Die Farbe ist allerdings trüber geworden, aber ich denke, ein guter Apotheker wird noch immer erforschen können, was die Flüssigkeit enthält."

Der Justizrath wog die Flasche in der Handfläche, als ob schon ihr Gewicht entscheidend sein könne, dann stellte er sie behutsam auf den Tisch.

„Es ist kein vollgültiger Beweis," sagte der Advokat,

„selbst dann nicht, wenn es gelingt, Gift in der Flüssigkeit zu entdecken. Wer kann beweisen, wessen Hand das Gift hineingegossen oder geschüttet hat? Kann nicht der Pharmaceut einen Irrthum begangen haben?“

Der alte Herr nickte. „Ich erkenne diese Gründe an,“ erwiderte er, „ich weiß sehr wohl, daß noch manches Glied fehlt, um die Beweiskette vollzählig zu machen, aber soll ich deshalb nicht jedes gesunde Glied mit Freude begrüßen?“ Er nahm sehr geräuschvoll eine Prise und schloß dann die Dose nicht minder geräuschvoll und energisch.

„Hier müssen Geheimnisse vorliegen,“ setzte er hinzu, „und welcher Art sie auch sein mögen, meine Pflicht ist es, sie zu erforschen und zu enthüllen. — Sie wanderten also aus und dachten nicht weiter an die Geschichte?“

„O, doch, doch,“ fuhr Frau Hauer lebhaft fort, „ich gedachte der Vergangenheit sehr oft und kam zu der Ueberzeugung, daß Schlick seine besonderen Gründe haben mußte, mich zu beseitigen. Wäre der Zufall ihm dabei nicht zu Hülfe gekommen, so würde er andere Mittel und Wege gefunden haben, seinen Plan auszuführen, ich mußte fort, weil er mich fürchtete. Das war mir rasch klar geworden, aber ich fühlte mich nicht geneigt, das Geheimniß zu erforschen. Wollte ich das, so mußte ich nach Europa zurückkehren und davon hielten mich zwei Gründe ab, meine gute Stelle in Newyork und die Furcht vor dem Hasse des Maklers. Also kümmerte ich mich weiter nicht

darum, ich wußte ja, daß ich es mit dem schlauen, tückischen und gewandten Manne nicht aufnehmen konnte."

„Und doch wäre es in Ihrem eigenen Interesse besser gewesen, Sie hätten das Geheimniß zu erforschen gesucht," sagte der Justizrath ernst. „Setzen wir den Fall, Frau Grimm sei eines unnatürlichen Todes gestorben und das wäre durch Gott weiß welchen Zufall später entdeckt worden, — auf wen fiel der erste Verdacht? Auf Sie, die entflohene und verschollene Wärterin."

Frau Hauer blickte entsetzt den kleinen Herrn an, der mit sehr ernster und sehr wichtiger Miene ihr das an den fünf Fingern seiner linken Hand mathematisch genau vorrechnete.

„Wer war zuletzt bei der Todten, wer hat sie gepflegt bis zur letzten Sekunde?" fuhr der Justizrath fort, indem er den *Daumen einwärts* bog. „Sie, also" — hier faßte er den *Zeigefinger* — „mußten Sie auch ganz genau *wissen, wer ihr* das Gift gereicht hatte. Sie waren sofort nach dem Tode der Gemordeten verschwunden," jetzt bog er den Mittelfinger einwärts, um gleich darauf zum Goldfinger überzuspringen, „nicht allein verschwunden, spurlos verschwunden und verschollen, ergo mußte das böse Gewissen, die Furcht vor der Entdeckung Sie fortgetrieben haben, mithin waren Sie die Mörderin."

Bei den letzten Worten schüttelte der alte Herr den kleinen Finger, just als wenn er die Worte wie die überreifen Früchte von ihm abschütteln wolle, dann hielt er

mit einem besondern Nachdruck auf dem Worte „Mörderin“ diesen geschüttelten Finger kerzengerade empor.

Diese Gründe waren so klar, so logisch, daß sie der alten Frau einleuchten mußten, sie neigte das Haupt auf die Brust und seufzte tief auf; man hätte vermuthen können, sie halte sich jetzt selbst von ihrer schweren Schuld überzeugt und erwarte nur die Beamten, um ihnen ins Gefängniß zu folgen.

„Sehen Sie, das ist die Sache,“ nahm Harkort nach einer Pause wieder das Wort, während er den Taback aus den Ecken seiner Dose hervorsuchte, „das waren die Pläne des Maklers und Sie gingen arglos in die Falle. Aber weshalb kehrten Sie von Amerika zurück? Darüber sind Sie uns eine Aufklärung noch schuldig.“

Frau Hauer blickte auf, ihre Züge belebten sich wieder.

„Sie haben mich wahrhaft erschreckt,“ sagte sie, „ich hatte in der That an die Möglichkeit eines solchen Falles nicht gedacht.“

„Weshalb ich von Amerika zurückgekehrt bin? Ja so, das ist ja wohl das Wichtigste, was ich Ihnen mitzutheilen habe.“

„Es war im September, als ich in unserem Gasthofe einen alten Bekannten antraf. Er hieß Martin Schneider und war früher der Schreiber des Maklers Schlick. Damals, als ich noch eine junge, vielleicht auch noch hübsche Wittwe war, bemühte er sich um meine Gunst, ich wies ihn ab, weil ich ihn nicht leiden konnte. Er war ein roher, charakterloser Mensch, ein Trunken-

bold und trotzdem der Vertraute Schlick's. Dieser Mensch also begegnete mir, seine Bestürzung, als er mich so plötzlich vor sich sah, erregte meinen Argwohn. Ich näherte mich ihm freundschaftlich, redete mit ihm über die Heimath und lud ihn ein, mit mir zu Nacht zu essen. Er nahm es an. Gleich darauf erfuhr ich, daß er den Namen Franz Grimm führte und sehr viel Geld vergeudete."

„Hoho!" rief der Justizrath, von seinem Sitze emporspringend, in einem Tone, als ob der Lotterieeinnehmer ihm die Nachricht gebracht habe, daß der Hauptgewinn auf sein Loos gefallen sei. „Da haben wir den Faden, der uns aus dem Labyrinthe herausführt! Jetzt halt fest, alter Junge, daß er Dir nicht wieder entschlüpft."

Ernst, der bisher schweigend zugehört und geschrieben und nur dann und wann ungläubig den Kopf geschüttelt hatte, legte die Feder hin, um die alte Frau recht scharf anzublicken.

Er schien erst jetzt die volle schwerwiegende Bedeutung dieser Mittheilungen einzusehen, aber dennoch noch immer an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

„Grimm nannte er sich?" fragte der alte Herr, nachdem er eine Prise genommen und danach recht energisch mit den Fingern geschnalzt hatte. „Franz Grimm?"

„Ja," erwiderte Frau Hauer, „und daß dies meinen Argwohn bestärken mußte, ist leicht begreiflich. Ich hörte, daß er eine Maitresse hielt und Hazard spielte, er mußte also viel Geld haben. Woher hatte er es genommen?

Als er am Abend kam, setzte ich ihm einige Flaschen vor, die ich vorher für ihn präparirt hatte, schon nach der ersten war er berauscht. Aber was ich gehofft hatte, geschah nicht, der Rausch machte ihn nicht gesprächig. Dennoch erfuhr ich, was ich wissen wollte. Er war nach Amerika gekommen, um die Rolle des Wucherers Grimm zu spielen, der Makler hatte ihm dazu die Mittel gegeben. Das Andere blieb mir unklar, Schneider wich meinen Fragen aus, der Instinct sagte ihm vielleicht, daß er vor mir auf seiner Hut sein mußte. Ich sprach auch mit ihm über den Tod der Frau Grimm und des Kindes und beobachtete ihn dabei scharf; ich las in seinem Gesicht, daß er mehr wußte, als dem Makler lieb sein konnte, und einige Aeußerungen, die er in einem unbewachten Augenblicke fallen ließ, regten mich um so mehr zu ernstem Nachdenken an, weil er sie später zurücknehmen wollte. Ich konnte mich der Ahnung nicht erwehren, daß das Kind Grimm's noch lebte, obschon es mir unmöglich war, für diesen Betrug von Seiten des Maklers Gründe zu finden. Gewißheit konnte ich darüber nicht erhalten. Einige Tage später verließ Schneider den Gasthof, es hieß, er sei in's Innere gereist. Der Consul ließ ihm nachforschen, auch ein Jurist in Newyork stellte Nachforschungen an, aber vergeblich, Schneider war spurlos verschwunden, verschollen."

Der Justizrath nickte.

„Das war die Absicht," sagte er, „sie ist gelungen."

„Sie wäre gelungen," fuhr Frau Hauer ruhig fort,

„wenn nicht ein Zufall die Rechnung durchkreuzt hätte. Mit dem nächsten Schiffe traf ein Brief für Franz Grimm ein, ich kam dazu, als der Postbote ihn wieder mitnehmen wollte, weil der Adressat abgereist war. Ich erkannte die Handschrift Schlick's, eine kleine Lüge und eine Flasche Branntwein spielten den Brief in meine Hände. Hier ist er."

Wie der Habicht auf die Taube, stürzte der Justizrath sich auf den Brief, seine Hände zitterten vor Aufregung, als er ihn öffnete:

„Laut, wenn ich bitten darf," sagte Schwarz.

„Der Coup ist gelungen, aber der Teufel hat dennoch seine Hände wieder im Spiel," las der alte Herr. „Der Justizrath Harkort besitzt das Testament und verschiedene andere Dokumente Grimm's, die von hoher Bedeutung sind. Der alte Fuchs will sie nicht herausgeben, so lange Grimm ihn dazu nicht bevollmächtigt. Hoffentlich erreicht dieser Brief Sie noch, sollte er als unbestellbar zurückkommen, so muß ich warten, bis Sie mir Ihre Adresse in New-Orleans mitgetheilt haben, dadurch geht wieder viel Zeit verloren, und ich traue diesem Justizrath nicht. Schreiben Sie sofort an ihn, beauftragen Sie ihn, mir alle ihm anvertrauten Dokumente auszuliefern und theilen Sie mir dasselbe in derselben Handschrift mit, damit ich gegen ihn auftreten kann. Die gewünschte Summe erhalten Sie, sobald ich Ihre neue Adresse kenne. Schreiben Sie umgehend. Theodor Schlick."

„Jetzt ist die Sache so klar wie Dinte," sagte der

Advokat, seinem künftigen Schwager einen bedeutsamen Blick zuwerfend, „wer jetzt noch zweifeln kann, dessen gesunder Menschenverstand — “

„Wozu diese Bemerkung?“ unterbrach Ernst ihn mit gepreßter Stimme. „Ich habe jetzt nur noch eine Hoffnung, die, daß Veronika nicht die Tochter dieses Mannes ist.“

„Sie ist es nicht,“ erwiderte Frau Hauer mit einer Entschiedenheit, die jedem Widerspruch energisch vorbeugte. „Als ich hieher kam, suchte ich eine Wohnung in der Nähe des Maklers zu erhalten. Das Glück war mir günstig, in dem gegenüberliegenden Hause eines Schneiders fand ich zwei Stuben, ich miethete sie und hatte nun Gelegenheit, zu beobachten. In dem Augenblicke, als ich das Fräulein sah, wußte ich auch, daß sie die Tochter Grimm's war, die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter ist der beste, unumstößliche Beweis. Auch hat Schlick nie ein Kind gehabt, ich weiß das gewiß.“

„Aber wodurch wollen Sie es beweisen?“ fragte Ernst, erleichtert aufathmend. „Die Aehnlichkeit allein genügt nicht, es müssen bessere Beweise geschafft werden. Erinnern Sie sich nicht, ob das Kind ein besonderes Kennzeichen, vielleicht ein Muttermaal —“

„Nein,“ unterbrach Frau Hauer ihn, „ein solches Kennzeichen fehlt.“

Der Justizrath, der, wohl um seine Aufregung zu bemeistern, eine Wanderung durch das Zimmer angetreten hatte, blieb stehen und sah die alte Frau forschend an.

„Ich hoffe, Sie haben keine anderen Schritte in dieser Angelegenheit hier gethan," sagte er.

„Leider ließ ich mich durch den Wunsch, die damaligen Geheimnisse zu erforschen, verleiten, den Makler zu besuchen und ihm zu drohen," erwiderte Frau Hauer verlegen.

Der alte Herr schüttelte unwillig das Haupt. „So ist er also gewarnt," versetzte er, „wir werden einen harten Kampf mit ihm haben. Das war unvorsichtig, sehr unvorsichtig, Madame."

„Ich sehe es ein, es wäre besser gewesen, ich hätte das Geheimniß bewahrt. Er war bereits im Paßbureau, ich vermuthe, daß er die Flucht ergreifen will."

„Ach — ist es schon so weit gediehen?" rief der Justizrath bestürzt. „Dann haben wir keine Zeit zu verlieren, vorwärts, Ernst, Gustav, wir gehen sofort zum Untersuchungsrichter, es muß noch in dieser Nacht gehandelt werden."

Die alte Frau nickte.

„Wenn es ihm gelingt, zu entfliehen, so ist Alles verloren," sagte sie.

„Alles?" fragte Ernst zögernd. „Wäre es nicht besser, wir ließen ihn entwischen, schon des Eclats wegen, von welchem ein guter Theil auf Veronika zurückfällt?"

Der Justizrath, der sich schon der Thüre näherte, blieb stehen, er warf einen Blick auf seinen Sohn, der alles Mögliche ausdrückte, nur nicht Wohlwollen und Bewunderung.

„Junge, bist Du denn wie auf den Kopf gefallen?“ fragte er. „Wenn dieser Mensch nicht seiner Verbrechen überführt wird, wenn er nicht gezwungen wird, Veronika als die Tochter Grimm’s anzuerkennen, so bleibt sie vor dem Gesetz und den Menschen das Kind dieses Verbrechers. Willst Du denn lieber die Tochter des Ermordeten oder die des Mörders heimführen?“

Ernst sah ein, daß sein Vater Recht hatte, er folgte den beiden und Frau Hauer schloß sich an für den Fall, daß der Untersuchungsrichter mit ihr selbst zu reden wünschte.

---

18. Kapitel.

Nachdem der Makler von seinem Gange zum Paßbureau heimgekehrt war, hatte er sich in seine Schreibstube eingeschlossen.

Reue kannte er nicht; wenn er eine Reue hegte, so betraf sie seine eigenen Handlungen nicht, sondern nur das, was er zu thun unterlassen hatte.

Das Weib war ja in seiner Gewalt gewesen, weshalb hatte er ihr nicht den Brief entrissen –– — mit einem Dolchstoße wäre es abgemacht gewesen.

So dachte er jetzt. In dem Augenblick, in welchem sie ihm gegenüberstand, hatte er nicht daran gedacht.

Jetzt triumphirte sie, er konnte dem Netz, mit welchem sie ihn umsponnen hatte, ja nicht mehr entrinnen.

Nicht mehr? Bah, sie triumphirte zu früh, sie hatte ihn einen Blick in ihre Karte werfen lassen, nun gewann er das Spiel. Die Welt war ja so groß, sie hatte der verborgenen Schlupfwinkel genug, in denen er die Früchte seiner Verbrechen ruhig und ungestört genießen konnte.

Was wollte, was konnte dieses Weib ihm anhaben? Ihm, dem reichen Mann, der das Geld, die mächtigste Triebfeder aller Handlungen und Ereignisse im Menschenleben, besaß!

Ehe es ihr gelungen war, die schwerfällige Maschinerie in Bewegung zu setzen, die mit ihren plumpen, schweren Rädern vernichtend über ihn hinwegrollen sollte, konnte er längst dem Bereiche dieser Maschinerie entrückt sein.

Und wenn er die Grenze hinter sich hatte, wenn er jenseits des Oceans angelangt war mit seinem Gelde, war er dann nicht wieder der reiche, angesehene Mann, vor dem jeder Nacken sich beugte?

Ha — was thut's, ob an dem Gelde Blut klebt, ob tausend Flüche, tausend Thränen auf ihm ruhen, darum verdient es seinen blendenden Glanz, seinen verlockenden Klang, sein Zauber beherrscht Alles.

Alles? Auch das Gewissen, diesen unbestechlichen Richter, der täglich zu Gericht sitzt und ohne Erbarmen die Seele foltert?

Theodor Schlick kannte diesen Richter nicht, in seiner verknöcherten Selbstsucht, seiner unersättlichen Habgier hatte er noch nicht gedacht, vor sein Forum zu treten.

Geld, Geld war die Hauptpulsader seines Daseins, nach ihrem Schlage richtete sich sein geistiges, ja sein körperliches Befinden.

Er hatte sich gemüht und gequält, gekämpft mit Schwierigkeiten und Gefahren, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen und nun dasselbe endlich erreicht war, sollte er das Alles und seine Ehre, seine Freiheit, und sein Leben dazu hingeben, nur um die schwere Schuld zu sühnen, die auf ihm ruhte?

Er konnte auch an einem anderen Orte frei, geachtet und glücklich sein, an die Scholle fesselte ihn nichts.

War er dann glücklich?

Gewiß, das Geld war der Götze, den er anbetete, wenn er dies hatte, besaß er genug.

Frau Hauer hatte ihm Zeit gelassen bis zum Abend des nächsten Tages, er konnte schon in der kommenden Nacht abreisen, alle Vorbereitungen dazu waren getroffen. Er besaß einen Paß, dessen Gültigkeit keine Behörde bezweifeln konnte, einen Paß nicht auf seinen Namen, sondern auf den Namen eines Andern.

Für diesen Andern, einen Freund, hatte er ihn gefordert und die Bedenken des Beamten, der das Dokument ausfertigen mußte, waren durch einige Goldstücke rasch beseitigt worden.

Was kümmerte es die Handwerksburschen und Dienstmägde, die schon seit Stunden auf ihre Abfertigung

harrten, welche Bedeutung der Handdruck der Beiden hatte!

Sie konnten warten und mußten warten, bis es dem gestrengen Herrn gefiel, von ihrer Existenz Notiz zu nehmen, das Paßbureau war ja nicht für sie, sondern nur nur für die da, welche durch ihren Namen, ihre Stellung oder ihr Vermögen den Beamten imponiren, der Plebs war nur geduldet, er mußte zufrieden sein, wenn er vor dem Reißen des letzten Geduldsfadens berücksichtigt wurde.

Theodor Schlick richtete sich aus seiner gebeugten Haltung empor.

Mit festem sicheren Schritt, den Kopf stolz erhoben, den Ausdruck trotzigen Hohnes im Gesicht, wanderte er lange auf und ab.

Er hatte seine Ruhe, seine Geistesgegenwart wieder gefunden, in diesem letzten Kampfe wollte und durfte er nicht untergehen.

Er blieb vor dem eisernen Schranke stehen und öffnete ihn.

Mit rothem Bande umwickelt lagen die Packetchen vor ihm, Staatsschuldscheine, Eisenbahnactien und Banknoten, sie repräsentirten eine bedeutende Summe, und sie waren alle ihm an's Herz gewachsen, weil er ihretwegen so schwer gesündigt hatte.

Auch Gold und Silber lag in dem Schranke, aber es war nicht mehr viel, den größeren Theil des gemünzten Geldes hatte er am Vormittage zum Ankauf einiger Wechsel auf Pariser und Newyorker Bankhäuser benutzt.

Langsam, jedes einzelne Packetchen in der Handfläche wiegend, holte der Makler die Werthpapiere aus dem Schranke, er barg sie in einer kleinen Reisetasche, die außer ihnen nichts enthielt, als die nöthigste Leibwäsche.

Darüber war es Abend geworden und mit der Dämmerung fand ein Knecht des Seifensieders sich wieder ein, der die quittirte Rechnung über die gelieferte Seife vorzeigte.

Dem Makler stieg die Galle in's Blut, aber er bezwang sich, das sichere, trotzige Auftreten des Knechtes flößte ihm Furcht ein.

Er versprach, am nächsten Tage das Geld zu schicken, und da dieses Versprechen mit der Annahme der Anfangs verweigerten Waare gleich bedeutend war, so beruhigte der Knecht sich, der jetzt keinen genügenden Grund zu einem Wortwechsel mehr fand.

Theodor Schlick wollte erst am nächsten Morgen abreisen, es hatte ja einstweilen noch keine Eile.

Aber dieser Entschluß sollte eine Aenderung erfahren.

Der Makler stand im Begriff, sein Bureau zu verlassen, um zum letzten Male in diesem so theuer erkauften Hause zur Ruhe zu gehen, als plötzlich der schrille Klang der Hausglocke ihn aus seiner Ruhe und Sicherheit jäh emporschreckte.

So ungeduldig und hastig, mit solchen unverkennbaren Zeichen der Aufregung konnte nur der Einlaß begehren, der die Geheimnisse des Hausbesitzers kannte, der

ierbeieilte, um ihn der strafendeu Gerechtigkeit zu über-
iefern, oder um ihn zu warnen.

Zu warnen? Theodor Schlick dachte wohl daran, aber wer konnte ein Interesse daran haben, ihn zu warnen und zu schützen?

Hatte Frau Hauer seine Absicht geahnt und der Behörde schon den verhängnißvollen Brief vorgelegt?

Standen vor der Thüre schon die Häscher, die ihn hinter Schloß und Riegel bringen sollten, war die Sache chon so weit gediehen, daß er nicht mehr entrinnen konnte?

Der Verbrecher war nicht fähig, die Stelle zu verassen, auf der er stand, die Glieder versagten ihm den Dienst, der kalte Schweiß rieselte von der Stirne herunter und stier ruhte der Blick auf der Thüre, durch welche vielleicht schon im nächsten Augenblick die Gens'armen eintraten, um ihn in's Gefängniß zu führen.

Unwillkürlich fuhr die zitternde Hand in den Busen, e umklammerte krampfhaft den Griff des Stilets, welches ort schon seit mehreren Tagen ruhte.

Was wollte er mit der Waffe?

Hoffte er durch sie sich den Weg zur Flucht bahnen ı können? Oder raunte in diesem Augenblick sein böser Dämon ihm zu, daß es nur noch einen Weg gebe, auf em er der Schande und dem Hohne, der stets die Schande egleitet, entgehen könne?

Die alte Magd hatte die Thüre geöffnet, das scharf orchende Ohr des Maklers vernahm nur die raschen Schritte eines einzelnen Mannes.

Auf der Schwelle des Zimmers stand Heinrich Freudenreich, der Schreiber des Justizraths.

„Ach, — Ihr seid es?" sagte Schlick und man hörte es dem Tone seiner zitternden Stimme an, welche Last ihm von der Seele fiel. „Was wollt Ihr noch so spät hier? Es ist zehn Uhr, ich will zu Bette gehn."

„Thut das, und Ihr dürft mit dem Bewußtsein die Augen schließen, daß, wenn Ihr sie wieder öffnet, die Worte: „Im Namen des Gesetzes!" gleich der Posaune des jüngsten Gerichts in Eure Ohren tönen," erwiderte der Schreiber mit erschütterndem Ernst.

Die Hand des Maklers stützte sich auf die Lehne eines Stuhles, der Körper bedurfte einer Stütze, die schwankenden Kniee drohten unter ihm zu brechen.

Aber die volle Bedeutung dieser Worte ahnte Schlick noch nicht; wodurch konnte der Schreiber das ganze düstere Geheimniß, das an die Dokumente Grimm's sich knüpfte, erfahren haben?

„Wenn das der Fall ist, so seid Ihr der Esel, dem ich's verdanke," sagte er, barsch auffahrend. „Ihr habt Euch ertappen lassen, als Ihr Euch der Dokumente bemächtigen wolltet, und die Angst und Feigheit lösten Euch die Zunge. Ihr seid ein Dummkopf, aber mich zieht Ihr in Euren Fall nicht hinein."

Heinrich Freudenreich blickte dem erregten Manne fest und ruhig in's Auge.

„Ihr seid ein Schurke," erwiderte er so ruhig und

gelassen, als ob er einem Schulknaben gegenüberstehe, der nicht wagen dürfe, ihm zu widersprechen. „Welche dunkle Flecken auf Eurer Vergangenheit ruhen, weiß ich nicht und mag ich auch nicht erforschen, ich werde das früh genug erfahren. Ihr locktet mich in eine Falle, nicht auf einem geraden ehrlichen Wege, sondern dadurch, daß Ihr meine Armuth, meine Sorgen und Noth benutztet, und als ich in der Falle war, da zeigtet ihr mir mit teuflischem Hohn nur einen Weg, der hinausführte, den Weg des Verbrechens. Laßt mich zu Ende reden, Mann, Ihr werdet erfahren, daß ich keinen Werth auf eine billige Rache lege. Damals triebt Ihr mich der Verzweiflung in die Arme, ich stand vor einem Abgrunde, ein Schritt vorwärts und ich war —“

„Was soll das?“ fuhr Schlick auf. „Wir haben uns derzeit verständigt und wenn ich meine Vortheile wahrnahm, weshalb hieltet Ihr die Augen nicht offen?“

„Ihr betrogt mich und ich betrog Euch“, fuhr Freudenreich fort. „An demselben Abend, an welchem Ihr mir die Gurgel zuhieltet, erfuhr der Justizrath Alles. Mit seiner Genehmigung, auf seinen Befehl verständigte ich mich mit Euch — die Dokumente würdet Ihr nie erhalten haben, denn ich war seit jenem Abend ihr bester Hüter.“

Theodor Schlick preßte die Unterlippe zwischen seine Zähne, sein flammender Blick ruhte mit der Wildheit des gereizten Tigers auf dem hageren Schreiber, der eine unerschütterliche Ruhe bewahrte.

„Seid Ihr nur gekommen, um mir das zu sagen?" fragte er knirschend vor Wuth.

„Nein," erwiederte Freudenreich ernst, „ich komme, um Euch zu beweisen, daß ich für eine empfangene Wohlthat nicht undankbar bin. Denn welchen Zweck Ihr auch damals verfolgtet, als Ihr mir das Darlehn gabt, für mich war es in jenen Tagen eine Wohlthat; ich konnte durch dasselbe mich von drückenden Sorgen befreien und meiner Familie einige schöne Stunden bereiten. Das habe ich nicht vergessen, trotz aller Sorgen, trotz der Verzweiflung, die später folgte. Hört zu und schlagt das, was ich Euch mittheilen werde, nicht zu gering an. Eine alte Frau war heute bei dem Justizrath; sie hatte mit ihm, dem Baumeister und dem Advokat Schwarz eine lange Unterredung. Ich war im Bureau noch beschäftigt, einzelne Worte drangen an mein Ohr, ich hörte, daß die Unterredung Euch betraf. Lauschen mochte ich nicht, das Spioniren ist nie meine Sache gewesen. Ich ging hinaus und wanderte in der Straße auf und ab, meine Absicht war es, die alte Frau, wenn sie das Haus verließe, zu fragen, ob Euch Gefahr drohe. Ich konnte das nicht, denn gleichzeitig mit ihr traten auch die Herren heraus und ich hörte den Justizrath sagen, der Untersuchungsrichter müsse unverzüglich seine Maßregeln treffen. Nun werdet Ihr genug wissen, meine Sache ist es nicht, Euch einen Rath zu geben, ich will Euch nur warnen, wäre es auch nur, um Euch zu beweisen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der eine Wohlthat nicht so rasch

vergißt, als eine Beleidigung. Lebt wohl! Wir werden vielleicht einander nie wiedersehen, vergeßt nicht, welche Lehre Ihr durch mich empfangen habt und haltet in Zukunft nicht jeden Armen für einen ehrlosen pflichtvergessenen Menschen, der für rothes Geld seine Ehre und Gewissensruhe verkauft."

Theodor Schlick war auf einen Stuhl niedergesunken, die Wucht der so plötzlich auf ihn einstürmenden Ereignisse erdrückte ihn. Den starren Blick auf den Boden gerichtet, den Ausdruck der Todesangst in den Zügen, saß er da wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, der vor dem letzten Gange noch einmal die Vergangenheit vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen läßt.

Als er aus diesem starren, dumpfen Brüten erwachte, war der Schreiber verschwunden.

Schlick blickte um sich, es war der Blick eines Irrsinnigen. Aber als dieser unstäte Blick auf die Reisetasche fiel, welche seinen ganzen Reichthum enthielt, blieb er auf ihr haften; sie war ein Magnet, der nicht allein eine anziehende, sondern auch eine belebende Kraft besaß.

Der Makler schnellte von seinem Sitze empor, sein Körper dehnte und streckte sich, das stockende Blut begann den Kreislauf wieder.

Ein Zug des Hohnes glitt über das Gesicht, welches den starren kalten Ausdruck wieder annahm, ein Zug, der deutlich erkennen ließ, daß Schlick sich noch nicht besiegt hielt.

Er warf seinen Mantel um, setzte den Hut auf und nahm die Reisetasche, die er unter dem Mantel barg.

Der Mond blickte gleichzeitig herunter auf den einsamen Wanderer, der flüchtigen Fußes im Schatten der stillen hohen Häuser rasch die Straßen durchwanderte.

Welche Gedanken mochten die Seele dieses Mannes beschäftigen, als er die Stadt verlassen hatte und auf dem einsamen Feldwege, die breite Straße vermeidend, seinen Weg fortsetzte?

Welche Bilder und Gedanken mochten jetzt emporsteigen, jetzt, als der Wiederhall seiner eigenen Schritte nicht mehr an sein Ohr drang, als die Stille und die Einsamkeit der Nacht ihn umgaben?

Und hätte er auch in das Herz dieses Mannes blicken können, würde er das erforscht haben?

Er schritt so fest, so sicher einher, als ob er nur eine Geschäftsreise machen wolle, von der er bald zurück zu kehren gedachte.

Keinen Blick warf er zurück — vorwärts, vorwärts, ohne Ruhe, ohne Rast, und der Mond sah so gleichgültig auf ihn, den fliehenden Verbrecher, herunter, wie auf jedes andere Menschenkind.

Nur einer begegnete ihm auf dem einsamen Wege, ein Feldhüter, der kopfschüttelnd dem nächtlichen Wanderer lange nachblickte.

War er dazu bestimmt, ein Werkzeug der Vorsehung zu sein?

Der Makler beachtete ihn nicht, er glaubte nicht an das Walten der Vorsehung.

---

19. Kapitel.

Es währte eine ganze Stunde, ehe der Untersuchungsrichter sich bestimmen ließ, die Mittheilungen des Justizraths anzuhören.

Er wollte das bis zum nächsten Morgen hinausschieben und selbst dann noch, als er das Protokoll über die Aussagen der Frau Hauer gelesen hatte, meinte er, die Angelegenheit sei so sehr dringend nicht.

Der Justizrath ward unwillig, er bestand darauf, daß die Untersuchung sofort eingeleitet werden müsse, zumal der Makler Schlick bereits seine Vorkehrungen zur Flucht getroffen habe. Er machte den Richter darauf aufmerksam, daß hier eine Reihe von Verbrechen vorliegen müsse, die zu erforschen Pflicht und Schuldigkeit des Untersuchungsbeamten sei, und der feste, entschiedene Ton, in welchem Harkort dies sagte, verfehlte den beabsichtigten Eindruck nicht.

Der Untersuchungsrichter durchlas noch einmal das Protokoll und den Brief, den Harkort an seinen früheren Schreiber geschrieben hatte und ging darauf auf die Gründe und Vermuthungen des Justizraths ein.

Es war nun schon elf Uhr und ohne die Erlaubniß des Gerichtspräsidenten durften die ersten nöthigen Schritte nicht gethan werden.

Der Gerichtspräsident sah allerdings die Nothwendigkeit einer sofortigen Einleitung der Untersuchung ein, aber zur Verhaftung des Maklers wollte er jetzt noch nicht übergehen. Zuvor mußten vollgültige Beweise gegen ihn vorliegen, sagte er, wenn diese gefunden seien, so könne man zur Verhaftung schreiten. Der Brief selbst beweise nichts, er gebe nur Vermuthungen Raum, und die übrigen Aussagen der Frau Hauer gründeten sich ja auch nur auf Vermuthungen.

Der Justizrath, der von der Schuld des Maklers so fest überzeugt war, daß er nicht begreifen konnte, weshalb weder der Gerichtspräsident noch der Untersuchungsrichter sofort energisch einschritten, beschloß, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Beweise für die Richtigkeit seiner Ansichten und Behauptungen zu suchen.

Er ließ den Polizeipräsidenten wecken und bat ihn, durch einige geheime Agenten die Wohnung Schlick's bewachen zu lassen.

Diese Bitte wurde erfüllt. Der Polizeipräsident ging auf die Intentionen Harkorts ein; er war ein sehr erfahrener umsichtiger Beamter, die Dringlichkeit dieses Falles leuchtete ihm sofort ein.

Zwei Beamten in Civilkleidung wurden beauftragt, heimlich und ohne Aufsehen den Makler zu überwachen. Frau Hauer bot ihnen ihre Wohnung an, von der aus sie das Haus Schlick's beobachten konnten.

Darauf ging der Justizrath, begleitet von den beiden jungen Herren und dem Untersuchungsrichter, zu seinem

Hausarzte, welcher ebenfalls in seiner Nachtruhe gestört wurde.

Harkort übergab ihm das Fläschchen und bat ihn, im Vereine mit einem tüchtigen Chemiker und einem zweiten Arzte der Ausgrabung der beiden Leichen beizuwohnen.

Der Doctor schüttelte bedenklich sein ergrautes Haupt und ließ die Aeußerung fallen, daß es eine mißliche Sache sei, nach zwanzig Jahren eine solche Untersuchung anzustellen.

Harkort aber beharrte bei seinem Verlangen und der Arzt öffnete nun gedankenvoll das Fläschchen.

Ein betäubender unangenehmer Dunst stieg aus demselben empor und verbreitete sich rasch durch das ganze Zimmer.

„Arsenik!“ sagte der Doctor erbleichend. „Es wäre eine Thorheit, wollte man annehmen, der Pharmaceut könne sich bei Bereitung dieser Medicin geirrt haben, sie enthält eine zu bedeutende Dosis dieses Giftes.“

Harkort blickte mit einer gewissin triumphirenden Genugthuung sich um und bot den Anwesenen eine Prise an, die mit Rücksicht auf den widerwärtigen Knoblauchgeruch gerne angenommen wurde.

Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln.

„Diese Entdeckung kann den Verdacht bestärken, aber die Anklage weder begründen noch unterstützen,“ versetzte er. „Zum Ersten fehlt der Beweis, daß der Inhalt dieses Fläschchens wirklich einen Theil der Medicin bil-

det, welche Frau Grimm vor ihrem Tode eingenommen hat."

„Das wird sich hoffentlich bei der Ausgrabung der Leiche und der chemischen Untersuchung heraus stellen", erwiederte der Justizrath ungeduldig.

„Zugegeben, daß es sich herausstellt, wo ist der Beweis, daß Schlick —"

„Aber mein Gott, wenn wir von vorne herein schon den gewünschten Erfolg unserer Bemühungen bezweifeln wollen, so werden wir nie zu einem Resultate kommen," unterbrach ihn der Advokat.

„Ich mache Sie nur darauf aufmerksam, daß wir andere bessere Beweise uns verschaffen müssen," fuhr der Richter fort. „Lassen wir einstweilen die Vergangenheit ruhen, können wir feststellen, daß der Brief, in welchem Grimm seinem Freunde Haus und Vermögen überträgt, gefälscht ist, so haben wir das erste Glied der Beweiskette, dem sich die anderen Glieder dann rasch anschließen werden."

Der Justizrath sah ein, daß dies der kürzeste und einfachste Weg war, er zweifelte auch nicht daran, daß die Sachverständigen die Fälschung feststellen würden, aber er verband noch einen besonderen Zweck mit der Ausgrabung der Leichen, deshalb drang er darauf, daß dieselbe so rasch wie möglich vorgenommen werden solle. Auch Ernst und der Advokat schlossen sich dieser Forderung an, Ernst hegte ja jetzt nur noch den Wunsch,

Beweise dafür zu erhalten, daß Veronika nicht die Tochter dieses Verbrechers war.

Hoffte er, diesen Beweis im Grabe zu finden?

Er konnte eine solche Hoffnung nicht hegen, dennoch klammerte er sich an sie und der Justizrath bestärkte ihn darin.

Durch die Hinzuziehung des zweiten Arztes und des Chemikers wurde die Sache bis zum Morgen verzögert; daß Schlick inzwischen schon über alle Berge war, ahnte Niemand.

Die beiden Polizeibeamten saßen in der Wohnung der Frau Hauer und die alte Frau theilte ihnen und dem Schneider, der die Rückkehr seiner Mietherin erwartet hatte, mit, weshalb sie das große unheimliche Haus so scharf bewachen mußten.

Die Beamten waren an solche Mittheilungen gewohnt, vor ihren Augen hatte schon manches düstere Bild sich entrollt, sie überraschte es nicht, daß der reiche Makler nun plötzlich als ein gemeiner Verbrecher entlarvt werden sollte.

Aber der Schneider wußte für seine Bestürzung und sein Entsetzen keine Worte zu finden. Wenn auch sein Nachbar, der Schuster, oft darauf angespielt hatte, daß es mit der Auswanderung Grimm's keine richtige Sache sei, daß hier ein dunkles Geheimniß vorliege, vielleicht ein entsetzliches Verbrechen, Meister Grün war nie geneigt gewesen, diesen Vermuthungen beizupflichten. Er konnte auch jetzt noch nicht glauben, daß Schlick alle die Ver=

brechen begangen haben sollte, welche Frau Hauer ihm aufbürden wollte.

Zur Ruhe ging Meister Grün in dieser Nacht nicht, er wollte die Katastrophe abwarten.

Aber die Geduld der Harrenden wurde auf eine harte Probe gestellt.

Die Nacht verstrich, in der Schreibstube des Maklers brannte noch immer Licht, man sah es durch die Spalten der halb geöffneten Fensterladen hindurch schimmern. Erst als der Morgen dämmerte, erlosch es.

Eine Stunde nach der andern verging, Bäcker und Metzger kamen und gingen, die alte Magd öffnete die Fenstern, der Makler ließ sich nicht blicken.

Meister Grün ging nach dem Frühstück in's Nebenhaus, um dem Schuster die Ereignisse der verwichenen Nacht mitzutheilen, und der Letztere triumphirte, weil er seine früheren Vermuthungen und Behauptungen jetzt bestätigt sah.

Die Beamten saßen noch immer an dem Fenster, aufmerksam und unverwandt hinüber schauend, während Frau Hauer in Allem, was sie that, eine wachsende Ungeduld und fieberhafte Aufregung verrieth.

Es schlug elf Uhr; schon seit einer Stunde erwarteten die Polizeibeamten ungeduldig den Befehl, ihren Posten zu verlassen, schon wollte Meister Grün die alte Frau darauf aufmerksam machen, daß sie zu weit gegangen sei, als plötzlich vor dem Hause des Maklers ein Wagen in scharfem Trabe vorfuhr.

Die Thüre des Wagens wurde geöffnet, der Polizei-Inspector, der Justizrath und Ernst stiegen aus.

Fast in demselben Augenblicke bog ein zweiter Wagen um die Ecke, auch er hielt vor dem Hause Schlick's.

Er brachte den Untersuchungsrichter, einen Gerichtsschreiber und zwei Gensd'armen.

Frau Hauer eilte hinaus, die beiden Beamten folgten ihr, ohne dem Schneider Rede zu stehen, der von ihnen über die Stellung einiger dieser Herren Aufschluß verlangte.

„Jetzt geht es los!" rief der Schuster, der sich nun auch nicht mehr um seinen bestürzten, entsetzten Nachbar kümmerte.

„Ich hab's ja immer gesagt, es nimmt ein schlimmes Ende!"

Auch er eilte hinaus und Meister Grün hielt es für rathsam, ihm zu folgen, um sich an Ort und Stelle Gewißheit zu verschaffen.

Als die beiden Beamten dem Inspector berichtet hatten, daß der Makler das Haus nicht verlassen habe, nickte dieser befriedigt; er ahnte nicht im entferntesten, daß der schlaue Fuchs schon vorher sich aus seinem Bau entfernt haben könne.

Frau Hauer näherte sich dem Justizrath, der mit sehr ernster und sehr wichtiger Miene eine Prise nahm, während der Gerichtsschreiber energisch die Glocke zog.

„Wir haben Beweise," sagte der alte Herr rasch, „dieser Mensch ist ein entsetzlicher Verbrecher!"

„Gültige Beweise?“ fragte Frau Hauer erregt.

„Natürlich! Die Leiche der Frau Grimm war merkwürdig gut conservirt, die Wissenschaft hat das Gift entdeckt.“

„Und das Kind?“

„Das Kind? Hm — wissen Sie, was wir in dem kleinen Sarge fanden?“

„Nein, nein —“

„Das Gerippe eines Hundes.“

Die alte Frau nickte; diese Entdeckung schien sie keineswegs zu überraschen.

„Seit Jahren habe ich diesen Argwohn gehegt“, sagte sie leise, „der Makler besaß damals einen großen schönen Hund, nach dem Tode der Frau Grimm war er verschwunden. Mir mußte das auffallen, weil Schlick nie ohne diesen Hund ausging, aber ich dachte noch später daran —“

„Ja, ja“, fuhr der Justizrath fort, während er die zweite Prise nahm und der Gerichtsschreiber zum zweitenmale die Glocke zog, „man weiß in der That nicht, ob man sich darüber entsetzen oder wundern soll. Entsetzen über die Profanation des Grabes oder wundern darüber, daß der Makler diesen Betrug zu ermöglichen wußte. Item, die Sache ist constatirt und ich zweifle nicht, daß wir noch mehr entdecken werden. Daß der Brief gefälscht ist, haben die Sachverständigen soeben festgestellt, und die Dokumente, welche ich heute Morgen dem Gerichte überlieferte, ergeben Aufschlüsse, welche mit Ihren Behaup-

tungen und Vermuthungen in jeder Beziehung übereinstimmen."

. Die alte Magd öffnete in diesem Augenblick die Thüre, die beiden Gensd'armen hatten Mühe, die Neugierigen zurückzuweisen, welche unter allen erdenklichen Vorwänden den Zutritt zu ermöglichen suchten.

Nur Frau Hauer, Meister Grün und der Schuster durften sich den Herren anschließen, welche rasch die Schwelle überschritten.

Die alte Magd konnte vor Entsetzen kein Wort über die Lippen bringen, der Justizrath mußte dreimal an sie die Frage richten, ob der Makler zu Hause sei, ehe es ihr möglich war, darauf zu erwiedern, Herr Schlick habe am Abend vorher sich entfernt und sei bis jetzt noch nicht heimgekehrt.

Harkort verlangte sofortige Verfolgung des flüchtigen Verbrechers, der Untersuchungsrichter dagegen hegte die Ueberzeugung, daß der Makler sich noch im Hause befinden müsse.

„Er ist gewarnt worden," sagte der Justizrath, dem die Galle in's Blut gestiegen war; „Gott weiß, wer ihn gewarnt hat, aber daß es der Fall gewesen ist, liegt klar am Tage."

Der Polizei-Inspector blickte die Magd so scharf an, als ob er die innersten Tiefen ihrer Seele erforschen wolle.

„Sagen Sie die Wahrheit," nahm er in ernstem Tone das Wort, „wenn Sie uns zu täuschen suchen, werden

wir Sie als die Mitschuldige des Verbrechers ansehen und behandeln. Bedenken Sie, daß es sich hier nicht um ein gewöhnliches Verbrechen, sondern um Mord und Fälschung handelt."

Die Alte blieb bei ihrer Behauptung, trotzdem die Beamten erklärten, daß während der ganzen Nacht im Bureau Licht gebrannt hätte.

Die Wahrheit dieser Behauptung wurde sehr bald ermittelt; als die Herren in's Bureau traten und den eisernen Schrank nicht alleine offen sondern auch geleert fanden, da konnten sie nicht mehr bezweifeln, daß Schlick frühzeitig gewarnt oder durch sein böses Gewissen geängstigt die Flucht ergriffen hatte.

Der Polizei-Inspector schickte sofort die beiden Beamten zum Bahnhofe, um dort Erkundigungen einzuziehen. Inzwischen wurde das Haus einer sehr gründlichen und gewissenhaften Durchsuchung unterworfen.

Bei all' denen, welche sich an dieser Haussuchung betheiligten, hatte die Ueberzeugung sich geltend gemacht, daß der frühere Besitzer dieses Hauses ermordet und die Leiche heimlich beseitigt worden wäre.

Die Aussagen des entwichenen und wieder eingefangenen Wechselfälschers, dessen Vertheidigung Herr Harkort übernommen hatte, stimmten ja mit dieser Vermuthung überein.

Aber es schien unmöglich, dieses Geheimniß zu erforschen, wenn nicht ein Geständniß des Maklers den Schlüssel dazu gab.

In dem ganzen Hause fand man nichts, was irgend einen Anhaltspunkt bieten konnte.

Schon zwei Stunden hatte die Haussuchung gewährt, das Protokoll sollte geschlossen werden.

Der Justizrath allein protestirte.

Er verlangte, die Kellerräume sollten noch einmal und zwar schärfer und genauer durchsucht werden und der Inspector schloß sich nach einer kurzen Berathung dieser Forderung an.

Man fand im Keller eine Haue und mehrere Spaten und das geübte Auge eines Gensd'armen wollte in einer Ecke des überwölbten Raumes eine kleine fast unbedeutende Erhöhung bemerken.

Hier war jede Entdeckung von Wichtigkeit, man untersuchte die Stelle genauer und fand, daß der Boden nicht so fest war, wie an jeder anderen Stelle.

So fort, auf die Gefahr hin, eine nutzlose Arbeit zu unternehmen, wurden Haue und Spaten in Thätigkeit gesetzt, und ehe eine halbe Stunde verstrichen war, hatte man die Beweise, welche man suchte, gefunden.

Der Untersuchungsrichter schickte zum Gerichtsarzte, aber es war dem Mann der Wissenschaft nicht mehr möglich, zu constatiren, welches Todes der Ermordete gestorben war.

Tief erschüttert verließen Ernst und der Justizrath das Haus, in welchem die Beamten zurück blieben, um die Siegel anzulegen und die Anordnungen zur Beerdigung der Ueberreste des Wucherers zu treffen.

Die Beiden schlugen den Weg zur Wohnung des Advokaten ein, sie hatten versprochen, ihm Nachricht zu bringen, sobald sie selbst Gewißheit erhielten.

Harkort war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, auch Ernst war still und nachdenklich.

Erst im Bureau des Advokaten brach der Justizrath das Schweigen, und je mehr er sprach, desto höher wuchs seine Aufregung.

„Mit diesen Entdeckungen und Beweisen dürfen wir uns nicht begnügen," sagte er, während er unruhig auf und ab wanderte, „der Mörder muß verfolgt und der Gerechtigkeit überliefert werden."

„Ueberlassen wir das der Behörde", wandte Ernst ein, „sie wird ihn schon finden."

Der alte Herr blieb stehen und warf seinem Sohne einen sehr vorwurfsvollen Blick zu.

„Und Veronika?" fragte er gedehnt.

„Ist es denn nicht bewiesen, daß sie nicht sein Kind ist?" erwiederte Ernst.

„Da siehst Du, wie ein gewöhnlicher Mensch über juristische Fragen denkt!" spottete Harkort, sich zu dem Advokaten wendend, der gedankenvoll nickte. „Bewiesen? Was ist bewiesen? Gar nichts! Wenn dieser Verbrecher nicht freiwillig erklärt, daß Veronika nicht sein Kind, sondern die Tochter des Wucherers Grimm ist, so bleibt nur noch übrig, ihm durch ein scharfes Kreuzverhör das Geständniß zu entlocken. „Beweisen läßt sich hier nichts",

fuhr er, mehr und mehr sich ereifernd, fort, „durchaus nichts, Veronika bleibt nach wie vor die Tochter des Mörders, wenn es uns nicht gelingt, den letzteren zu einem Geständniß zu bewegen. Und nicht allein der Makel auf dem Namen, auch das Vermögen fällt in die Wagschale, Ernst. Der Kerl ist mit dem gesammten Vermögen durchgebrannt, ich denke, das verdient doch auch einige Berücksichtigung.“ Ernst zuckte gleichmüthig die Achseln.

„Mein Einkommen reicht hin,“ sagte er, „und was Veronika betrifft —“

„So wäre sie eine Thörin, wollte sie die bedeutende Mitgift in die Schanze schlagen,“ unterbrach Schwarz ihn. „Ob es nun Edelmuth oder Gleichgültigkeit ist, was Dich so leichtfertig über diesen Punkt hinweg sehen läßt, in jedem Falle ist es eine Thorheit.“

„Basta!“ sagte der Justizrath, indem er mit der flachen Hand auf den Deckel seiner Dose schlug. „Du wirst die Güte haben, mich während meiner Abwesenheit zu vertreten, Gustav, ich reise dem Hallunken nach.“

„Wären wir in den Ferien, so würde ich Deine Begleitung beanspruchen, so aber geht's nicht. Ernst ist mir nicht schlau und energisch genug, er kann auch nicht abkommen.“

„Nimm einen geheimen Polizeiagenten mit,“ rieth der Advokat.

Der alte Herr schüttelte ablehnend das Haupt.

„Wenn man nicht durch einen glücklichen Zufall den

Richtigen antrifft, so verdirbt ein solcher Agent oft mehr, als man wieder gut machen kann," sagte er. „Diese Leute müssen allein reisen, in ihren Operationen ganz ungehindert sein, wenn sie etwas ausrichten sollen. Ich würde meinen Schreiber mitnehmen, aber der Mann hat keine Routine, sein guter Wille reicht allein nicht hin."

„Wie wäre es mit Balthasar?" fragte Schwarz.

„Dein rother Balthasar?"

„Ja. Der Bursche ist schlau, erfahren und gewandt, er wird Dir gute Dienste leisten."

Harkort dachte eine geraume Weile nach.

„Gut, ich will's versuchen mit ihm," erwiderte er, „wenn er meinen Anforderungen nicht entspricht, schicke ich ihn mit Protest zurück. Sprich Du mit ihm, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren, heute Abend um sechs Uhr reise ich ab. Wenn er mich begleiten will, soll er sich am Bahnhof einfinden."

Der Justizrath stürmte hinaus, Ernst ging zur Tante Therese, um ihr und Veronika die jüngsten Ereignisse zu berichten.

Der Zug fuhr ab. Der Justizrath hatte den Augenblick kaum erwarten können. Unbekümmert um seine Reisegefährten, welche die fieberhafte Ungeduld des alten Herrn sehr sonderbar und auffallend fanden, hatte er wohl ein Dutzendmal sein graues Haupt zum Fenster hinausgeschoben, seinem Sohne zugenickt und darauf den Schaffner gefragt, ob denn noch nicht bald das Signal zur Abfahrt gegeben werde.

Endlich tönte die Glocke, ein schriller Pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung.

Harkort athmete erleichtert auf, schob die Brille auf die Stirne und bot seinen Reisegefährten eine Prise an.

„Es ist die richtige Route, ganz gewiß,“ sagte er, „der Schuft hat jedenfalls diese Richtung eingeschlagen.“

„Auch meine Meinung,“ erwiderte Balthasar, „aber der Henker mag wissen, wo er eingestiegen und wieder ausgestiegen ist.“

Der Justizrath nickte gedankenvoll.

„Ja, wenn man das wüßte!“ sagte er. „Indeß, der Telegraph wird ihn schon einholen, wir wissen ja, unter welchem Namen er reist.“

Den Beiden gegenüber saß ein kleiner, wohlgenährter Herr, dessen Lippen ein sehr freundliches Lächeln umspielte.

Nach seiner Kleidung und seiner ganzen äußeren Erscheinung zu urtheilen, mußte er ein wohlhabender Viehhändler sein, wenigstens hielt der Justizrath ihn dafür und Harkort prahlte gerne mit seinem unfehlbaren Scharfblick in dieser Beziehung.

Dieser Herr gab sich den Anschein, als interessire ihn die Unterhaltung der Beiden nicht im Entferntesten, und doch hätte Harkort mit seinem Scharfblick bemerken müssen, daß er sehr aufmerksam zuhörte.

„Wenn wir auf der nächsten Station Erkundigungen einzögen?“ meinte Balthasar, während er die Cigarre anzündete, die der Justizrath ihm angeboten hatte. „Der

Stationsvorsteher muß sich doch erinnern können, ob heute Morgen ein fremder Herr eingestiegen ist."

„Hm — wer bürgt Ihnen dafür, daß der Mann nicht schon gestern Abend mit dem letzten Zuge das Weite gesucht hat?" fragte Harkort. „Aber Sie haben Recht, erkundigen können wir uns immerhin."

„Ganz und gar unnöthig," sagte der Viehhändler mit dem stereotypen Lächeln auf dem runden Gesicht.

Der Justizrath blickte stier den Reisegefährten an, man las in seinen Zügen, daß er nicht wußte, ob er sich mehr wundern sollte über die Sicherheit oder die Kühnheit, mit der dieser Fremde sich in die Unterhaltung einmengte, deren Thema ihm doch unbekannt sein mußte.

„Ich sage Ihnen, diese Erkundigung ist unnöthig," fuhr der Fremde mit gedämpfter Stimme fort, „und nicht allein dies, sie ist auch nicht rathsam. Clemens Weiler hat ein Billet nach Aachen gelöst, von dort wird er wahrscheinlich die Reise über die Grenze zu Wagen oder zu Fuß machen, um die Spur wieder zu verwischen."

Das Erstaunen des Justizraths wuchs, er ließ die Brille wieder auf die Nase fallen und blickte bald Balthasar, bald den Fremden an, just als ob er die Beiden fragen wollte, ob er sich vielleicht in der Gesellschaft eines Irrsinnigen befinde.

„Entschuldigen Sie," sagte er endlich. „Ihr werther Name?"

„Franz Gerber," erwiderte der runde Herr lächelnd.

„Viehhändler, nicht wahr?"

„Wenn Sie wollen, ja."

„Ach — und woher wissen Sie —"

„Sehr einfach. In dem Rapport eines Feldhüters, der heute Morgen eingereicht wurde, fand sich die Notiz, daß der Schreiber des Rapports in verwichener Nacht einem Wanderer begegnet sei, der ihm einiges Mißtrauen eingeflößt habe. Diese Begegnung hat auf einem einsamen Feldwege zwischen der Stadt und der nächsten Eisenbahnstation kurz vor Mitternacht stattgefunden."

„Ach — Sie sind? —"

„Viehhändler."

„Und außerdem —"

„Pst — nicht so laut, Sie haben schon vorhin zu laut über die Angelegenheit gesprochen. Das war unklug, wir haben das Princip, Jedem zu mißtrauen."

Der Justizrath zog die Augenbraunen in die Höhe und nickte verständnißreich.

„Ich begreife," sagte er. „Nun? Und weiter —"

„Das Weitere besorgte der Telegraph. Wir erhielten die gewünschte Antwort, die Sache ist außer allem Zweifel."

Harkort bot dem Beamten der geheimen Polizei eine Prise an.

„Sie sind also damit betraut?" fragte er.

„Allerdings, Sie können getrost heimkehren."

„Glauben Sie? Ich habe aber ein besonderes Interesse, den Mann zu verfolgen. Von seinem Geständnisse über einen Punkt hängt viel ab, wenn ich warten

wollte, bis er eingeliefert wird, könnte ich vergeblich gewartet haben."

„Dieser Punkt betrifft die Braut Ihres Herrn Sohnes?"

„Woher wissen Sie —"

„Still, still, wir wissen Alles. Nun wohl, ich habe nichts dagegen, wenn Sie mich begleiten wollen, aber ich muß es Ihnen zur Bedingung machen, daß Sie sich meinen Anordnungen fügen."

Der Justizrath wußte nicht, was er zu dem Allem sagen sollte, er sah ein, daß er die Verfolgung mit sehr vielem Muthe, aber auch mit sehr vielem Leichtsinn begonnen hatte, er war im Begriff gewesen, auf's Gerademohl in's Blaue hinein zu reisen, während die Polizei die Zeit inzwischen vortrefflich benutzt und schon die sichere Spur gefunden hatte.

Und nicht allein dies, sie wußte auch, daß und weshalb er den Flüchtling verfolgen wollte, was ihm natürlich sehr auffallend und räthselhaft erscheinen mußte.

Nun aber sah er auch ein, daß er nichts Besseres thun konnte, als sich der Leitung dieses Beamten unterzuordnen, wenn er seinen Zweck erreichen wollte.

„Ich nehme diese Bedingung an," sagte er nach einer Pause, „wie aber ist es mit meinem Begleiter?"

Der Beamte zuckte die Achseln.

„Wenn er irgendwie schlau und gewandt ist, kann uns seine Begleitung nur angenehm sein," erwiderte er.

Balthasar verbeugte sich, das sichere ruhige Auftreten dieses Mannes flößte ihm Respect ein.

Der Justizrath stützte das Knie auf die Krücke seines Regenschirmes und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, weshalb überließen Sie nicht dem Telegraph die Abwickelung dieser Angelegenheit?“ fragte er.

„Hm, auf den Telegraph setzen wir unser ganzes Vertrauen niemals,“ entgegnete Berger. „Wer weiß, ob der Flüchtling nicht schon vor Aachen ausgestiegen ist, ob er nicht unterwegs die ganze Route geändert hat? Dann auch müssen Sie bedenken, daß er einen Vorsprung vor dem Telegraph von mindestens acht Stunden hatte und daß der Zug, den er benutzte, ein Schnellzug war. — Nun hören Sie meine erste Bedingung. Wo wir auch aussteigen und einkehren mögen, wir werden uns stets den Anschein geben, als ob wir einander ganz fremd seien.“

„Ich verstehe.“

„Haben wir einander Mittheilungen zu machen, so geschieht das an einem dritten Orte, in einer Restauration, welche ich in jeder Stadt Ihnen vor dem Aussteigen bezeichnen werde. Je nachdem nichts Wichtiges vorgefallen ist, worüber wir mit einander berathen müssen, können wir in besonderen Coupé's unsere Reise fortsetzen.“

„Gut.“

„Alle Nachforschungen überlassen Sie mir, ich werde

erst dann Ihre Hülfe in Anspruch nehmen, wenn wir den Flüchtling gefunden haben.“

Der Justizrath nickte, er unterwarf sich schweigend; jetzt erst, als er die Schwierigkeiten der Verfolgung erkannte, sah er ein, wie wenig er allein ausgerichtet haben würde.

„Und nun lassen Sie uns über alltägliche Dinge mit einander sprechen,“ fuhr Berger fort, „unsere Reisegefährten werden bereits aufmerksam.“ — — — — —

Spät in der Nacht kamen die drei in Aachen an.

Der Beamte nannte seinen Reisegefährten das Hotel zum König von Spanien und trat darauf zum Bahnhof-Inspector, um seine Nachforschungen zu beginnen.

Die Depesche war angekommen, aber der Flüchtling nicht bemerkt worden.

Berger bemerkte auf dem Perron mehre Polizeibeamte, er unterhielt sich mit einem derselben und schien mit dem Resultat dieser Unterhaltung zufrieden zu sein.

Im Gasthofe angelangt, ging er in den Speisesaal, und da der Justizrath und Balthasar die einzigen Gäste waren, so konnte es den Kellner nicht befremden, daß der Eintretende sich zu ihnen setzte.

„Er ist durchgefahren,“ flüsterte der Beamte, nachdem er einige alltägliche Redensarten im gleichmüthigsten Tone mit den Beiden gewechselt hatte. „Ein Polizeibeamter erinnert sich, daß ein Herr, der in einen Mantel gehüllt war und eine Reisetasche trug, hier ausstieg, ein Billet

löste und dann mit demselben Zuge die Fahrt fortsetzte. Die Depesche traf erst später ein."

„Sind Sie überzeugt, daß er es war?" fragte Harkort.

„Eben so sehr, als ich überzeugt bin, daß er seine Werthpapiere in der Reisetasche hat."

„Wohin löste er das Billet?"

„Ich weiß es noch nicht, vielleicht wird es auch schwer halten, das zu erfahren, da der Cassirer sich unmöglich jedes einzelnen Fremden entsinnen kann. Aber ich vermuthe, daß er in Herbesthal ausgestiegen ist."

„Sie glauben nicht, daß er die Grenze passirt hat?"

„Zu Fuß, er mußte die Revision seines Passes fürchten, da es ja in der Möglichkeit lag, daß die Grenzbeamten schon auf ihn vigilirten. Wir werden das morgen erfahren, mit dem ersten Zuge reisen wir ab." —

Es war eine rastlose, ermüdende Jagd, eine Jagd mit allen Schwierigkeiten und Hindernissen.

Theodor Schlick hatte während seiner Flucht die Schlauheit eines Fuchses bewiesen und der Justizrath würde trotz seiner Ausdauer die Spur verloren haben, wenn nicht der erfahrene, ruhige, mit allen Ränken und Kniffen eines verfolgten Verbrechers vertraute Beamte ihm zur Seite gestanden hätte.

In Herbesthal war allerdings ein einzelner Herr, der eine Reisetasche trug, ausgestiegen, aber der Mantel, der nebst der Tasche gewissermaßen ein Erkennungszeichen war, fehlte.

Berger ließ sich dadurch nicht beirren, er forschte so

lange nach, bis er erfuhr, daß dieser Herr spät am Abend in einem bescheidenen Wirthshause gespeist und dann ohne längeren Aufenthalt sich wieder entfernt hatte.

Der Justizrath miethete einen Wagen, die Verfolgung wurde fortgesetzt.

Man fand und verlor die Spur wieder, Berger setzte die Jagd rastlos fort.

Wenn nicht alle Anzeichen trügten, so hatte der Verfolgte sich nach Marseille gewandt, die nördlichen Seehäfen schienen ihm nicht sicher genug zu sein.

Als die Verfolger in Marseille angekommen waren, führte Berger seine beiden Reisegefährten in ein sehr bescheidenes Wirthshaus, dort sollten sie sich versteckt halten, bis er seine Erkundigungen eingezogen hatte.

Es waren nicht viele Fremde in Marseille und die Schiffe fuhren der rauhen Witterung wegen sehr spärlich ab. Das erleichterte die Nachforschungen des Beamten.

Aber trotz allen früheren Anzeichen, auf deren Unfehlbarkeit Berger vertraut hatte, fand sich in keinem Gasthofe eine Spur von dem Flüchtlinge, es schien fast, als ob es demselben schon gelungen sei, den Ocean zwischen sich und seine Verfolger zu legen.

Der Justizrath verlor schon den Muth, der Beamte blieb ruhig, er war seiner Sache zu sicher.

Es gelang ihm zu ermitteln, daß zwei Tage vorher ein Fremder zu Fuß angekommen war, der seine Ermüdung nicht hatte verbergen können.

Nur ein Polizeibeamter konnte sich dieses Herrn er-

inern, aber ein genaues Signalement nicht angeben, weil der Fremde am Abend ihm in einer dunklen Straße begegnet war. Er entsann sich nur, daß es ihn befremdet hatte, einen so elegant gekleideten, in einen kostbaren Pelzrock eingehüllten Herrn, der einen Rock und eine kleine Reisetasche trug, zu Fuß ankommen zu sehen, zumal die Ermüdung desselben ihm bewies, daß dieser Herr eine weite Wanderung gemacht haben mußte.

Ein Schiff war seitdem nicht abgefahren, erst am nächsten Morgen sollte eins die Anker lichten, welches an der italienischen Küste vorbei nach Madeira und später von dort nach Südamerika fuhr.

Berger verfügte sich sofort zu dem Capitain des Schiffes und bat um die Passagierliste.

In ihr fand er den Namen eines Baron Laturier, und da der Capitain diesen Baron von Ansehen kannte, so war es dem Beamten leicht, sich das Signalement desselben zu verschaffen.

In einzelnen Punkten stimmte es mit dem Signalement des Verfolgten überein, in anderen wieder nicht.

Berger wollte sich Gewißheit verschaffen, er theilte seinen Reisegefährten den Plan mit, den er rasch entworfen hatte und ging, von einem französischen Polizeibeamten begleitet, in den Gasthof, in welchem der Baron wohnte.

Der Justizrath und Balthasar sollten später nachfolgen.

Der Wirth, den Berger in's Verhör nahm, machte kein Geheimniß daraus, daß der Herr Baron vor zwei

Tagen Abends zu Fuß angekommen sei, daß er außer einer Reisetasche kein Gepäck hatte und daß er die französische Sprache mit einem fremdartigen Accent spreche.

Der Beamte triumphirte, er glaubte sein Ziel erreicht zu haben.

---

21. Kapitel.

Der Baron von Laturier war allerdings kein anderer, als der Makler Theodor Schlick, der verfolgte Makler und Fälscher.

Gehetzt wie ein angeschossenes Wild, überzeugt, daß man ihn verfolgte und in der unausgesetzten Angst, eingeholt und auf den Schauplatz seines Verbrechens gewaltsam zurückgeführt zu werden, hatte er alles Mögliche ersonnen, um jede Spur zu verwischen und die Verfolger irre zu führen.

Es war ihm gelungen, den Schreiber eines Maire, den er in einer Dorfschenke kennen lernte, zu bestechen; für die Goldrolle, die er opferte, erhielt er einen Paß auf den Namen eines Baron von Laturier.

Mit diesem Paß hatte er seine Reise fortgesetzt und schon sein aristokratisches Auftreten war eine Schutzmauer, welche die französische Polizei respectirte. Sein Plan war es, sich in Marseille nach Italien einzuschiffen, dort einige Wochen zu weilen und dann die Reise nach Südamerika anzutreten.

Durch diesen Plan hoffte er Alle zu täuschen, er hegte die Ueberzeugung, daß man zuerst in den nördlichen und westlichen Seehäfen auf ihn fahnden und nicht daran denken würde, daß er einen südlichen Hafen vorgezogen habe.

Aber trotzdem er auf die Unfehlbarkeit dieses Planes pochte, trotzdem sein Name schon in der Passagierliste des Schiffes, welches binnen wenigen Stunden die Anker lichten sollte, verzeichnet stand, war er dennoch nicht ruhig.

War es das böse Gewissen, welches ihn marterte, welches diesen Zustand fieberhafter Aufregung hervorrief und ihm keine Ruhe ließ im Wachen wie im Träumen?

Er sagte nein, er wollte das nicht zugeben.

Er meinte, dieser Zustand rühre nur von den Strapazen der weiten Reise, von den steten Besorgnissen und den Geistesanstrengungen her, er hegte die Ueberzeugung, daß er wieder Ruhe finden werde, sobald er einen sicheren Ort gefunden habe.

Und doch war es ihm oft, als zögen tausend unsichtbare Arme ihn nach Deutschland zurück, als könne er erst dann Ruhe finden, wenn er auf dem Schauplatz seiner Verbrechen wieder angelangt sei, um zu büßen und die Blutschuld zu sühnen.

Und wenn er dann über die Buße und Sühne nachdachte, so schauderte er zurück vor dem Gedanken, daß irgend ein Zufall ihn seinen Verfolgern in die Hände führen könne.

Auch in diesem Augenblick folterten solche Gedanken seine Seele.

Er saß am Kamin und blickte brütend in die knisternden Flammen.

Welche Bilder mochten aus diesen Flammen emporsteigen und an seinem Geiste vorüberziehen?

Sah er den ermordeten Freund, dessen Leiche in dem Keller seines verlassenen Hauses moderte? Die Mutter, der er den Gifttrank gebraut, das Kind, dem er die Mutter geraubt hatte?

Der feste, energische Zug um seine Mundwinkel, in welchem Hohn, Trotz und Bosheit lagen, deutete nicht darauf, er verrieth eher, daß dieser Mann, statt der Gewissensangst und der Reue, einen tiefen Groll darüber empfand, daß er die Früchte seiner Verbrechen nicht genießen sollte.

Weshalb hatte er damals die Wärterin nicht des Diebstahls beschuldigt und sie verhaften lassen?

Selbst, wenn sie auch gegen ihn einen Verdacht ausgesprochen hätte, war es nicht vorauszusehen, daß die Richter diese Aussagen für Verläumdungen hielten, auf welche sie keinen Werth legen durften?

Weshalb hatte er das Weib nicht unschädlich gemacht, als es so feindselig ihm gegenüberstand?

Ja — weshalb — weshalb! An ein Walten der Vorsehung dachte Schlick nicht, so wenig, wie er an ein Leben nach dem Tode, an eine Vergeltung dachte.

Er fühlte sich sicher und dieses Gefühl rief in seiner Seele triumphirende Genugthuung hervor.

Mochten sie auch in der Heimath alle seine Ver-

brechen entdecken, was wollten sie ihm anhaben, wenn er mit seinen Schätzen ihrem Bereiche entrückt war.

Mit seinen Schätzen!

Schlick erhob das Haupt und warf einen Blick auf seine Reisetasche, die neben ihm auf dem Teppich lag.

Wie er sie liebte, diese Schätze, die er drüben in glänzendes Gold umwandeln wollte!

Er fühlte jetzt auch etwas von der Habgier eines geizigen Wucherers in sich, der Verlust seines Reichthums wäre sein Tod gewesen.

Er wollte sich erheben, um einen Blick in die Tasche zu werfen.

Weshalb auch sollte er sein Auge nicht weiden an dem Anblick dieses Reichthums, für den er so schwer gesündigt hatte!

Da horch! — ein lautes, ungestümes Pochen.

Schlick fuhr erschreckt zusammen, wie angebannt hing sein stierer Blick an der Thüre, während die Hand krampfhaft die Reisetasche umklammerte.

Auf der Schwelle des Zimmers stand ein französischer Polizeibeamter; das runde, behäbige Gesicht, welches hinter diesem Beamten blitzschnell hervorlugte, sah der Verbrecher nicht.

Sein Entsetzen schon mußte zum Verräther an ihm werden, der Besuch der Behörde flößt dem Unschuldigen wohl eine vorübergehende Bestürzung, aber kein Entsetzen ein.

Der Polizeibeamte schien das nicht zu bemerken.

Er verbeugte sich höflich und bat den Herrn Baron um Vorzeigung seines Passes.

Die Höflichkeit und das tactvolle Auftreten des Beamten beruhigten den Verbrecher, der jetzt seine Fassung rasch wieder fand.

„Wozu das?“ fragte er, und wenn auch die Ruhe, die er heuchelte, seiner Seele fremd war, ein Unbefangener hätte sich vielleicht durch sie täuschen lassen.

Der Beamte zuckte gleichmüthig die Achseln.

„Es ist so Sitte,“ sagte er.

Theodor Schlick hatte seine Portefeuille schon geöffnet, er überreichte dem Beamten das Dokument und bat ihn Platz zu nehmen.

„Sie hätten den Weg ersparen können,“ versetzte er, „aus dem Passe werden Sie ersehen, daß ich der Baron von Laturier bin, der zu seinem Vergnügen eine Reise nach Italien macht. Ich denke den Winter dort zuzubringen,“ fuhr er gesprächig fort, während der Beamte aufmerksam das Dokument prüfte, „vorausgesetzt, daß es mir dort gefällt, im Frühjahr kehre ich nach Frankreich zurück, denn in Frankreich ist der Mai am schönsten.“

Der Beamte nickte und warf unter den Augenwimpern hervor einen scharfen, forschenden Blick auf den kleinen hageren Herrn, dessen elegant frisirte Perrücke im tiefsten Blauschwarz glänzte.

„Sie wollen morgen früh abreisen?“ fragte er.

„Ja. Meine Vorbereitungen sind bereits getroffen,

wenn Sie mir die Ehre schenken wollen, eine Flasche mit mir zu leeren —"

„Ich danke Ihnen. Wie ich höre, haben Sie kein Gepäck zu einer so weiten Reise —"

„Ich habe es vorausgeschickt, weil ich nicht gerne mit vielem Gepäck reise."

Der Beamte gab den Paß zurück, er schien befriedigt zu sein und durchaus keinen Argwohn zu hegen.

Auch Schlick war beruhigt, ja, es war ihm sogar lieb, daß die Behörde seinen Paß revidirt hatte; für den Fall man ihn bis hieher verfolgte, bevor er abgereist war, konnte auf ihn kein Verdacht mehr fallen.

Ein triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen, als die Thür hinter dem Beamten in's Schloß fiel.

Er setzte sich wieder an's Feuer und rieb im Vorgefühle seiner Sicherheit vergnügt die Hände.

Es war allerdings nur noch ein Vorgefühl, denn auf seine Sicherheit konnte er erst dann bauen, wenn das Schiff sich auf hoher See befand.

Er hörte nicht, daß draußen im Corridor mehrere Personen so geräuschlos wie möglich kamen und gingen, und wenn er es gehört hätte, er würde *keinen Verdacht* deshalb geschöpft haben.

Da wurde plötzlich abermals die Thür geöffnet und entsetzt fuhr Schlick von seinem Sitze empor, als er den Justizrath Harkort eintreten sah.

Als ob der Blitz vor ihm niedergefahren sei, stierte er den Eintretenden an, er sah nicht einmal, daß der

kleine runde Herr, der französische Polizeibeamte, der Schreiber des Advokaten Schwarz und einige andere Herren ihm folgten, er sah nur den Justizrath, den Mann, den er glühend haßte, weil er von ihm keine Schonung, keine Rücksichten erwarten durfte.

Er begriff im Nu, daß Alles für ihn verloren war, daß er das Spiel verloren hatte, trotz seiner Schlauheit und Gewandtheit.

Hatte er noch einen letzten Trumpf?

Verbrecher dieser Classe lieben es, ein Präservativmittel bei sich zu führen, welches sie dem rächenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit entziehen kann: — auch Schlick führte ein solches Mittel bei sich.

Aber ehe er Zeit fand, es anzuwenden, ehe er seine Fassung so weit wieder gefunden hatte, daß er in die Brusttasche seines Rockes greifen konnte, waren seine Hände schon gefesselt durch die sehnigen Fäuste des französischen Beamten.

Berger benutzte diesen Augenblick, um den Gefangenen zu entwaffnen, als er sich des Revolvers bemächtigt und keine andere Waffe gefunden hatte, gab er dem Beamten durch einen Wink zu verstehen, daß er die Arme des Verbrechers freigeben möge.

„Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß Sie uns jetzt nicht mehr entrinnen werden," nahm Harkort das Wort, „eben so wenig, wie ich es für nöthig erachte, Ihnen zu bemerken, daß die ganze Summe Ihres Verbrechens entdeckt worden ist. Das Einzige, was die

Strafe mildern kann, welche Sie erwartet, ist ein offenes Geständniß, namentlich in Bezug auf Ihre Tochter, die nach den gemachten Entdeckungen das Kind des Mannes ist, dessen Leiche wir im Keller Ihres oder vielmehr seines Hauses gefunden haben."

Theodor Schlick ließ das Haupt auf die Brust sinken.

Wohl fühlte er den Muth der Verzweiflung in seiner Seele erwachen, aber dieser Muth schwand, als er vernahm, daß Alles entdeckt war.

Wie konnte er dieser schweren, vernichtenden Anklage entgegentreten, die sich auf unwiderlegbare Beweise stützte?

Die Worte des Justizraths ließen vor seinem geistigen Auge das entsetzliche Bild des gemordeten Freundes aus dem Dunkel der Vergessenheit emportauchen, ihn schauderte bei dem Gedanken an die Sühne für dieses Verbrechen.

Harkort hatte sich rasch der Reisetasche bemächtigt, der Verbrecher sah es, es gab ihm einen Stich in's Herz, als er bemerkte, daß der Justizrath Anstalten traf, die Tasche zu versiegeln.

Die Gewißheit, seine Schätze verloren zu haben, schmerzte ihn tiefer als alles Andere.

„Von Ihnen hängt es ab, ob wir Sie als einen gemeinen Verbrecher, oder mit einiger Rücksicht auf Ihren Stand in die Heimath zurückbringen sollen," sagte der Agent der geheimen Polizei, von dessen Lippen das stereotype Lächeln des behaglichen Viehhändlers verschwunden

war. „Ich bin mit Instructionen für alle Fälle versehen und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich Sie unter Begleitung mehrerer Gensd'armen, die Hände auf den Rücken gefesselt, transportiren lassen werde, wenn Sie diese Behandlung einer rücksichtsvollen vorziehen."

Der Justizrath nickte beistimmend, auf seinen Wink setzte Balthasar sich hin, um das Protokoll aufzunehmen.

„Es handelt sich einfach darum, ob Sie als verstockter oder als reuiger Verbrecher transportirt werden wollen," nahm Harkort das Wort, während sein Blick unverwandt mit durchdringender Kraft auf dem Gefangenen ruhte, der mit zitternden Knieen, das Auge zu Boden gesenkt, vor ihm stand. „Gestehen Sie ein, Frau Grimm durch Arsenik vergiftet zu haben?"

„Und wenn ich gestehe, welche Rücksichten wird man mir angedeihen lassen?" fragte Schlick, trotzig das Haupt emporwerfend.

„Die einzigen, die wir Ihnen bewilligen dürfen," erwiderte Berger fest, „wir werden Sie nicht fesseln, sondern uns mit der Begleitung einiger Gensd'armen begnügen."

„Wenn Sie aber fragen, was wir im entgegengesetzten Falle thun werden, so lautet die Antwort anders. Wir haben das Recht, Sie zu Fuß durch die deutschen Städte und Dörfer marschiren zu lassen, ich glaube nicht, daß dieser Marsch eine angenehme Seite für Sie hat."

„Sie wollen also durch Drohungen ein Geständniß erzwingen?" fragte der Gefangene.

„Durchaus nicht,“ fuhr Berger fort, während er die Thür öffnete; „meine Herren, treten Sie ein, ich überliefere Ihnen diesen Raubmörder und verlasse mich darauf, daß Sie ihn an der Grenze abliefern. Vergessen Sie nicht, daß eine schwere Verantwortung auf Ihnen ruht.“

Vier französische Gensd'armen traten ein, sie luden vor den Augen des zitternden Gefangenen ihre Gewehre.

„Ich frage Sie noch einmal, wollen Sie freiwillig Ihre Verbrechen eingestehen?“ versetzte Harkort.

Schlick sank auf den Stuhl zurück, der noch hinter ihm stand.

„Also beantworten Sie meine erste Frage,“ fuhr der Justizrath fort, „bekennen Sie sich der Ermordung der Frau Grimm schuldig?“

„Ja.“

„In der Nacht vor ihrem Tode haben Sie, während die Wärterin schlief, eine Arsenikauflösung oder ein Arsenikpulver in die Medicin geschüttet, nachdem Sie zuvor die Wärterin durch Opium betäubt hatten. Sie haben darauf ein Mittel gesucht und gefunden, um die Wärterin für immer aus dem Hause und sogar aus Europa zu entfernen, weil Sie fürchteten, die Frau könne Verdacht gegen Sie hegen und diesem Verdacht später Worte leihen. Ist es nicht so?“

„Allerdings.“

„Sie begingen diesen Mord, um Ihren Freund zu isoliren. Schon damals hegten Sie die Absicht, sich seines Vermögens zu bemächtigen. Zu diesem Zweck beseitigten

Sie auch das Kind. Sie gaben vor, es sei gestorben, Niemand hat die Leiche des Kindes gesehen und der Todtengräber ahnte nicht, daß der Sarg das Cadaver eines Hundes barg. Weshalb mordeten Sie nicht auch das Kind? Was Ihnen bei der Mutter so vortrefflich gelungen war, konnte Ihnen bei dem Säugling nicht schwer fallen."

Schlick erhob das Haupt, aber er wagte nicht, dem strengen forschenden Blick des Justizraths zu begegnen.

„Ich wollte später das Mädchen in die Arme des Vaters zurückführen," sagte er, „nicht Gewinnsucht, sondern der Haß gegen jene Frau, die mich tief beleidigt hatte, flößte mir den Mordgedanken ein."

„Sie erkennen also Veronika als die Tochter des ermordeten Wucherers Franz Grimm an?" fragte der Justizrath.

„Ja."

„Gut, — ich überlasse es gerne dem Untersuchungsrichter, zu ermitteln, was Sie bewogen hat, den Doppelmord zu begehen. Sie ermordeten später und zwar in der Nacht vom 8. auf den 9. August Ihren Freund Grimm, den Vater Veronika's. Es ist noch unklar, wodurch Sie ihm das Leben genommen haben, der Gerichtsarzt behauptet, Sie hätten ihn erdrosselt, — ist dem so?"

„Ja. Ich kam in Wortwechsel mit ihm, ich wußte selbst nicht, was ich that —"

„Erlauben Sie, es war ein Mord mit Vorbedacht und Ueberlegung, denn Sie haben einen Mitschuldigen.

Vor Ihnen verließ kurz vor Tagesanbruch ein Anderer das Haus, er hat Ihnen bei der Verscharrung der Leiche und voraussichtlich auch bei dem Morde hülfreiche Hand geleistet. Sie sehen, wir sind gut unterrichtet. War dieser Helfershelfer derselbe Schuft, der auf Ihren Befehl nach Amerika reiste, um dort —"

„Wenn Sie das Alles wissen, wer anders als dieser Raufbold kann es Ihnen mitgetheilt haben?" unterbrach ihn Schlick aufwallend. „Er hat den Wucherer erdrosselt, er überfiel ihn, während ich mich mit ihm unterhielt."

„Genug," sagte Berger, „dieses Geständniß genügt uns. Meine Herren, haben Sie die Güte, dieses Protokoll zu unterschreiben, welches ich in französischer Sprache Ihnen vorlesen werde, alsdann übergebe ich den Verbrecher Ihrer Obhut."

Alle Anwesenden unterschrieben, einer derselben drückte ein großes Siegel unter das Dokument und verlieh ihm dadurch eine Rechtsgültigkeit, welche Niemand antasten konnte.

Nach kurzer Berathung beschloß man, am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge den Rücktransport zu beginnen; Berger, der Justizrath, Balthasar und zwei Gensd'armen sollten den Verbrecher begleiten.

Die Grenzbeamten wurden durch den Telegraph von dem Fall in Kenntniß gesetzt, sie hatten dafür zu sorgen, daß an der betreffenden Station einige Gensd'armen sich bereit hielten, den Verbrecher in Empfang zu nehmen und weiter zu transportiren.

Die Nacht konnte Schlick im Gasthofe verbleiben, aber er mußte es sich gefallen lassen, daß zwei Gensd'armen im Zimmer und zwei auf dem Corridor ihn bewachten. Die Bewachung wäre unnöthig gewesen.

Der Gefangene dachte nicht an eine Flucht oder an einen anderen Weg, sich der weltlichen Gerechtigkeit zu entziehen.

Sein Muth war gebrochen, seine Thatkraft gelähmt, seitdem er die schwere Blutschuld eingestanden hatte.

Er blieb am Kamin sitzen und starrte in die Gluth hinein, bis der letzte Funken erloschen war und auch dann noch blieb sein stierer Blick unverwandt auf die Asche gerichtet, aus der doch für ihn nur entsetzliche, beängstigende Bilder emporsteigen konnten.

Als er am nächsten Morgen aufgefordert wurde, die Reise anzutreten, erhob er sich mechanisch, willenlos, gleich einem Kinde ließ er sich führen, und nur einmal blitzte die Gluth des Hasses in seinen Augen auf, in dem Augenblick, in welchem der Justizrath ihm gegenüber im Coupé Platz nahm.

Berger hielt es für nöthig, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Gensd'armen strengen Befehl hätten, ihre Büchsen auf ihn abzufeuern, sobald er wagte, einen Fluchtversuch zu machen; der Gefangene hörte ihn an, ohne das Haupt zu erheben, er nickte nur, zum Zeichen, daß er die Warnung gehört und verstanden habe.

---

22. Kapitel.

Unter allen öffentlichen Beamten ist der Postbote wohl einer der wichtigsten.

Wie manches Herz schlägt lauter, wenn er eintritt, wie manches Auge blickt enttäuscht, traurig oder unmuthig ihm nach, wenn er vorbeigeht! Wie viel Glück und Unglück, wie viel Freude und Leid trägt er in seiner Hand, wenn er seinen mühsamen Gang antritt!

Schon seit mehreren Tagen hatte Ernst einen Brief erwartet, vor seiner Abreise versprach der Justizrath zu schreiben, sobald die Umstände es erlaubten.

Nun war heute endlich ein Brief eingetroffen und der junge Mann zögerte, das Siegel zu erbrechen.

Die Adresse trug den Poststempel „Marseille“ und die Handschrift des Justizraths.

Welche Nachrichten barg dieser Brief?

War es dem alten Herrn gelungen, des Verbrechers habhaft zu werden? Hatte Schlick ein Geständniß abgelegt und welches?

Wie nun, wenn Veronika dennoch seine Tochter war und dies nach allen vorhergegangenen Vermuthungen und Gerüchten in öffentlicher Gerichtssitzung betont wurde?

Mußte nicht in den Augen der öffentlichen Meinung ein Theil seiner Schande auf sie zurückfallen, mußte es nicht tief in ihre Seele einschneiden, wenn der Vater auf dem Schaffot den Tod durch Henkershand erlitt?

Aber wie dem auch sein mochte, es lag nicht in der

Macht des jungen Mannes, das zu ändern, er mußte die Dinge nehmen, wie sie kamen und in den schweren Stunden der Geliebten beistehen.

Heinrich Freudenreich hielt erwartungsvoll seinen Blick auf das gedankenvolle Gesicht des Baumeisters gerichtet, er mochte ahnen, was in der Seele desselben vorging.

Auch ihm war es nicht gleichgültig, was dieser Brief enthielt, dessen Absender er in der Handschrift erkannte.

Er hatte schon oft und mit schweren, bangen Sorgen darüber nachgedacht, welche Strafe ihn treffen werde, wenn die Behörde erführe, daß der Verbrecher durch ihn gewarnt worden wäre, und eben weil er wußte, daß diese Warnung gesetzlich bestraft würde, wünschte er im Stillen, dem Entflohenen möge die Flucht gelingen.

Ernst hatte den Brief geöffnet, er las ihn aufmerksam, seine Züge erheiterten sich mehr und mehr, die dicken Wolken schwanden.

„Gott sei Dank!" sagte er, während er den Brief wieder zusammenfaltete. „Schlick hat gestanden, Veronika ist die Tochter des Ermordeten."

„Er hat gestanden?" fragte der Schreiber mit so unverkennbaren Zeichen der Verwirrung und Bestürzung, daß Ernst befremdet aufblickte.

„Freiwillig, über das Geständniß wurde ein Protokoll aufgenommen."

„Und der Herr Justizrath — — theilt aus diesem Geständnisse nichts mehr mit?"

„Was soll er mehr mittheilen?" fragte Ernst mit

wachsendem Erstaunen. „Alles Andere hat Zeit, bis der Verbrecher hier eintrifft. — Aber mein Gott, was haben Sie, Sie zittern ja wie Espenlaub?“

„O, nichts, nichts —“

„Suchen Sie nicht mich zu täuschen, Sie hegen Besorgnisse, sehr ernste Besorgnisse.“

Heinrich Freudenreich trocknete die nasse Stirne und sah mit einem flehenden Blick den jungen Herrn an.

„Es ist wahr,“ sagte er, „ich hege Besorgnisse, ich weiß nicht, was aus meiner Familie, aus mir werden soll, wenn — es ist wahrhaftig in keiner bösen Absicht geschehen?“

„Aber was ist denn geschehen?“

„Wenn ich gewußt hätte, daß dieser Mann ein Mörder wäre, würde ich ihn gewiß nicht gewarnt haben. Ich that das nur, um ihm zu zeigen, daß ich keinen Groll gegen ihn hegte, trotzdem ich Ursache genug dazu hatte. Aber das Gericht wird das von einem andern Standpunkte beurtheilen und — — der Hehler ist so gut wie der Stehler.“

Ernst empfand Mitleid mit dem geängsteten Manne, die Wahrheit seiner Behauptungen konnte er nicht bezweifeln.

„Es war eine unüberlegte Handlung,“ sagte er, „zumal Sie keine Verpflichtung zu einer solchen Warnung hatten.“

„Ich weiß das, aber —“

„Jawohl, — wenn und aber! Indeß so schlimm ist

es nicht, Sie dürfen sich beruhigen. Sie haben mir damals durch die Warnung, ohne daß Sie es wußten, einen Dienst erzeigt, es konnte mir ja nur angenehm sein, wenn der Mann entwich, den meine Braut Vater nennen mußte. So will ich denn Ihre Schuld auf mich nehmen; die Gründe, welche ich für diese Warnung vorschütze, müssen mich entschuldigen."

In den Augen des Schreibers leuchtete es freudig auf, erst jetzt, als die drohende Gefahr ganz beseitigt war, erkannte er sie in ihrem ganzen Umfange.

„Mein Vater wird das freilich nicht glauben," fuhr Ernst fort, „er weiß ja, daß ich an jenem Abend nicht von seiner Seite wich, aber auch das soll Sie nicht beunruhigen. Ich habe Ihr Talent erprobt, Sie sind ein tüchtiger, geschickter Zeichner, weshalb wollen Sie länger Copist bleiben? Ich engagire Sie für mein Bureau, und wenn es bei mir an Arbeit fehlt, was schwerlich der Fall sein wird, so verschaffe ich Ihnen andere Arbeit. Daß Sie dadurch ein bedeutend höheres Einkommen gewinnen, werden Sie nach den bisher gemachten Erfahrungen wissen, und nun geben Sie mir die Dokumente, welche im vergangenen Sommer Franz Grimm meinem Vater anvertraut hat."

Das war zu viel des Glückes auf einmal, Heinrich Freudenreich fand keine Worte für seine Freude und seinen Dank.

Er hätte den jungen Mann umarmen und an sein

Herz drücken mögen für diesen Edelmuth — aber Ernst erwartete mit sichtbarer Ungeduld die Dokumente.

„Lassen Sie das Testament liegen,“ sagte er, als er das Packetchen geöffnet hatte, welches der Schreiber ihm überreichte, „zur Eröffnung desselben ist nur das Gericht berechtigt.“

Eine Viertelstunde später verließ Ernst in Begleitung seiner Schwester das Haus.

Die beiden eilten zu Veronika, um ihr die erhaltenen Nachrichten, die sie ja zumeist betrafen, mitzutheilen.

— — — — — — — — — — —

Jahre sind seitdem verstrichen, Tante Therese ist zur Ruhe gegangen, und in dem kleinen gemüthlichen Hause wohnt jetzt der Baumeister Ernst Harkort mit seiner jungen, blühenden Gattin.

Es ist eine wahre Lust, an heiteren Frühlings- oder Sommertagen in einer schattigen Laube des sorgsam gepflegten Gartens zu sitzen und dem Spielen der fröhlichen Kinderschaar zuzuschauen, während der Herr Papa sehr ernst und gravitätisch mit seiner langen Pfeife unter ihnen auf- und abwandert und die lebenslustige, schöne junge Frau mit ihrem silberhellen Lachen in das Jauchzen der Kinder einstimmt.

Der Herr Papa bleibt stehen, er versucht eine recht ernste, mißbilligende Miene aufzusetzen, aber auch er muß in den Jubel einstimmen, es sieht gar zu drollig aus, wenn der kleine kugelrunde Ernst auf dem großen, treuen St. Bernhardshunde reitet und Sultan sich das specielle

Vergnügen macht, seinen kleinen Freund sanft über Nacken und Kopf in's Gras gleiten zu lassen.

Jetzt tritt auch der Großvater in den Garten.

Noch immer der alte bewegliche, lebensfrische Herr, nur, daß sein Haupt etwas grauer geworden ist.

Seine lieben, seelenvollen Augen haben von ihrem Glanze, ihrer Herzlichkeit und Gutmüthigkeit nichts eingebüßt.

Und wie ihn die Kinder sehen, so eilen sie ihm auch schon entgegen und im nächsten Augenblick verschwindet der Kopf des kleinen Ernst in dem Hute des Großpapa's, den er mit einer merkwürdigen Consequenz nur „Boppermann“ nennt, während der größere Gustav auf dem Rohrstock lustig durch den Garten reitet.

Und neue Gäste kommen, die Großmama, deren Tasche sofort einer gründlichen Revision unterworfen wird, Tante Emma mit ihrem liebenswürdigen, heiteren Temperament und Oheim Gustav, der sich so gerne das Vergnügen macht, mit den Kleinen gymnastische Uebungen anzustellen, die gar oft der Mutter Angst und Entsetzen einflößen.

Wenn Tante Therese, deren Bild mit einem Epheukranz umwunden im Salon hängt, all' dieses Glück erlebt hätte, als dessen Schöpferin sie zum Theile auch sich betrachten durfte!

Gewiß, ihr Herz wäre wieder weich geworden, neue Blüthen würden in ihm sich erschlossen haben, ein neuer Lebensfrühling wäre für ihre Seele wieder angebrochen.

Das sagt auch der Justizrath, wenn er gedankenvoll

vor dem Bilde steht und wohl nur deshalb dem Spaniol so stark zuspricht, daß er seiner Wirkung das Wasser in seinen Augen zuschreiben kann.

Eine heitere, glückliche Familie, deren azurblauen Horizont keine Wolke trübt.

Keine Wolke?

Nein! Was hat sie noch mit dem hageren, abgezehrten und verwilderten Mann zu schaffen, der im Irrenhause an den eisernen Stäben seines Käfigs rüttelt und mit heiserer Stimme seine Schätze zurückverlangt?

Er ist todt für sie und für Alle, nur nicht für den Wärter, dem der Tobsüchtige das Leben oft sauer macht.

Wahnsinn hat seinen Geist umnachtet und in dieser Geistesnacht flackert gleich einem Irrwisch nur noch eine leise Erinnerung an die Schätze, für die er so schwer gesündigt hat.

Das Richtschwert des Henkers schwebt über seinem Haupte, die weltlichen Richter haben den Stab über ihn gebrochen, er verließ den Kerker an demselben Tage, an welchem er das Schaffot besteigen sollte, um den Rest seines Lebens im Irrenhause zu verbringen.

Der Genosse seiner Verbrechen ist drüben verschollen; trotz allen Bemühungen der Frau Hauer, die bald nach dem Urtheilsspruche Europa wieder verließ, gelang es nicht, eine Spur von ihm zu finden.

Seitdem Frau Hauer abgereist ist, vermiethet Meister Grün die beiden Zimmer nicht mehr.

Er nennt sie seine Salons und seine Frau ist nicht minder stolz, wie er, auf diese Räume.

Zwar will die Frau des Schusters behaupten, wenn man ihr die eleganten kostbaren Möbel aus der Mord-höhle drüben angeboten hätte, würde sie dieselben mit Abscheu zurückgewiesen haben, aber Niemand kann einem Menschen in's Herz sehen und der Neid ist die Wurzel alles Uebels.

Meister Grün kümmert sich nicht um die boshaften Bemerkungen seiner Nachbarin, er ist an den Wochentagen vollauf beschäftigt und die Sonntage bringt er meist in seinen Salons zu, wo er manches interessante und lehrreiche Gespräch über vergangene Zeiten mit seiner Frau führt.

Seit jenen Tagen, deren Ereignisse niemals seinem Gedächtnisse entschwinden, hat auch drüben Manches sich geändert.

Es kam eine Zeit, in der Niemand das düstere, unheimliche Haus kaufen oder miethen wollte, die Jalusieen blieben geschlossen und nur die alte Martha, die Hüterin des Hauses, sah man aus- und eingehen.

Dann ging eines Tages der Baumeister Harkort zum Bürgermeister der Stadt, und einige Wochen später wirthschafteten die Schreiner, Maurer und Schlosser in dem Gebäude.

Seitdem wird es in den großen Registern der Stadt als ein städtisches Armenschulhaus bezeichnet, — als eine Schenkung der ehr- und tugendsamen Frau Veronika Harkort, geborne Grimm.

Der rothe Balthasar will heirathen.

Er hat die Schreiberstube verlassen und tritt jetzt selbst-

ständig als Rechtsconsulent in den Gerichtssitzungen auf. Einige glücklich durchgeführte Processe haben ihm eine Praxis verschafft, mit der er zufrieden sein darf.

Ob er das Schicksal des Seifensieders theilen wird, der die Hoffnung, eine Lebensgefährtin zu finden, längst verloren hat?

Schwerlich, man sieht ihn oft Arm in Arm mit einer jungen, frischen Dame, und die Leute behaupten, sie bringe ihm eine namhafte Mitgift mit.

Heinrich Freudenreich behauptet nun auch nicht mehr, daß das Schicksal ihn zum Leiden und Dulden ausersehen habe.

Er hat die armselige Wohnung in der engen, dumpfen Gasse längst verlassen und schreitet jetzt so sicher und stolz einher, als ob er über Millionen verfügen könne.

Er fühlt etwas von einem Künstlergenie in sich, seitdem er unter den Baumeistern der Stadt den Ruf hat, daß seine Zeichnungen die exactesten und saubersten seien. Auf diesen Ruf ist er stolz, nicht auf sein Glück, er weiß ja sehr gut, wie rasch Glück und Unglück wechseln können. Er ist der Einzige, der von Zeit zu Zeit den Tobsüchtigen besucht, wenn er auch die Handlungen dieses Mannes in tiefster Seele verabscheut; er betrachtet ihn als den Begründer seines Glücks, als solchen bewahrt er ihm eine gewisse Anhänglichkeit, die ihn längst vergessen und vergeben ließ, daß einst dieser Unglückliche ihn und seine Familie in namenloses Elend stürzen wollte.

Druck von M. Rosenberg in Hamburg.